

GEO EPOCHE

ZEITUNG FÜR GESCHICHTE

DIE FRANZÖSISCHE REVOLUTION GEO EPOCHE



Französische Revolution

Der Prunk von Versailles und der Volksaufstand in Paris,
der Kampf um die Republik und die Herrschaft der Guillotine
Die Zeitenwende 1789-1799

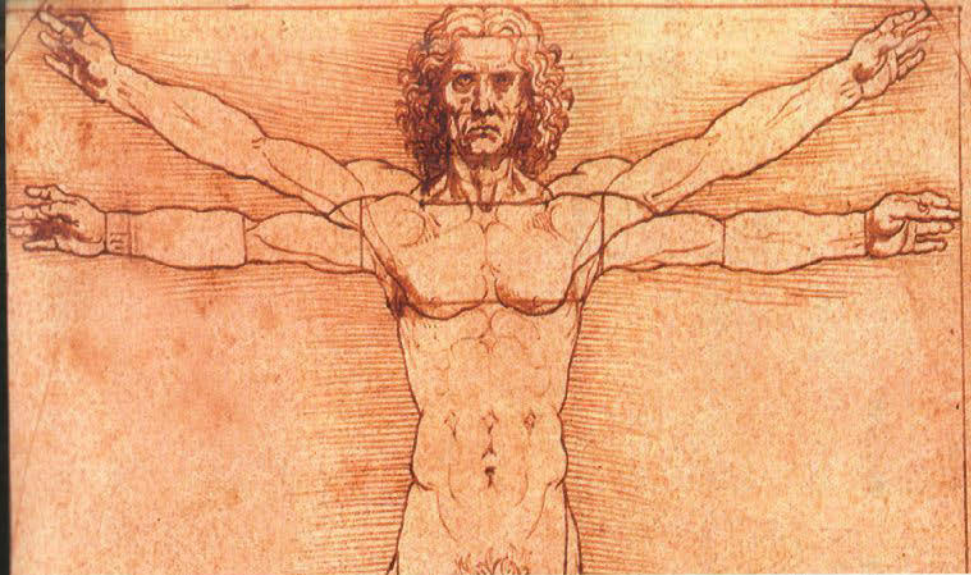
€ 8,00

[D]



9 783570 196724

ISSN 0935-3573-19672-4
ISBN 3-570-19672-0



Jetzt im Handel

2006 Q 525

Den Schlüssel zu seinem Code gibt es am Kiosk: **Leonardo da Vinci.**

„Mona Lisa“ und „Das letzte Abendmahl“ machten Leonardo weltberühmt. Aber er war mehr als ein genialer Maler. Er war der Mann, der alles wissen und durchschauen wollte, Superhirn, Ingenieur, Informatiker. Der Gigant – jetzt in GEO.

www.geo.de

NEU-GUINEA
Die Kopfjäger und der weiße Kannibale

16. Juni 2006 DAS NEUE BILD DER ERDE

www.geo.de

LEONARDO DA VINCI

Das geheimnisvolle Genie. Der Schöpfer der Mona Lisa. Der Erfinder fantastischer Maschinen. Wer war Leonardo? Und weshalb wird er gerade jetzt so gefeiert?

www.geo.de

2006-7041

GEO. Die Welt mit anderen Augen sehen

GEO EPOCHE widmet sich in jeder Ausgabe einer bestimmten historischen Periode und bezieht sich dabei auf den neuesten Stand der Forschung.

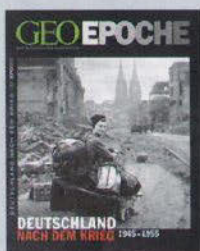
GEO EPOCHE präsentiert Geschichte in gewohnt hoher GEO-Qualität: umfassend, spannend und mit seriösem Hintergrund.

GEO EPOCHE macht mit anschaulichen Reportagen und opulenten Bildessays die Vergangenheit lebendig und zeigt den Bezug zur Gegenwart auf.

Nutzen Sie diese Angebote, um mit GEO EPOCHE in die Geschichte einzutauchen:

1. Die beliebtesten Ausgaben der letzten Jahre zum Nachbestellen.
2. GEO EPOCHE ab sofort frei Haus mit über 13% Ersparnis und einem Geschenk Ihrer Wahl. Sie verpassen keine Ausgabe mehr!

1. Jetzt nachbestellen!



2. Jetzt sichern!



**GRATIS
zur Wahl!**



Bergmann-Uhr »1960«

Cremefarbenes Zifferblatt mit aufgesetzten Metall-Indexen und Datumsanzeige, gewölbtes Mineralglas, braunes PU-Lederarmband. Ø ca. 35 mm.

Acryl-Sammelbox

Diese praktische Sammelbox schützt Ihre wertvolle Sammlung vor Staub und gibt bis zu 7 Heften einen sicheren Stand.



Ein Beispiel: Wie üblich bei historischen Reportagen, hat Cay Rademacher, der Autor des Beitrags über den 14. Juli, versucht, den Ablauf der Ereignisse an jenem Tag so präzise wie möglich zu rekonstruieren. Er stützte sich dabei auf zahlreiche Bücher, Briefesammlungen sowie andere Zeugenaussagen und erarbeitete auf diese Weise eine minutiöse Chronologie der Ereignisse.

Das Problem: Etliche seiner Quellen widersprechen einander in ihren Zeitangaben, teilweise um mehrere Stunden. Und so war es die Aufgabe von Cay Rademacher und Sedlmair, unterstützt durch die wissenschaftliche Beraterin Christina Schröer (Fachgebiet: Historische Linguistik im 18. Jahrhundert), diese Ungenauigkeiten zu beseitigen. Dazu nahmen sich die drei unter anderem den Stadtplan von Paris vor, um Wegstrecken nachzumessen und auszurechnen, wie viel Zeit beispielsweise jener Bote gebraucht haben könnte, der am Abend des 14. Juli als Erster die Nachricht vom Sturm auf die Bastille ins 30 Kilometer entfernte Versailles brachte.

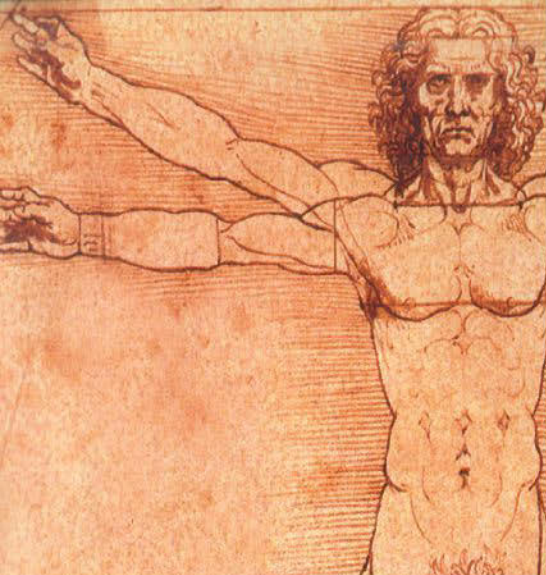
Doch nicht allein solche Details hatten die drei in ihrer insgesamt drei Monate andauernden Arbeit im Blick, sondern auch die aktuelle historische Forschung. So hat sich beispielsweise die Einschätzung der „Gegenrevolution“ – also des militanten Widerstands gegen die Pariser Aufständischen – in den vergangenen Jahren grundlegend geändert.

Neigten die Historiker zuvor dazu, diesen Widerstand je nach politischem Standpunkt entweder zu verherrlichen oder zu dämonisieren, wird die Diskussion inzwischen deutlich sachlicher geführt. Sie ist nun mehr von Inhalten als von Ideologie geprägt, was sich auch in diesem Heft widerspiegelt.

Wie schon erwähnt: Die Französische Revolution ist so spannend wie ein Roman – doch bei den Tatsachen hat sich unser Team keinerlei künstlerische Freiheit genommen.

Herzlich Ihr

Michael Schaper
Michael Schaper



Den Schlüssel es am Kiosk

„Mona Lisa“ und „Das letzte Abendmahl“
Er war der Mann, der alles wissen und durch

Sichern Sie sich alle GEO EPOCHE-Vorteile

- Ein Dankeschön Ihrer Wahl gratis!
- Sie sparen über 13 % gegenüber dem Einzelkauf!
- Lieferung frei Haus!
- Nach 4 Ausgaben jederzeit kündbar!
- Geld-zurück-Garantie für zu viel bezahlte Hefte!
- Nachbestelloption für die besten Ausgaben der letzten Jahre!*

Alle Vorteile nutzen Sie einfach per

Tel.: 01805/861 80 00

(12 Cent/Min.)

*Nur solange der Vorrat reicht!

oder mit der Vorteilskarte

GEO EPOCHE-Vorteilskarte

1. Jetzt nachbestellen!

- ☐ Ich bestelle die unten angekreuzten GEO EPOCHE-Ausgaben nach. Ich erhalte die fehlenden Hefte für je € 8,- zzgl. Porto und Verpackung.
- | | |
|--|--|
| <input type="checkbox"/> Heft 09/02: Deutschland nach dem Krieg
(Bestell-Nr.: 70016804) | <input type="checkbox"/> Heft 12/04: Deutschland um 1900
(Bestell-Nr.: 70029999) |
| <input type="checkbox"/> Heft 10/03: Die Macht der Päpste – Nachdruck
(Bestell-Nr.: 70016803) | <input type="checkbox"/> Heft 14/04: Der Erste Weltkrieg
(Bestell-Nr.: 70035753) |
| <input type="checkbox"/> Heft 11/03: Amerikas Weg zur Weltmacht
(Bestell-Nr.: 70029998) | <input type="checkbox"/> Heft 16/05: Tsunami – Der Tod aus dem Meer
(Bestell-Nr.: 70040693) |

2. Jetzt sichern!

- ☐ Ja, ich bestelle GEO EPOCHE 4x jährlich zum Preis von zzt. € 6,90 statt € 8,- pro Heft im Einzelkauf. Ich spare dabei über 13%! Zum Dank für meine Bestellung erhalte ich ☐ die Bergmann-Uhr »1960« oder ☐ den Acryl-Schuber nach Zahlungseingang gratis. Ich gehe kein Risiko ein, denn ich kann nach Erhalt der 4. Ausgabe jederzeit kündigen. Das Geld für bezahlte, aber nicht gelieferte Ausgaben erhalte ich zurück. Alle Preise inkl. Zustellung und MwSt. Die Preise gelten in Deutschland. Auslandspreise auf Anfrage.

Name, Vorname		Geburtsdatum <u>19</u>	
Straße/Nr.			
PLZ	Wohnort		
Telefonnummer	E-Mail		
<input type="checkbox"/> Ja, ich bin damit einverstanden, dass Sie mich künftig per Telefon oder E-Mail über interessante Angebote von Gruner+Jahr und Partnerunternehmen informieren. Ich zahle gegen Rechnung. Bitte keine Vorauszahlung leisten.			
Widerrufsrecht: Die Bestellung kann ich innerhalb der folgenden zwei Wochen ohne Begründung beim GEO EPOCHE Kunden-Service, 20080 Hamburg, in Textform (z.B. Brief oder E-Mail) oder durch Rücksendung der Zeitschrift widerrufen. Zur Fristwahrung genügt die rechtzeitige Absendung.			
Datum	Unterschrift		491412

Antwort
GEO EPOCHE
Kunden-Service
20080 Hamburg

Liebe Leserin, lieber Leser



Der historischen Wahrheit auf der Spur: Christina Schröer, 31, hat als wissenschaftliche Beraterin an der Konzeption dieses Heftes mitgewirkt und zudem Olaf Mischer, 47 (links), und Andreas Sedlmair, 40, unterstützt, deren Aufgabe es ist, alle Beiträge auf Fakten-treue zu prüfen

Die Französische Revolution, hat der Historiker Hans-Ulrich Thamer kürzlich geschrieben, war ein „Laboratorium der Moderne“. Denn in den zehn Jahren zwischen dem Sturm auf die Bastille und der Machtübernahme durch Napoleon Bonaparte durchlebte Frankreich wie im Zeitraffer alle Staatsformen, die für das 19. und 20. Jahrhundert prägend werden sollten: von der konstitutionellen Monarchie über die demokratische Republik bis zur Diktatur einer Minderheit, die für sich in Anspruch nahm, den Volkswillen besser als alle anderen zu kennen.

Zudem wurden in jenen Jahren die wesentlichen Errungenschaften unserer pluralistischen, demokratisch organisierten Gesellschaft erstritten: Verfassung, Menschenrechte, Gewaltenteilung.

Die Ständeschranken fielen, Karrieren waren fortan von der individuellen Leistung abhängig und nicht von der Herkunft; es entstand die bürgerliche Gesellschaft sowie ein Zivilrecht, das nun für alle gleichermaßen galt.

Fast alles, was die moderne Politik ausmacht, prägte also bereits die Jahre 1789 ff. Auch im Negativen – etwa die Verfolgung Andersdenkender im Namen einer Ideologie. Also politische Denunziationen. Säuberungen, Schauprozesse, Deportationen, Hinrichtungen.

Doch trotz aller Irrwege: Damals entstand der Glaube daran, dass der Mensch die Umstände, unter denen er sein Zusammenleben mit anderen organisiert, selbst bestimmen kann. Mit anderen Worten: Es entstand der Glaube an die Gestaltungskraft von Politik.

Insofern wirkt die Französische Revolution tagtäglich bis in die Gegenwart fort.

*

Wie in jeder Ausgabe von GEOEPOCHÉ sind auch in dem vorliegenden Heft alle Daten und Fakten von den Historikern Olaf Mischer und Andreas Sedlmair, den beiden Redakteuren unseres Verifikationsteams, auf Korrektheit, Logik und Plausibilität geprüft worden. Denn mögen sich manche Texte dank ihres Detailreichtums streckenweise auch lesen, wie von einem fantasiebegabten Autor erdacht: Sie sind in jeder Einzelheit faktisch belegt oder wissenschaftlich seriös abgeleitet.

Ein Beispiel: Wie üblich bei historischen Reportagen, hat Cay Rademacher, der Autor des Beitrags über den 14. Juli, versucht, den Ablauf der Ereignisse an jenem Tag so präzise wie möglich zu rekonstruieren. Er stützte sich dabei auf zahlreiche Bücher, auf Briefesammlungen sowie andere Zeugenaussagen und erarbeitete auf diese Weise eine minutiöse Chronologie der Ereignisse.

Das Problem: Etliche seiner Quellen widersprachen einander in ihren Zeitangaben, teilweise um mehrere Stunden. Und so war es die Aufgabe von Mischer und Sedlmair, unterstützt durch die wissenschaftliche Beraterin Christina Schröer (Fachgebiet: Frankreich im 18. Jahrhundert), diese Ungenauigkeiten zu beseitigen. Dazu nahmen sich die drei unter anderem den Stadtplan von Paris vor, um Wegstrecken nachzumessen und auszurechnen, wie viel Zeit beispielsweise jener Bote gebraucht haben könnte, der am Abend des 14. Juli als Erster die Nachricht vom Sturm auf die Bastille ins 30 Kilometer entfernte Versailles brachte.

Doch nicht allein solche Details hatten die drei bei ihrer insgesamt drei Monate andauernden Arbeit im Blick, sondern auch die aktuelle historische Forschung. So hat sich beispielsweise die Einschätzung der „Gegenrevolution“ – also des militanten Widerstands gegen die Pariser Aufständischen – in den vergangenen Jahren grundlegend geändert.

Neigten die Historiker zuvor dazu, diesen Widerstand je nach politischem Standpunkt entweder zu verherrlichen oder zu dämonisieren, wird die Diskussion inzwischen deutlich sachlicher geführt. Sie ist nun mehr von Inhalten als von Ideologie geprägt, was sich auch in diesem Heft widerspiegelt.

Wie schon erwähnt: Die Französische Revolution ist so spannend wie ein Roman – doch bei den Tatsachen hat sich unser Team keinerlei künstlerische Freiheit genommen.

Herzlich Ihr

Michael Schaper
Michael Schaper

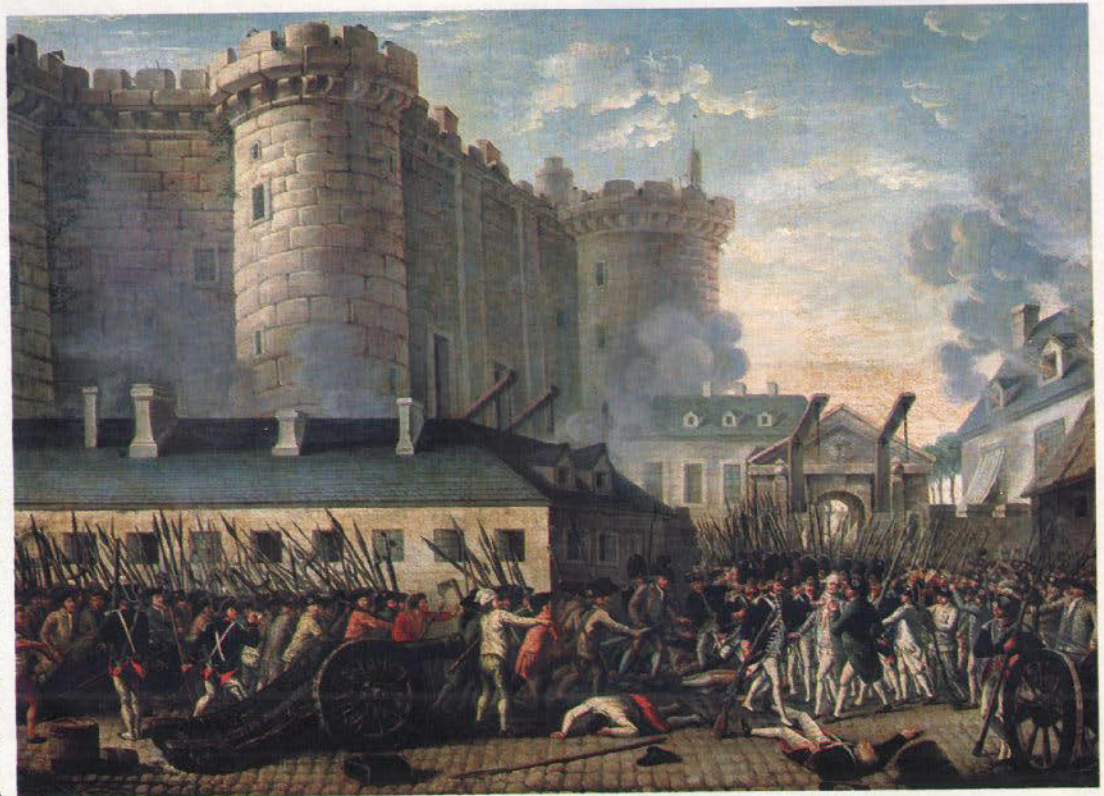


1757 VOR DEM STURM

Ludwig XV., absoluter Herrscher am Hof von Versailles, zelebriert Luxus und Frivolität. Doch durch teure Kriege und verschleppte Reformen gleitet Frankreich in die Krise – die für seinen Nachfolger Ludwig XVI. schließlich zur tödlichen Gefahr wird.
Seite 6

1789 14. JULI

Am 14. Juli 1789 stürmen Pariser Bürger die Festung Bastille. Das Volk hat sich bewaffnet und die Militärmacht des Königs gebrochen. Die Revolution hat gesiegt – doch wohin sie nun führen soll, weiß niemand.
Seite 54



1789 DER AUFTAKT

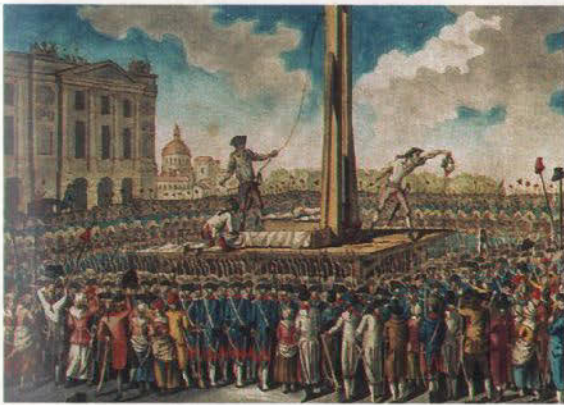
König Ludwig XVI. ist bankrott. In seiner Not ruft er im Mai 1789 die Vertreter von Klerus, Adel sowie Bürgern und Bauern nach Versailles. Doch die Delegierten des Dritten Standes verweigern ihm den Gehorsam.
Seite 34



1775 KAMPF UMS TÄGLICHE BROT

Arm, rechtlos, gewaltbereit: Als die Landbevölkerung nach einer Missernte Hunger leidet, bedrohen Plünderer Paris und Versailles. Ein düsteres Omen für das, was kommen wird.
Seite 28





1793 **ENDE EINES KÖNIGS**

Ludwig XVI. kämpft im Geheimen gegen die Revolution, schmiedet Komplote und plant die Flucht. Vergebens: Der Weg des Monarchen endet am 21. Januar 1793 auf dem Schafott.
Seite 94

MONUMENTE EINER NEUEN ZEIT

Die Umwälzung erfasst nicht nur die Politik: Architekten wie Etienne-Louis Boullée träumen von gigantischen revolutionären Bauten – und schaffen unfreiwillig Vorbilder für Diktaturen späterer Epochen.
Seite 86



1793/94 **TUGEND ODER TOD**

Radikale Revolutionäre wie Jean-Paul Marat – der schließlich in seinem Bad ermordet wird – und Robespierre wollen durch Notstandsmaßnahmen die Republik retten. Doch ihre Schreckensherrschaft eskaliert, und so fallen der *Terreur* Tausende Unschuldige zum Opfer.
Seite 134



1795–1799 **DER KAMPF UM DIE REPUBLIK**

Nach dem Ende von Robespierres Diktatur feiern die Überlebenden makabre Bälle auf den Friedhöfen. Dann nutzt ein General die Wirren der Republik zum Staatsstreich: Napoleon Bonaparte.
Seite 160

Krise der Monarchie, 1757: Vor dem Sturm – das Attentat auf den König 6

Erhebung des Landvolkes, 1775: Kampf ums tägliche Brot 28

Einberufung der Generalstände, 1789: Der Auftakt zum Umsturz 34

Galerie der Revolution I: Pioniere des Umbruchs 52

Sturm auf die Bastille, 1789: 14. Juli – die Revolution in Paris 54

Architektur: Monumente einer neuen Zeit 86

Hinrichtung Ludwigs XVI., 1793: Ende eines Königs 94

Europäische Kriege, 1792–1799: Die große Wende von Valmy 114

Galerie der Revolution II: Zeugen der Angst 124

Aufstand in der Vendée, 1793: Verbrannte Erde – der Kampf gegen die Revolution 126

Das Regime Robespierres, 1793/94: Tugend oder Tod 134

Galerie der Revolution III: Erben der Zeitenwende 158

Direktorium, 1795–1799: Der Kampf um die Republik und der Aufstieg Napoleons 160

Zeitläufte: Daten und Fakten zur Revolution 170

Vorschau: Preußen 178

Impressum: 177

Fotohinweise: 177

Redaktionsschluss: 8. Mai 2006



Das Titelbild dieser Ausgabe zeigt das Gemälde „Die Freiheit führt das Volk“, das Eugène Delacroix aus Anlass eines anderen Umsturzes in Frankreich gemalt hat: der Juli-Revolution von 1830. Doch trägt die Frauengestalt im Zentrum, die Allegorie der Freiheit, mit der Jakobinermütze und der Trikolore die Embleme der Erhebung von 1789–1799. Denn schon Delacroix' Zeitgenossen galt die „Große Revolution“ als Blaupause aller zukünftigen Aufstände. Und so ist dieses Bild zum Symbol der Französischen Revolution an sich geworden.



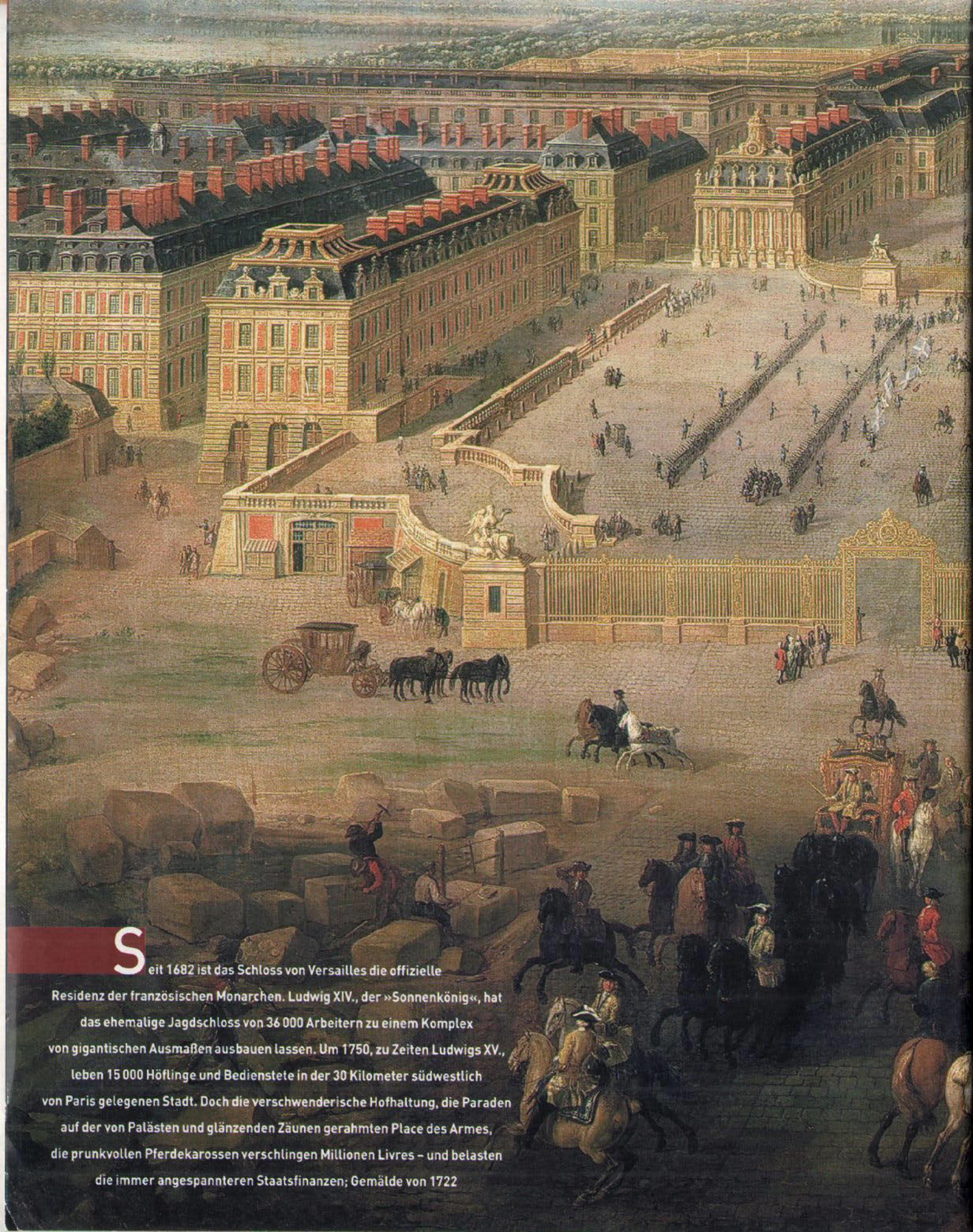
Ludwig XV., seit 1715 König in Frankreich, will das Land mit absoluter Machtfülle regieren. Doch er kann nicht verhindern, dass sein Reich in die Krise taumelt



Vor dem Sturm

Frankreich im 18. Jahrhundert: Das Königreich ist der mächtigste Staat Europas. Kein Fürst gebietet über mehr Untertanen und Soldaten als Ludwig XV. Niemand übertrifft den Prunk seiner Residenz in Versailles und die Raffinesse des höfischen Lebens. Doch Ludwigs Herrschaft gerät immer stärker in Bedrängnis: Skandale empören das Volk, Schlachten gehen verloren, die Finanzen sind zerrüttet, radikale Denker fordern das Ende des selbstherrlichen Regiments. Und 1757 gar zückt der einfache Untertan Robert-François Damiens (unten) den Dolch gegen seinen Monarchen – und läutet so das dramatische Finale des Ancien Régime ein





S

eit 1682 ist das Schloss von Versailles die offizielle Residenz der französischen Monarchen. Ludwig XIV., der »Sonnenkönig«, hat das ehemalige Jagdschloss von 36 000 Arbeitern zu einem Komplex von gigantischen Ausmaßen ausbauen lassen. Um 1750, zu Zeiten Ludwigs XV., leben 15 000 Höflinge und Bedienstete in der 30 Kilometer südwestlich von Paris gelegenen Stadt. Doch die verschwenderische Hofhaltung, die Paraden auf der von Palästen und glänzenden Zäunen gerahmten Place des Armes, die prunkvollen Pferdekutschen verschlingen Millionen Livres – und belasten die immer angespannten Staatsfinanzen; Gemälde von 1722



Auch die zahlreichen Mätressen des Königs profitieren vom Versailler Luxus. Marquise de Pompadour ist die berühmteste Geliebte Ludwigs XV. – und die umstrittenste. Denn die Tochter eines Heereslieferanten wird als erste Bürgerliche zur offiziellen Gespielin eines französischen Königs. Klug, gebildet und diplomatisch geschickt, nimmt sie zudem bald Einfluss auf die Politik des Monarchen. Machtbewusste Höflinge beginnen daraufhin, Intrigen gegen sie zu spinnen. Und das Volk, zunehmend empört über das sündhafte Leben am Hof, beschimpft sie als »Hure«; Porträt von 1758





M

adame Geoffrin (im Bild rechts) öffnet ihr Haus für

Interessierte, die der Lesung eines neuen Stücks des Schriftstellers

François-Marie Arouet, genannt Voltaire, lauschen. Salons wie
dieser werden im 18. Jahrhundert neben Lesezirkeln und Kaffeehäusern

zu den wichtigsten Orten einer neuen, politischen Öffentlichkeit.

Angehörige aller Stände diskutieren hier die kritischen Werke der
französischen Aufklärer: Im Namen der Vernunft attackieren
Intellektuelle wie Voltaire Kirche und Königtum – und untergraben so
Stück für Stück die Autorität des Monarchen; Szene von 1755





Der König ist getroffen. Der heilige Leib des Herrschers, der den französischen Staat mit jeder Zelle verkörpert – er blutet, taumelt, ächzt. Ein Messer hat Ludwig XV. rechts, zwischen der vierten und fünften Rippe, verwundet. Und doch: Der König wird nicht sterben. Seine Herrschaft indes, die mächtigste Monarchie Europas, wird sich nach diesem Stich nie wieder wirklich erholen.

Am Vormittag jenes 5. Januar 1757, eines klirrend kalten Wintertages, hat Ludwig XV. das Schloss von Versailles noch unversehrt verlassen. Er wollte der Kälte in den hohen, zugigen Räumen seiner Residenz entkommen und begab sich ins Trianon, den kleineren, etwa anderthalb Kilometer entfernt liegenden Palast, dessen Gemächer sich sehr viel leichter beheizen lassen.

Erst am späten Nachmittag kehrte der König noch einmal nach Versailles zurück. Er besuchte die Marquise de Pompadour, seine Vertraute, sowie seine Lieblingstochter Victoire, die mit einer leichten Grippe im Bett lag. Um 17.45 Uhr stieg der König, umgeben von einigen Höflingen, die Schlosstreppe wieder in den Hof hinab, wo seine Kutsche bereits zur Rückfahrt ins Trianon wartete. Die Fackeln der Wachen erhellten die mittlerweile nachtdunklen Stufen.

Am Fuß der Treppe geschieht das Unfassbare: Ein großer Mann in einem graubraunen Reitmantel bricht plötzlich durch die Reihen der Leibgarde. Gedränge. Der Unbekannte packt den König an der Schulter, stößt ihm heftig mit einem Messer in die Seite und zieht sich sofort wieder um einige Meter zurück.

Die Wachen überwältigen den Angreifer. Der König wird in sein Schlafzimmer gebracht; Blut durchtränkt seine Kleider. Die Königin, im Trianon benachrichtigt und daraufhin herübergeeilt, fällt beim Anblick ihres Mannes in Ohnmacht. Ein eilig herbeigerufener Geistlicher bereitet die letzte Ölung vor. Mit schwacher Stimme bittet Ludwig um Vergebung seiner Sünden.

Erst der ebenfalls eingetroffene Erste Leibarzt des Königs gibt Entwarnung.

Die Wunde sei nur wenige Zentimeter tief, kein lebenswichtiges Organ erscheine verletzt. Die dicke Winterkleidung des Monarchen – zwei Mäntel, eine Weste, ein Hemd – hat die nicht sehr lange Messerklinge gebremst.

Unterdessen setzen die Wachen dem Attentäter glühende Zangen an die Fußknöchel. Wer er sei! In wessen Auftrag er gehandelt habe! Wie er überhaupt in die Nähe des Königs habe gelangen können! Schließlich redet der offenbar verwirrte Mann: Er heiße François Damiens, geboren bei Arras im Norden des Landes, er sei 40 Jahre alt. Mehr sagt er nicht.

Später werden die Ermittler erfahren, dass Damiens aus ärmlichen Verhältnissen stammt und lange Zeit als Hausdiener gearbeitet hat. Werden in ihre Akten notieren, dass er während seiner wechselvollen Laufbahn bei verschiedenen hoch stehenden Mitgliedern des Pariser

parlement angestellt war, des obersten Gerichtshofs des Landes. Und dort war es wohl auch, wo er immer wieder Klagen über den Monarchen und dessen Politik vernommen hat. Er habe mit seiner Tat gegen die königlichen Steuern und das Elend der Untertanen protestieren wollen, gibt Damiens an. Komplizen habe er keine. Doch, so ruft er während eines Verhörs drohend aus: „Eine ganze Welt steckt dahinter!“

Tatsächlich befindet sich das Regime Ludwigs XV. in einer tiefen Krise. Die Gegner des Königs werden immer zahlreicher, grimmiger, selbstbewusster. Adelige attackieren seine politischen Entscheidungen. Das Volk entzieht dem Monarchen den Respekt und spottet über das lasterhafte, verschwenderische Leben in den Gemächern von Versailles.

Seit kurzem steht das Land zudem im Krieg mit England und Preußen, ein



Im Alter von fünf Jahren besteigt Ludwig XV. 1715 den Thron, doch die Regierungsgeschäfte werden bis zu seinem 16. Lebensjahr von Regenten geführt. Von früh an verleiht der König hohen Staatsdienern, wie in dieser Szene, Adelstitel – nicht ahnend, dass der Kampf mit dem Amtsadel seine Herrschaft zermürben wird

Ein Wink des Königs kann Minister in die Verbannung schicken

gewagtes und kostspieliges Unternehmen – und eines, das sich schon bald als Desaster erweisen wird.

DABEI IST FRANKREICH um die Mitte des 18. Jahrhunderts noch immer die bedeutendste Macht des Kontinents. Etwa 25 Millionen Menschen leben hier, so viel wie in keinem anderen Land Europas. Die französische Armee hat etwa 200 000 Mann unter Waffen, mehr als alle Konkurrenten. Die Soldaten beschützen ein imposantes Kolonialreich, das fast den gesamten Erdball umspannt – von Kanada bis Indien, von der Karibik bis nach Mauritius.

Im Mutterland stuft sich die Gesellschaft der überlieferten Rechtsvorstellung nach in drei Stände, die jedem Menschen durch seine Geburt einen festen Platz zuweisen.

Der Erste Stand – nur gut 0,2 Prozent der Bevölkerung – umfasst die katholische Geistlichkeit, vom Kardinal bis zum einfachen Landpfarrer.

Der Zweite Stand, die etwa 350 000 hohen und niederen Adeligen – Barone, Grafen, Marquis, Herzöge, Pairs –, repräsentiert 1,4 Prozent der Einwohner.

Alle anderen Franzosen – Bauern, Tagelöhner und Handwerker, die wachsende Zahl von Kaufleuten und Unternehmern, Juristen oder Ärzten – gehören dem Dritten Stand an. Die sozialen Unterschiede innerhalb des *tiers état* sind beträchtlich. In den Städten bilden erfolgreiche Geschäftsleute bald ein äußerst wohlhabendes Bürgertum, das neben dem Adel zu einer neuen gesellschaftlichen Elite wird.

Der Fernhandel blüht: Aus den französischen Karibikkolonien Saint-Dominique, Martinique und Guadeloupe bringen Frachtsegler wertvolle Ladungen mit Zucker, Indigo und Tabak nach Frankreich. Hafenorte wie Bordeaux oder Nantes wachsen zu beeindruckenden Handelsmetropolen heran – auch weil französische Händler afrikanische Sklaven gewinnbringend nach Amerika verkaufen. Immer bedeutender wird die Mittelmeerstadt Marseille, von wo aus Kaufleute französische Weine, Möbel und Kleidung

in den Orient verschiffen. Im Gegenzug kommen unter anderem Teppiche, Tee und feine Gewürze ins Land.

Nur langsam entwickelt sich dagegen die gewerbliche Produktion. Immerhin werden in der Normandie und im hügeligen Nordosten, aber auch im Süden des Landes profitabel Kohle und Eisen gewonnen, Papier, Glas, Keramik und Wollstoffe hergestellt.

Fertigwaren, vor allem Luxusgüter aus französischen Werkstätten und Manufakturen, sind im Ausland höchst begehrt. Im Kunsthandwerk und in den schönen Künsten gelten die Arbeiten französischer Meister, gefertigt im verspielten Stil des Rokoko, als Maß aller Dinge.

An der Rhône, im Süden des Landes, schwillt Lyon dank seiner Seidenmanufakturen bald auf fast 150 000 Einwohner an. Nirgendwo in Europa gibt es so viele große Städte wie in Frankreich. Die Hauptstadt Paris ist nach London die größte in Europa: Hier leben mehr als eine halbe Million Menschen.

Und über allem thront der König. Sein Herrschaftsanspruch über Land und Untertanen ist allumfassend, seine Macht – zumindest dem Ideal nach – von keiner irdischen Autorität begrenzt.

Seit der „Sonnenkönig“ Ludwig XIV., der Urgroßvater und Vorgänger Ludwigs XV., jenes Regierungssystem etabliert hat, das Historiker später „Absolutismus“ nennen werden, ist der französische Souverän allein Gott verpflichtet, nicht mehr dem Adel oder der Kirche. Dem Monarchen werden gar sakrale Eigenschaften zugeschrieben: Seine Hände, so der Volksglaube, vermögen durch bloße Berührung Aussätze zu heilen.

Zwar umgibt sich der „Allerchristlichste König“ mit Ministern, hört auf Diplomaten und Berater, doch sein Wort ist das einzige, das am Ende zählt. Und ein Wink von ihm kann selbst höchste

Regierungsmitglieder in die Verbannung schicken. Der Monarch erlässt die Gesetze, befiehlt Armee und Flotte, führt die zentralisierte Verwaltung des Staates und kann sich über jedes Gerichtsurteil hinwegsetzen. Zensurbehörden und Geheimpolizei sichern seine Herrschaft.

Doch so absolut, wie es der Schein zunächst nahelegt, ist der Absolutismus im 18. Jahrhundert nicht. Tatsächlich ist der französische Staat ein unregelmäßiges Gebilde, ein Mosaik aus 43 Provinzen, in denen oftmals höchst unterschiedliches Recht gilt. In einem Teil der Regionen herrschen allein gestrenge Verwalter des Monarchen; in anderen – beispielsweise im Languedoc oder in der Provence – bilden Vertreter der drei Stände eigene Provinzversammlungen, die etwa über die Steuern individuell mit der Krone verhandeln. Auch viele Städte oder Handwerksgilden können sich ohne unmittelbaren Einfluss der Zentralregierung selbst verwalten.

Nie weiß der Monarch genau, wie hoch die Einnahmen sind, die er in einem Jahr zur Verfügung hat. So wird etwa die *gabelle*, die Salzsteuer, je nach Landstrich unterschiedlich erhoben: Es gibt sechs verschiedene Prozentsätze. Einen Großteil der Steuern treiben zudem private Agenten ein, die eigenmächtig Aufschläge erheben.

Das größte Hindernis für eine reibungslose Herrschaft des Königs aber stellen die Parlements dar. Das sind nicht etwa gewählte Vertretungen der Untertanen, sondern Gerichtshöfe, deren Richter der Aristokratie entstammen oder spätestens mit ihrem teuer erkauften Amt zugleich in den Adelsstand erhoben werden.

Insgesamt 13 dieser Institutionen gibt es in Frankreich, und die wichtigste ist das Parlement von Paris: Dieses allein darf nach traditionellem Recht die Gesetze und Dekrete, die der König erlassen hat, als falsch oder fehlerhaft zurückweisen.

Zwar kann der Herrscher das Parlement am Ende überstimmen, doch der damit verbundene Gesichtsverlust ist mitunter immens. Und Ludwig XV. er-



Wie alle französischen Herrscher wird Ludwig XV. 1722 in der Kathedrale von Reims gekrönt. Doch entgegen der Tradition dürfen die Untertanen die Kirche diesmal nicht betreten: ein erster Affront des unnahbaren Königs gegen sein Volk

fährt, wie gefährlich der Kampf mit den mächtigen Richtern sein kann.

DER BOURBONE IST noch ein Kind, erst fünf Jahre alt, als Ludwig XIV. 1715 stirbt und ihm die französische Krone hinterlässt. Die Masern haben zuvor innerhalb nur weniger Monate sowohl seine Eltern als auch den drei Jahre älteren Bruder dahingerafft – und aus dem selbst oft kränklichen Ludwig den *dauphin* gemacht, den Thronfolger. Da der neue König noch so jung ist, dass er nicht selbst regieren kann, führt vorerst sein Verwandter Herzog Philippe von Orléans als Regent die Staatsgeschäfte.

Erst 1726 wird Ludwig mit 16 Jahren zum unumschränkten Herrscher Frankreichs. Sein Wohnsitz ist Versailles, das prunkvollste Schloss Europas.

Bis zu 36 000 Arbeiter haben das einstmals bescheidene Jagd- und Lustschloss Jahre zuvor im Auftrag Ludwigs XIV. zu einem monumentalen Komplex ausgebaut, zum prachtvollen, steingewordenen Manifest des Absolutismus. Seine machtbewusste Architektur wird schon bald in ganz Europa imitiert.

Allein das Hauptgebäude ist 415 Meter lang und verfügt über 700 Zimmer; in den Parkanlagen hinter dem Schloss erstreckt sich die Wasserfläche des Grand

Canal mehr als anderthalb Kilometer weit. Das gesamte Areal mit weiteren Palästen, der Orangerie, dem Zoo, sich weit ausbreitenden Blumenbeeten, Dutzenden Springbrunnen, Hunderten von Skulpturen, den Stallungen und Wirtschaftsgebäuden wird zusammen mit dem königlichen Jagdgebiet von einer 43 Kilometer langen Mauer umschlossen.

Hier, gut sechs Stunden Fußmarsch von Paris entfernt, in sicherem Abstand zum Volk, konnte der Sonnenkönig strahlen. Konnte den oft widerspenstigen, auf mehr Einfluss im Staat pochenden Hochadel um sich scharen, ihn mit Gunstbezeugungen umwerben und in einem

komplizierten, minutiös inszenierten Hofzeremoniell an sich binden.

Jeden Morgen, zum feierlichen *lever*, erhob sich Ludwig XIV. vor einer Schar ausgesuchter Edelleute um exakt 8.15 Uhr aus seinem Prunkbett, nachdem ihn sein Erster Arzt bereits untersucht und ihm eine wichtige, stets gute Nachricht überbracht hatte. Dann empfing der König vor aller Augen seine Morgentoilette, danach folgte das öffentliche Gebet.

Auch alle Mahlzeiten fanden unter ehrerbietiger Beobachtung der Höflinge statt. Die Köche präparierten für den Monarchen, der mittags meist allein, abends – zum *grand couvert* – mit der Königin, seinen Kindern und Enkeln an der Tafel saß, aufwendige Menüs, die bis zu 15 Diener gleichzeitig auftrachten: Suppen, gebratene Fasane, Enten und Rebhühner, gefüllt mit Trüffeln, Hirschfilet, gewaltige Mengen Salat, verfeinert mit Champignon-Jus und Veilchenblüten, gezuckerten Schinken, mit Nelken gespickt, Pasteten, Orangen aus Portugal, feine Konfitüren, Gebäck, dazu Wein aus der Champagne und Tee aus Japan.

Die Schlossgärtner züchteten sechs verschiedene Erdbeersorten für den Gaumen des Sonnenkönigs und richteten ein eigenes Gewächshaus für etwa 700 Feigenbäume ein, um ihrem Herrn mindestens sechs Monate im Jahr dessen Lieblingsfrucht bieten zu können.

Wollte Ludwig XIV. aus seinen Gemächern in einen anderen Teil des Schlosses gelangen, so standen ihm dazu eigene Sänften zur Verfügung – die Höflinge konnten sich die Tragsessel bei einer privaten Gesellschaft mieten. Gerade im Spiegelsaal, wo unzählige Diener mit Botschaften und Briefen umhereilten, kam es immer wieder zu Stauungen.

Seit seiner Einweihung um 1680 ist der 73 Meter lange, etwa zehn Meter breite und mehr als zwölf Meter hohe Raum einer der prunkvollsten des ganzen Schlosses. Durch 17 bis zum Boden reichende große Fenster fällt Licht vom Park herein und trifft an der gegenüberliegenden Wand auf ebenso viele gewaltige Spiegel, gerahmt von Bögen aus Marmor und vergoldeter Bronze.



Vor dem Pariser *parlement* wird der junge Monarch 1723 für volljährig erklärt. Der oberste Gerichtshof hat das Recht, Gesetze des Königs als fehlerhaft zurückzuweisen – und wird schon bald zu einem Hort der Opposition

Antike Statuen sowie Tische, Kerzenhalter und Blumenkübel aus massivem Silber säumen den Saal. An der Decke prangen Bilder des Ersten Königlichen Malers Charles Le Brun, die Ludwig XIV. im Kreise antiker Kaiser und mythischer Gottheiten zeigen. Die Bildnisse konkurrieren mit Werken internationaler Meister, die im Schloss hängen – Gemälden von Rubens, Tizian oder Raffael, der „Mona Lisa“ von Leonardo da Vinci.

Unter den Fresken des Spiegelsaals lustwandeln zu Zeiten des Sonnenkönigs tagsüber die Höflinge, plauderten oder eilten zur nächsten Zeremonie, gewandet in kostbare Seide oder goldbestickten Samt, auf den Köpfen der Männer jene teuren, bis zu einem Kilo schweren Perücken, die regelmäßig kunstvoll gepudert werden mussten. Oft

krönten aufwendige Federhüte die künstliche Haarpracht.

Fast immer perlte irgendwo Musik durch die Säle von Versailles. Schon morgens, zum Aufstehen, spielte ein Blasorchester im Marmorhof. Und wenn Ludwig XIV. an Sommerabenden in einer Gondel auf dem Grand Canal dahinglitt, folgte ihm in dezentem Abstand der Obermusikintendant mit seinen Geigern auf einem schwimmenden Podium.

Doch auch der müßigste Tag wurde stets gegliedert durch den Rhythmus des Hofzeremoniells. Fast jede Bewegung, jede Handlung des Herrschers folgte einem genauen Regelwerk. Und immer konnten die Höflinge ihren Status verbessern, indem sie – ebenfalls nach den exakten Regeln der Etikette – den Monarchen begleiteten, ihm nah waren.

Zu den größten Anerkennungen gehörte es, in Gegenwart des Königs auf einem kleinen Schemel sitzen zu dürfen oder die Kerze zu tragen, die dem Monarchen allabendlich beim Zubettgehen – dem formellen *coucher* – leuchtete.

Die strengen Hofzeremonien missfallen dem Herrscher

Seit Jahrzehnten schon kämpft der Staat mit dem Bankrott

Hinter diesem filigranen System steckte politische Absicht: Die Macht des Königs und die Rangunterschiede bei Hofe sollten stets für alle sichtbar sein.

LUDWIG XV., der neue Schlossherr von Versailles, hält an den meisten dieser Traditionen und Gebräuche fest. Doch er fühlt sich unwohl dabei. Vielleicht erinnert ihn das strenge Ritual zu sehr an seine Kindheit, als er eingezwängt in ein Korsett, das den Körper zum Besten formen sollte, an einem Gängelband herumgeführt wurde – wie ein Hund. Damit dem Thronfolger ja nichts zustoße.

Und so steigt der junge König, sobald die Kerze beim offiziellen Coucher erloschen ist, wieder aus dem Prachtbett und begibt sich in andere, weniger feierliche Rokoko-Gemächer, die er sich im früheren Perückenzimmer sowie im Billardsaal des Sonnenkönigs hat einrichten lassen.

Überhaupt sind dem Monarchen – anders als Ludwig XIV. – öffentliche Empfänge unangenehm. Bei Ansprachen oder in großen Menschenmengen wirkt er unbeholfen und unnahbar, manchmal sogar schüchtern. Dann wieder kann er, mit seiner imposanten Statur, dem etwas vorstehenden Kinn und der mächtigen Nase, übermäßig herrisch wirken. Ein türkischer Gesandter etwa muss nach einer Audienz bei ihm verschämt um eine neue Hose bitten.

Wann immer es geht, versucht Ludwig dem Treiben von Versailles zu entfliehen, wo etwa 1000 adelige Höflinge mitsamt ihren Bediensteten allein im Schloss wohnen und mehr als 10 000 weitere Menschen in den umliegenden Gebäuden. Der König zieht das Private vor. Oft trifft er sich im vertrauten Kreis mit zwei oder drei Herzögen zum Souper.

Auf den verfeinerten Luxus, für den der französische Hof in der ganzen Welt berühmt ist, will jedoch auch der zurückhaltende Herrscher nicht verzichten. Von den Braten, Suppen und Vorspeisen, die ihm serviert werden, isst Ludwig einmal so viel, dass die Ärzte den von Magen- und Druck Geplagten in der Nacht dreimal zur Ader lassen.

Viel Zeit verwendet Ludwig XV. auf die Jagd. Bis zu viermal in der Woche hetzt er mit seinen Hundemeuten Hirsche in den Wäldern um Versailles. An den übrigen Tagen schießt er im Schlosspark Fasane und Rebhühner. Pro Ausritt bringt er manchmal 200 Tiere zur Strecke.

Eine ähnliche Leidenschaft entwickelt der Fürst nur in Liebesdingen. Bereits 1725 hat er Maria Leszczyńska geheiratet, die Tochter des ehemaligen polnischen Königs. Doch noch ehe alle zehn Kinder des Paares geboren sind, beginnt Ludwig eine Affäre mit der Hofdame Louise de Mailly.

Eine Geliebte ist nichts Ungewöhnliches am Hof von Versailles; drei Viertel aller Männer haben eine, heißt es. Spätestens seit Ludwig XIV. ist die königliche *maîtresse en titre* eine quasi offizielle Institution. Doch Ludwig XV. übertreibt: Als er das Interesse an Louise verliert, lässt er sich mit ihrer jüngeren Schwester ein. Und nach deren Tod im Kindbett spendet er der dritten Schwester innige Zuneigung.

Am 25. Februar 1745 verkleidet sich der König bei einem Maskenball als Eibe. Bälle wie dieser im großen Spiegelsaal, mit Menuett-Tanz und großem Buffet, gehörten zu jenen ausschweifenden Festen, die regelmäßig zur Belustigung der Höflinge ausgerichtet werden.

Der Pomp folgt einem präzise vorgegebenen Wochentakt: montags Konzert, dienstags französische Komödie, mittwochs italienische Komödie, donnerstags Tragödie, freitags Spiel – Billard, Schach oder Karten –, samstags Konzert, sonntags Spiel, dazu zweimal die Woche Ball.

An diesem Abend unterhält sich Ludwig, der seine Eiben-Maskerade inzwischen gelüftet hat, außergewöhnlich lange mit einer Frau im Kostüm der Fruchtbarkeitsgöttin Diana. Keine sieben Monate später wird die Marquise de

Pompadour als neue Mätresse bei Hofe eingeführt. Ein Skandal.

Denn die Pompadour ist eine geborene Poisson, Tochter eines neureichen Heereslieferanten – also bürgerlich, auch wenn Ludwig sie eilig mit einem kleinen Marquisat versorgt hat. Die Höflinge sind empört. Noch nie hat es eine Frau aus dem Dritten Stand in diese Position gebracht. Und dann wagt sie es auch noch, sich in das Leben am Hof einzumischen.

Kaum ist sie eingezogen, lässt die Marquise ihre Gemächer unter dem Dach von Künstlern neu einrichten; sie organisiert private Spielabende und musikalische Darbietungen für den König und gründet ein kleines Theater für nur 15 ausgewählte Zuschauer, in dem sie persönlich Rollen übernimmt.

Groß und elegant ist sie, gebildet und geistreich. Und ihr Einfluss auf die politischen Entscheidungen des verliebten Königs wird beständig größer. Der Marineminister Jean-Frédéric de Maurepas etwa muss auf Betreiben der Marquise sein Amt niederlegen, nachdem er sie beleidigt hat. Geschickt gelingt es ihr, Freunde und Vertraute in wichtigen Positionen am Hof zu installieren. Bald bildet sich am Hof eine Front von Pompadour-Gegnern um die betrogene Königin. In den Marmorsälen des Schlosses kursieren Spottverse auf die Mätresse.

Die Höflinge sind nicht die Einzigen, die sich über die Pompadour ereifern. In den Armenvierteln von Paris herrscht Aufruhr – Polizisten haben offenbar willkürlich Kinder eingesperrt, um von den Eltern Lösegeld zu erpressen; es kommt zu Handgreiflichkeiten und Plünderungen, fast 20 Menschen sterben. Und der Polizeichef, der für den Kinderraub verantwortlich gemacht wird, ist ein Protegé der Marquise de Pompadour.

Schon tauchen Karikaturen auf, in denen der König von seiner Mätresse an der Nase durch den Spiegelsaal von Versailles gezerrt wird. Wütende Bürger fantasieren den Monarchen gar als Leprakranken, der seine Krankheit dadurch lindert, dass er im Blut der unschuldigen Kinder badet.



Cornelius Jansen (1585–1638)



André-Hercule de Fleury (1653–1743)



René de Maupeou (1714–1792)

Der Widerstand des Pariser Parlaments gegen den König entzündet sich an einer religiösen Frage: Die adeligen Richter lehnen unter Einfluss der Lehren des Bischofs Cornelius Jansen den Prunk der vom Monarchen geführten Staatskirche ab. André-Hercule de Fleury, der langjährige Regierungschef des Königs, gerät erstmals massiv mit den obersten Juristen aneinander. Ab Mitte des 18. Jahrhunderts vereiteln die Richter immer wieder die dringend nötige Reform des Finanzwesens. Erst René de Maupeou, dem Kanzler Lud-



Voltaire (1694–1778)



Jean-Jacques Rousseau (1712–1778)



Denis Diderot (1713–1784)

wigs XV., gelingt es 1771, das alte Parlament zu zerschlagen. Unterdessen hat die Kritik der Aufklärer an Wucht gewonnen: Voltaire wettet gegen Zensur, Despotismus und willkürliche Verhaftungen; Rousseau erklärt die Republik zum idealen Staat und geißelt den Luxus des Hofes. Beide verfassen Artikel für die ab 1751 von Diderot herausgegebene »Encyclopédie«

Auf einmal ist aus dem sakrosankten Herrscher, aus Ludwig *le bien-aimé* – „dem Vielgeliebten“ –, in den das Volk zu Beginn seiner Amtszeit noch große Hoffnungen gesetzt hat, ein verachtenswerter Sünder geworden. Die Untertanen dichten über ihren Fürsten: „Ludwig der Inniggehasste / Verlass deine Hure / Und gib uns Brot“.

ZU GEBEN HAT DER KÖNIG allerdings so gut wie nichts. Im Gegenteil: Die jährlichen Steuereinnahmen decken bei weitem nicht die gigantischen Ausgaben des Staates. Nur einmal im Verlauf des 18. Jahrhunderts, 1738, erreicht der Generalkontrollleur der Finanzen einen ausgeglichenen Haushalt; mehrmals ist die Staatskasse dagegen dem Bankrott nahe.

Zu viel Geld verschlingen die prächtigen Hofbankette mit bis zu 100 Gängen, die üppigen Pensionen für die Hofadeligen, der gewaltige bürokratische Apparat sowie das Militär und seine Kriege.

Um die permanente Finanzkrise des Regimes zu beheben, gibt es für Ludwig XV. im Grunde nur eine Lösung: Das Steuersystem muss reformiert werden. De facto zahlt fast nur der Dritte Stand Abgaben, vor allem trifft es die Bauern. Adel und Klerus umgehen ihre Zahlungen geschickt oder sind durch Sonderrechte davon befreit. So entgehen dem Staat Jahr für Jahr Millionen von Livres.

Gesetze müssen her, die auch den Ersten und Zweiten Stand verpflichten, den Staat zu finanzieren. Doch in den Parlements, den adeligen Gerichtshöfen, formiert sich dagegen bereits eine Opposition.

Der Streit des Königs mit den Parlements entspinnt sich 1752 zunächst an einem anderen Problem. Das Land ist in religiösen Dingen gespalten: Zwar sind nahezu alle Franzosen katholisch, nachdem Ludwig XIV. die protestantischen Hugenotten im 17. Jahrhundert fast vollständig vertrieben hat. Doch immer mehr Menschen hängen einer Lehre an, die der flandrische Bischof Cornelius Jansen begründet hat.

Diese „Jansenisten“ propagieren eine strengere, gottesfürchtige Religion und

verurteilen den Prunk und die laxen Moral der französischen Staatskirche.

Die arrivierten Kleriker schlagen zurück. Der Erzbischof von Paris gibt einen Befehl an seine Priester aus, sie sollen jedem Gläubigen, der nicht dem Jansenismus abgeschworen hat, die letzte Weihe am Totenbett verweigern.

Im Dezember 1752 reagiert darauf das Pariser Parlement, in dem energische Anhänger des jansenistischen Glaubens sitzen: Es erklärt den Befehl für nichtig und ordnet an, den Erzbischof zur Strafe zu enteignen. Der König, der sich gerade ein kleines Privatbordell hat einrichten lassen, den „Hirschpark“ im Ortskern von Versailles, ergreift im Sommer 1753 Partei auf Seiten des Prälaten.

Er schickt mehrere Richter in die Verbannung. Erst ein Proteststurm der anderen Parlements, die ebenfalls mit den Jansenisten sympathisieren, bringt den

Monarchen im folgenden Jahr dazu, das Pariser Gericht wieder einzuberufen – unter der Bedingung, dass über diese Kontroverse nicht weiter gesprochen wird.

Doch die Kluft zwischen König und den obersten Richtern ist inzwischen fast unüberbrückbar. Dabei braucht Ludwig dringend jede Unterstützung, denn die außenpolitische Lage ist kritisch.

Seit Jahren schon liefern sich Franzosen und Engländer koloniale Scharmützel in Nordamerika und Indien. Im Mai 1756 kämpfen die Großmächte vor der britischen Balearen-Insel Menorca erstmals auch in Europa gegeneinander.

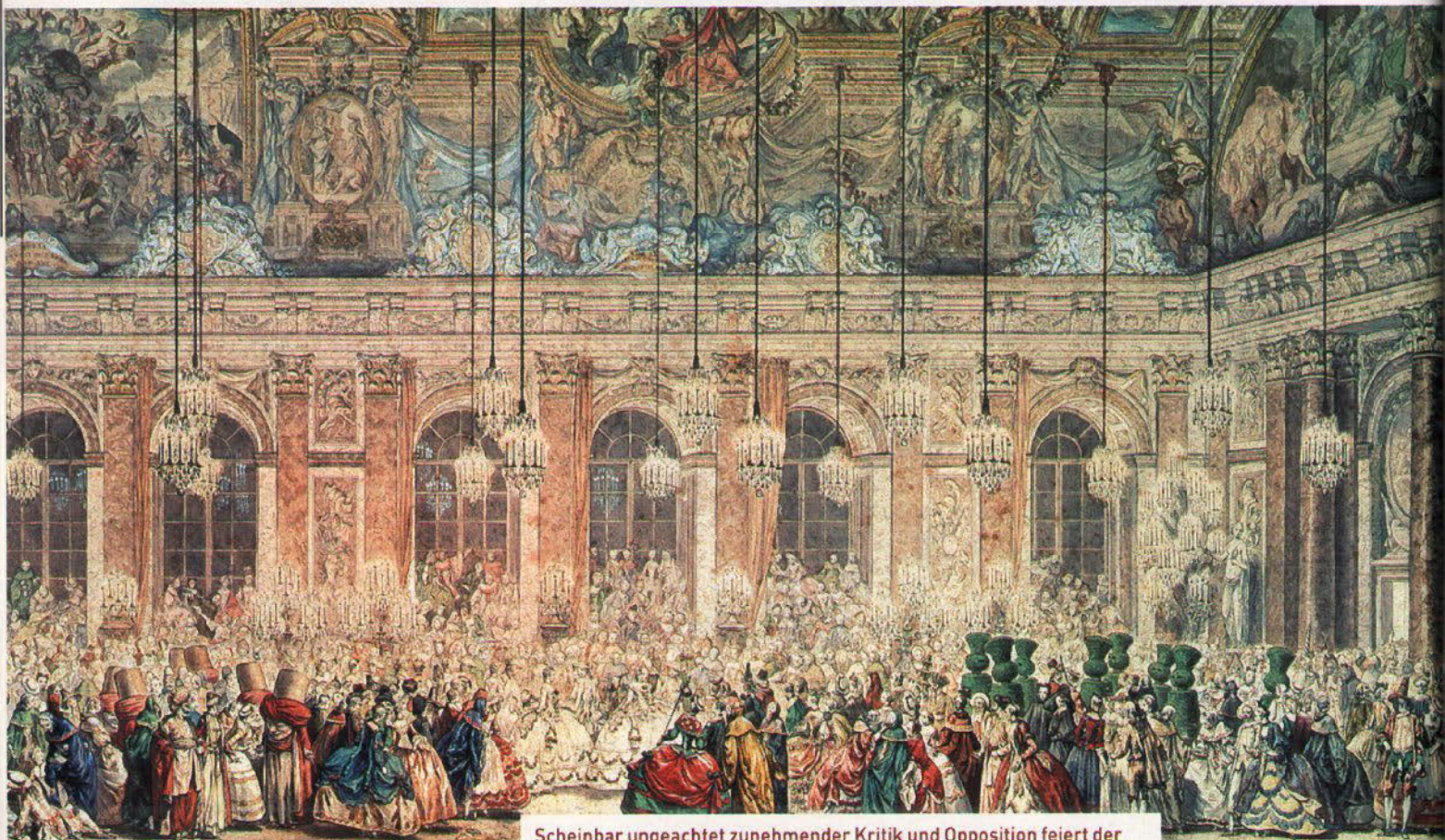
War es zuvor ein Leichtes für den König, die in Kriegszeiten nötigen Steuererhöhungen durch das Pariser Parlement bestätigen zu lassen, sträubt sich das oberste Gericht nun wochenlang.

Schließlich macht Ludwig von seinem Recht Gebrauch, die Richter zu über-

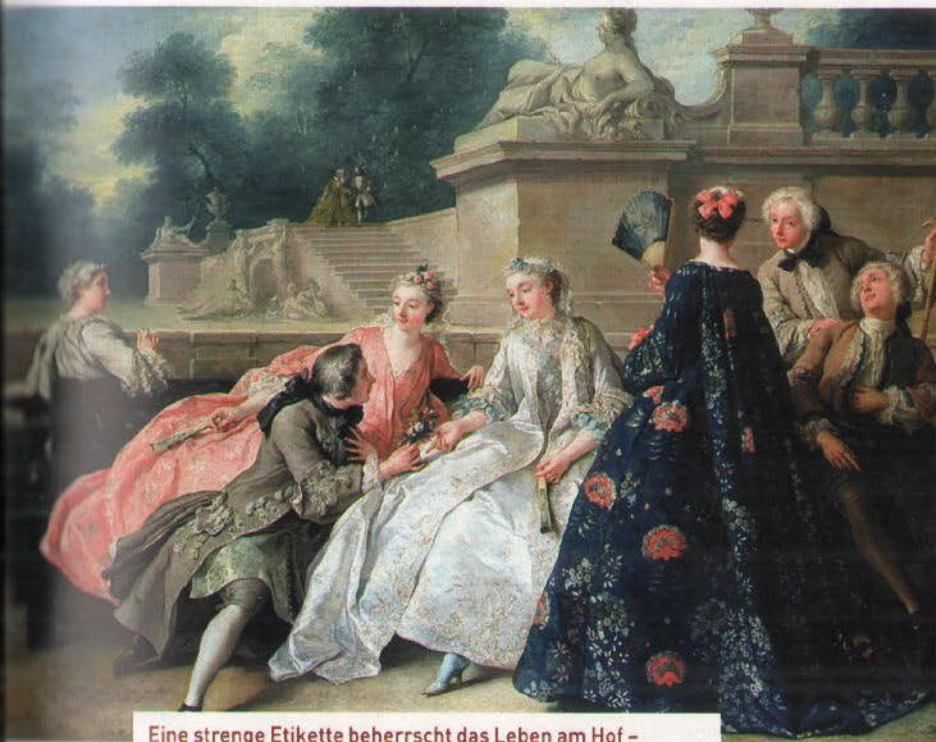
stimmen, und zwingt sie, die neuen Steuern anzunehmen: Am 13. Dezember 1756 begibt sich der Herrscher mit Muskettieren, Reitern und Soldaten seiner Palasttruppen zum Pariser Justizgebäude. Er untersagt den konsternierten Richtern in ihren roten Roben und weißen Perücken jeden weiteren Widerstand und verfügt zudem, dass zwei der insgesamt fünf höchsten Gerichtskammern abzuschaffen sind – jene beiden, in denen die meisten Rebellen sitzen.

Die Replik der Richter ist nicht weniger massiv: 140 Juristen, weit mehr als die vom König entlassenen, treten aus Solidarität zurück. Der Gerichte beraubt, kommt die gesamte Justizverwaltung von Paris zum Erliegen.

Chaos droht. Das Volk, hoher Steuern und königlicher Willkür überdrüssig, protestiert wütend auf Seiten des Parlements. Auf den Straßen, in Wirtshäusern,



Scheinbar ungeachtet zunehmender Kritik und Opposition feiert der König verschwenderische Feste. Regelmäßige Maskenbälle in dem von Lüstern erleuchteten Spiegelsaal von Versailles sollen die Höflinge unterhalten – und sie dem Monarchen zugleich gewogen machen



Eine strenge Etikette beherrscht das Leben am Hof – das Werben eines Edelmannes um eine Frau ebenso wie das öffentliche Zubettgehen des Königs. Die ständigen Herrschaftsrituale sollen die Höflinge disziplinieren

auf Plakaten wird offen der Tod des Herrschers gefordert.

Keinen Monat später stößt Robert-François Damiens sein Messer in den Körper des Königs.

WAHRSCHEINLICH WÄRE DIE KRISE, in der sich das Regime Ludwigs XV. Mitte der 1750er Jahre befindet, weit weniger folgenschwer, würde sich nicht zeitgleich etwas Umwälzendes ereignen: „eine Revolution in den Köpfen der Menschen“, wie es der Schriftsteller Denis Diderot formuliert.

Diderot, Sohn eines Schmieds, hat 1751 in Paris mit Freunden begonnen, eine monumentale Wissenssammlung herauszugeben. Mit 70 000 Artikeln und 3000 Abbildungen zu den unterschiedlichsten Themen – von der Philosophie bis zum Handwerk, von der Mathematik und Technik bis zur Theologie – gilt die „Encyclopédie“ bald als wichtigstes Werk der europäischen Aufklärung.

Die Herausgeber und Autoren, darunter viele der berühmtesten französischen Schriftsteller und Intellektuellen, haben ein ehrgeiziges Ziel: Sie wollen den Lesern ein neues, umfassendes Wissen von der Welt präsentieren.

Ein Wissen, das nicht mehr von den alten Autoritäten, von Königtum und Kirche, vorgegeben ist, sondern allein der menschlichen Vernunft folgt. Kritisch, so die Enzyklopädisten, sollen die Menschen allem und jedem gegenüber werden, und versuchen, gemeinsam ein besseres Leben, eine bessere Gesellschaft zu schaffen.

Einem Staat, dessen Oberhaupt sich als absoluter Herrscher von Gottes Gnade

Langsam verblasst
der Glanz der absoluten Monarchie

den versteht, müssen solche Absichten höchst gefährlich erscheinen. Diderot wird von den Behörden noch vor der Veröffentlichung des Werkes für mehrere Monate im Staatsgefängnis von Vincennes eingesperrt. Per Dekret verbietet Ludwig XV. den Verkauf der ersten „Encyclopédie“-Bände.

Doch unter der Hand finden die Folianten trotzdem ihre Leser. Zudem haben die Enzyklopädisten Glück: Der königliche Zensor Chretien-Guillaume de Lamoignon de Malesherbes ist liberal gesinnt und beurteilt das Projekt wohlwollend, sodass bald weitere Bände erscheinen können.

Unterdessen ist längst ein Milieu entstanden, das die neuen Ideen begierig aufnimmt. In Paris und anderen Städten führen adelige sowie bürgerliche Damen literarische Salons, in denen Schriftsteller ihre neuesten Werke präsentieren und Interessierte aller Stände frei diskutieren können. In Kaffeehäusern, von denen es allein in Paris mehr als 500 gibt, plaudern Gäste über die aktuellsten politischen Nachrichten.

Nicht allein die staatlich kontrollierte „Gazette de France“ versorgt die Franzosen: Zeitungen wie die „Gazette d'Amsterdam“, die im Ausland gedruckt werden, liefern unabhängige Informationen, die an den königlichen Zensoren vorbei die ständig wachsende Zahl ihrer Leser erreichen. Insgesamt helfen etwa 20 Blätter mit, dass in dieser Zeit eine aufmerksame Öffentlichkeit entsteht, die allmählich zu einem wichtigen Machtfaktor wird.

Brisante Bücher, die in Frankreich verboten sind, werden mit Maultieren über Bergpässe aus der Schweiz eingeschmuggelt. Pornografische Werke sind darunter, aber auch politische Pamphlete und Texte der *philosophes*, wie die kritischen Denker der Aufklärung genannt werden.

Der Pariser Dichter und Essayist François-Marie Arouet etwa, bekannt unter dem Namen Voltaire, attackiert wortmächtig und oft sarkastisch den Despotismus des Monarchen, beklagt die willkürlichen Verhaftungen unliebsamer

Untertanen, die Zensur der Presse, den Zwang zum richtigen Glauben.

Charles-Louis de Secondat, Baron de la Brède et de Montesquieu, berühmt für die Theorie der Gewaltenteilung, fordert in seinen Traktaten die konsequente Beteiligung von Aristokratie und Bürgertum an den Entscheidungen des Königs.

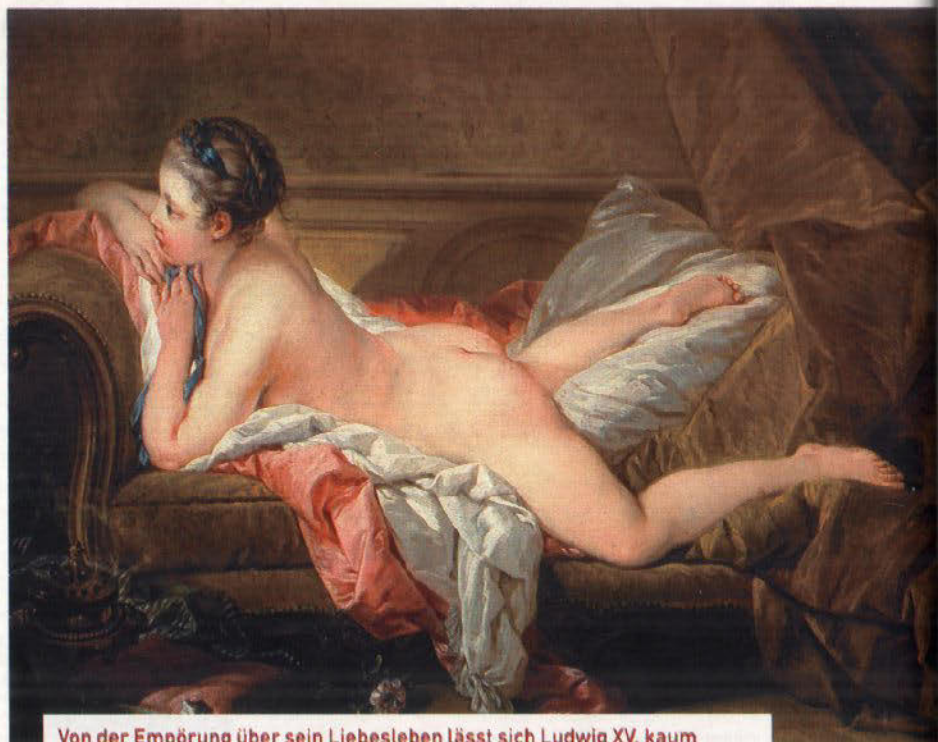
Und der Schriftsteller und Philosoph Jean-Jacques Rousseau erklärt gar den kollektiven Willen des Volkes zum einzigen Garanten eines guten, vernünftigen Gemeinwesens. Der ideale Staat sei nicht die Monarchie, sondern die Republik.

Rousseau begeistert viele Franzosen zudem mit einfühlsamen Romanen wie „Émile“, in dem er die naturgerechte Erziehung eines Jungen feiert. Gegen das überzivilisierte Leben, die Etikette, die Verschwendung, wie sie am königlichen Hof vorherrschen, beschwört der Autor die unschuldige, unverfälschte Natur.

In Versailles, wo Ludwig XV. inmitten von 75 000 akkurat gestutzten Bäumen sitzt, sorgen die Worte der Aufklärer für Unruhe. Zwar verfolgen nur die wenigsten der Philosophen einen politischen Umsturz. Viele trauen einem absoluten Herrscher durchaus zu, Gesellschaft und Staat zu verbessern. Und nicht wenige hegen insgeheim Verachtung gegen den ungebildeten Pöbel und dessen angeblich niederen Instinkte. Voltaire, der wie zahlreiche Aufklärer zu den Freunden der Marquise de Pompadour zählt, schreibt gar im Auftrag der Regierung ein Pamphlet, das für königliche Steuern wirbt.

Doch die ständige Kritik am Bestehenden, die Diskussion über Reformen, Alternativen, Utopien nagen an der Autorität des Königs. *Lumières*, „Lichter“, wird die Aufklärungsbewegung im Französischen genannt. Und es ist dieses neue Licht der Vernunft, das den Glanz des Königtums allmählich verblassen lässt.

ALL DAS WOHL SPÜRT LUDWIG. Vielleicht hinterlässt das Attentat auch deshalb tiefere Spuren in seinem Gemüt als auf seinem Körper. „Dieses wird niemals heilen“, vertraut der Monarch, auf seinen Kopf deutend, einem Herzog an. Ein britischer Geheimagent berichtet noch



Von der Empörung über sein Liebesleben lässt sich Ludwig XV. kaum beirren. In Versailles richtet er ein Privatbordell ein, in dem er auch Marie-Louise O'Murphy trifft. Ein Aktbildnis des Malers François Boucher soll den König auf die Schustertochter aufmerksam gemacht haben

Monate nach dem Anschlag in einem verschlüsselten Rapport nach London, dass der französische Herrscher häufig in Tränen ausbreche.

Robert-François Damiens, der gescheiterte Attentäter, ist zu diesem Zeitpunkt bereits tot. Er hat ein Ende gefunden, das um vieles qualvoller war als das Leid desjenigen, den er hatte töten wollen.

Auf der Pariser Place de Grève ist Damiens am 28. März 1757, zweieinhalb Monate nach seiner Tat, hingerichtet worden. Tausende Schaulustige waren dort zusammengekommen. Wohlhabende Damen hatten sich für erhebliche Summen Fensterplätze in den umliegenden Häusern gemietet.

Weithin sichtbar machten sich die Henker auf einem eigens errichteten Holzpodest an ihre Arbeit. Damiens, so das Urteil seiner Richter, sollte auf genau die gleiche Weise sterben wie der letzte Königsmörder Frankreichs, François Ra-

vaillac, der 147 Jahre zuvor Heinrich IV. erschossen hatte.

Die Strafe war ein ausgeklügeltes Martyrium. Als Erstes versengten die Scharfrichter die Haut des Verurteilten mit Schwefel. Dann rissen sie ihm Löcher ins Fleisch, groß wie Handteller, und gossen in die frischen Wunden siedendes Öl und geschmolzenes Blei. Damiens stieß unbeschreibliche Schreie aus, rief mit schmerzgepresster Stimme immer wieder: „Verzeihung, Herr!“ Ein Priester ließ ihn das Kruzifix küssen.

Die Henker spannten nun an jedes seiner Glieder ein Pferd, um ihn in vier Teile zu zerstückeln. Auf Kommando zogen die Tiere an. Doch der Körper des Attentäters war zäh. Mehrmals wurde die Prozedur wiederholt. Vergebens. Selbst sechs Pferde konnten den Verurteilten nicht zerteilen. Erst als die Scharfrichter mit Messern die Muskeln und Sehnen durchtrennten, glückte der grausame Akt – Damiens wurde in Stücke gerissen.

Pornografische Pamphlete verhöhnen den König

Torso und Gliedmaßen des Geschundenen wurden anschließend auf einen Scheiterhaufen neben dem Schafott geworfen und verbrannt. Ein Polizeioffizier berichtete später, dass Damiens noch gelebt habe, kurz bevor die ersten Flammen aufzüngelten.

Das barbarische Schauspiel hatte die Allmacht des Königs bekräftigt – all jenen zur Abschreckung, die es fortan wagen sollten, den Monarchen und dessen Herrschaft anzutasten.

ES WERDEN DENNOCH immer mehr. Ludwig agiert zunehmend glücklos. Auf dem europäischen Festland kämpfen seine Soldaten an der Seite der Kaiserin Maria Theresia. Denn Österreich braucht einen Verbündeten im Kampf gegen die neue Großmacht Preußen; Frankreich hofft als Gegenleistung auf den bislang österreichischen Teil der Niederlande. Außer-

dem soll der Krieg auch den eigentlichen Feind England schwächen, mit dem Friedrich der Große von Preußen seit kurzem alliiert ist.

Im November 1757 kommt es zu einer entscheidenden Schlacht. Der französische Kommandeur Charles de Rohan-Soubise führt bei Roßbach im Kurfürstentum Sachsen ein Heer aus 33 000 Franzosen und 10 000 Reichssoldaten gegen 22 000 Preußen.

Doch trotz der klaren zahlenmäßigen Überlegenheit werden die französischen Truppen binnen Stunden in die Flucht geschlagen. Tausende Franzosen geraten in Gefangenschaft.

Demütigender könnte die Niederlage der größten Militärmacht Europas gegen den preußischen Staat nicht ausfallen. Die Generäle des Königs werden zum Gespött von Paris. Kritiker wie der Marquis de Caraman werden später in der verlorenen Schlacht von Roßbach gar „das Signal für die nahende Zerstörung unserer Monarchie“ sehen.

Die Staatsschulden steigen ins Unermessliche. Auf der verzweifelten Suche nach dem richtigen Kurs tauscht der König Minister um Minister aus. Erhöht ein weiteres Mal die Steuern. Lässt schließlich sein Tafelsilber einschmelzen, um die Kriegskasse zu stärken – eine hilflose Geste, die das Gegenteil bewirkt: Potenzielle Kreditgeber schrecken zurück, weil sie nun jeden Moment den Bankrott des Staates erwarten.

Zudem erreichen Paris Nachrichten von Niederlagen in Übersee. Die anhal-



Selbst Teile des Hochadels schließen sich der wachsenden Opposition gegen Ludwig an. So fordert Prince de Conti, ein Cousin des Königs – hier bei einem Souper – mehr Mitbestimmung bei politischen Entscheidungen



Die meisten der 350 000 Adligen leben steuerfrei von ihren Ländereien und vertreiben sich die Zeit mit prächtigen Jagdfesten. Als der König zur Rettung des Staates auch sie besteuern will, regt sich energischer Protest

tenden Misserfolge zermürben Ludwig. Juckende Flechten bedecken seinen Körper. Er trinke zu viel Kaffee, ermahnen ihn die Ärzte.

1763 ist es endlich genug. Die Friedensverträge von Paris und Hubertusburg beschließen den Siebenjährigen Krieg gegen England und Preußen. Frankreich hat fast alles verloren: Vom einstmaligen stolzen Kolonialreich hat die übermächtige britische Flotte nur noch ein paar amerikanische Inseln und eine Hand voll Handelsposten in Afrika und Indien übrig gelassen.

Die Franzosen sind tief enttäuscht. Das Ansehen des Königs, der Monarchie insgesamt, ist so schlecht wie niemals zuvor. Nicht einmal in Versailles findet Ludwig jetzt noch Trost: Seine wichtigste Vertraute, die Marquise de Pompadour, stirbt 1764 im Alter von nur 42 Jahren an einer Lungenentzündung.

In der Folgezeit wird so gut wie jeder Versuch der Regierung, die Finanzen des

Staates zu sanieren, vom Pariser Parlament vereitelt. Die adeligen Richter sehen sich mittlerweile als legitime Teilnehmer an der Macht, bezeichnen sich als „Vertreter der Nation“. Auch der Hochadel von Versailles schlägt sich nun häufiger auf die Seite des Gerichtshofs.

Ludwig XV. agiert lange Zeit zu wankelmütig, um sich gegen die wachsende Opposition durchsetzen zu können. Das Ergebnis ist niederschmetternd: Der Generalkontrolleur der Finanzen erklärt 1769, es stehe „der schreckliche Zustand des Ruins“ bevor.

Was kann der Herrscher noch tun?

Wie aus Trotz flüchtet er sich in den Prunk. Louis-Auguste, sein 15-jähriger Enkel und Thronfolger, soll heiraten. Die Hochzeit wird die pompöse Ouvertüre zu Ludwigs letztem großem Coup.

DIE FEIERLICHKEITEN BEGINNEN am 16. Mai 1770, mittags, mit der Trauung in der Kapelle von Versailles. Louis-Au-

guste – der künftige Ludwig XVI. – trägt den Festanzug des Heiliggeistordens, seine Braut Marie-Antoinette, die Tochter der österreichischen Kaiserin, eine Robe aus weißem Brokat. Nach der Messe des Erzbischofs von Reims zieht die Gesellschaft ins Schloss, wo sich bereits 5000 geladene Gäste aus ganz Europa in den Sälen drängen.

Die Männer glänzen in ihren Kniehosen und langen Anzugjacken, die Frauen tragen Kleider mit weit ausladenden Reifröcken. Auch die neue Mätresse des Königs feiert mit. Marie-Jeanne du Barry, die uneheliche Tochter eines Mönchs und einer Näherin, kommt aus noch einfacheren Verhältnissen als die Pompadour.

Am Abend wird die neue Schlossoper eingeweiht, doch dem ausgewählten Publikum wird noch kein Stück geboten. Zunächst tafeln hier die 22 Mitglieder der Königsfamilie, auf goldenem Geschirr, begleitet von einem 80-köpfigen

Orchester. Mithilfe einer raffinierten Apparatur haben Arbeiter das Parkett auf Bühnenhöhe gebracht und die Oper so in einen Festsaal verwandelt. Der prachtvolle Neubau beeindruckt die Anwesenden. 3000 Kerzen, in große, speziell verspiegelte Lüster platziert, tauchen den mächtigen Innenraum in ein ungewohnt helles Licht.

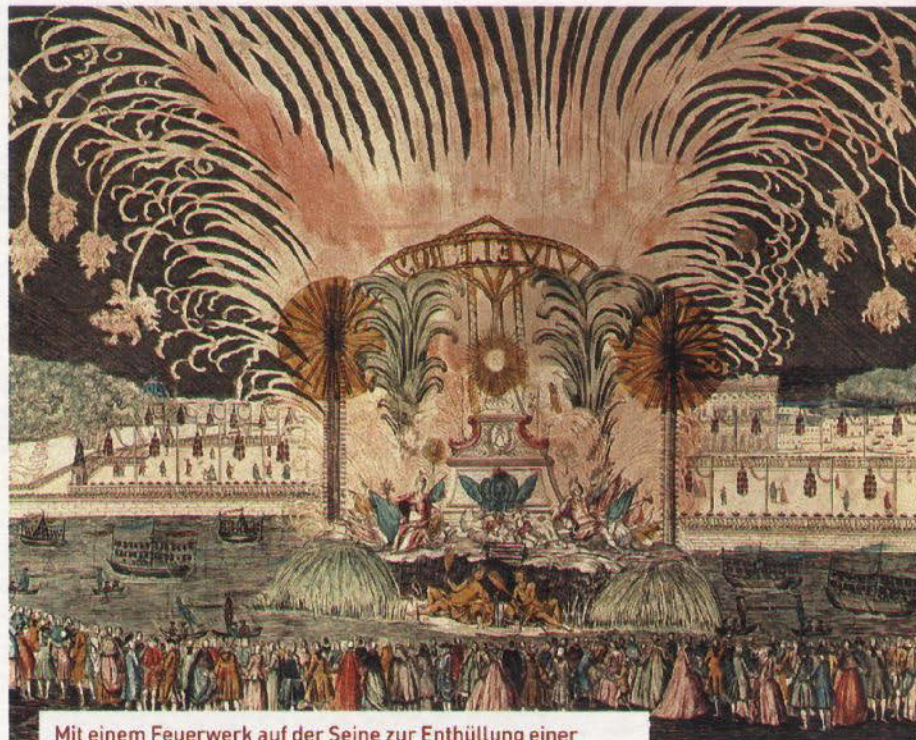
Tags darauf wird die Oper endlich ihrem eigentlichen Zweck gewidmet: Sänger tragen ein Stück Jean-Baptiste Lullys vor, des Lieblingskomponisten Ludwigs XIV. Am 19. Mai eröffnet das frisch vermählte Paar an gleicher Stelle den großen Hochzeitsball mit einem Menuett.

Eine knappe Woche dauern die Feierlichkeiten in Versailles. Des Nachts ist der gesamte Schlosspark von Fackeln erleuchtet. Geschmückte Gondeln gleiten über die Wasserflächen hinter dem Schloss.

Danach geht das Fest in Paris weiter. Dort wird zu Ehren des Brautpaares ein Feuerwerk abgebrannt. Doch die Veranstaltung für die gemeinen Untertanen verläuft weniger reibungslos als die für die geladenen Gäste. Fehlgeleitete Raketen lösen eine Panik unter den 400 000 Zuschauern aus. 132 Menschen werden erdrückt oder zu Tode getreten.

Der Unfall wirkt wie ein böses Vorzeichen. Gut sechs Monate später, im Januar 1771, zerschlägt Ludwig XV. das Zentrum des Widerstandes gegen ihn.

Nun verwirklicht sein Kanzler René-Nicolas-Charles-Augustin de Maupeou den königlichen Machtanspruch ohne jede Rücksicht. Maupeou, selbst Jurist, löst die alten Gerichtshöfe auf, schickt einen Großteil der Richter in die Verbannung und ordnet das Justizwesen radikal neu. Die meisten Aufgaben der bislang so mächtigen Pariser Kammern teilen sich fortan mehrere kleinere Gerichte,



Mit einem Feuerwerk auf der Seine zur Enthüllung einer Reiterstatue versucht Ludwig XV. 1763 die Bürger von Paris zu begeistern. Doch der Unmut gegen seine Herrschaft nimmt auch unter den einfachen Untertanen ständig zu

die sich nur noch um Rechtssprechung kümmern sollen. Die politischen Einflussmöglichkeiten der Richter werden auf ein Minimum begrenzt.

Ab sofort sind die Ämter nicht mehr käuflich. Anstelle des privilegierten Amtsadels übernehmen Beamte die Richterposten, rekrutiert aus den fähigsten Juristen des Landes. Sie erhalten ein regelmäßiges staatliches Gehalt und können den Adelsstand nur durch langen, treuen Dienst erlangen.

Nachdem die Opposition der Parlements gebrochen ist, treibt Ludwigs neuer Finanzkontrolleur Joseph-Marie Terray die Reform des Steuerwesens voran. Eine *vingtième*, eine fünfprozentige Einkommensteuer, wird dauerhaft festgeschrieben, eine zweite soll für mindestens zehn Jahre erhoben werden.

Von nun an müssen alle, ob arm oder reich, ihre Zahlungen an den Staat leisten. Adel und Geistlichkeit will Terray keinerlei Ausflüchte mehr gewähren.

Die massiven Eingriffe zeigen rasch Wirkung. Binnen zwei Jahren ist Ludwigs Haushalt annähernd ausgeglichen. Die Öffentlichkeit dagegen ist außer sich.

Die Politik des Königs und seiner Minister sei reiner Despotismus, lautet der Vorwurf. Eine breite Koalition der Empörten schäumt gegen die königlichen Reformen: vertriebene Richter, alter Adel, aufklärerische Philosophen, einfache Bürger.

Wieder gehen Schmähschriften tausendfach von Hand zu Hand, darunter pornografische Angriffe auf den Monarchen. Der „Geharnischte Zeitungsschreiber“ etwa zählt die „Lusthäuser Seiner Majestät“ und kommt auf beachtliche „neunhundert, nicht gerechnet die Klöster, die als Speicher für die kleinen Lustbarkeiten des Königs dienen“.

Ludwig XV. jedoch bleibt scheinbar ungerührt. Vielleicht wird ihm klar, dass dies die womöglich letzte Chance ist, die Herrschaft der Bourbonen, ja, das

Ludwig XV.
will den Absolutismus
retten – vergebens

*Sentenza eseguita il giorno 28. Marzo del corrente
Parigi per mano di 13. carnefici contro la persona di*



Fu tanagliato il petto, le braccia e coscie. 4



In ciascuna ferita li fu gettato piombo liquefatto.



Li quarti e il busto furono gettate nel fuoco



ROBERTO FRANCESCO D' AMIENS



*fu Strascinato per la Piazza e poi
talo da 4. cavalli. la più atroce po*

Am 28. März 1757 wird der erfolglose Königsattentäter Robert-François Damiens auf der Pariser Place de Grève hingerichtet. Ein italienisches Flugblatt gibt das Ereignis, das in ganz Europa für Aufsehen gesorgt hat, in allen

Details wieder. Der Attentäter wird auf einem hölzernen Podium auf der Place de Grève vor dem Rathaus im Angesicht eines Priesters mit Zangen gemartert. Dann übergießen ihn die Henker mit geschmolzenem Blei, lassen ihn von Pferden zerreißen und verbrennen die zerstückelte Leiche

Anno 1757. nella Piazza di Greue in
Roberto francesco d' Amiens



schließlich auf einem Scheiterhaufen. Zuvor ist er
gefoltert und durch die Straßen von Paris geführt worden.
Das barbarische Strafschauspiel bekräftigt die
Allmacht des Königs – und kann die Monarchie doch
nicht vor dem Niedergang bewahren

französische Königtum bleibend zu er-
halten. „Ich werde meine Entschei-
dungen niemals ändern“, poltert er.

Seine Polizeispione lässt er nun mit
voller Härte gegen jeden Protest, jedes
falsche Wort vorgehen. Die Zensurbe-
hörden verschärfen ihre Arbeit. Autoren
und Verleger werden ohne Umschweife
in die Bastille, das berüchtigte Staats-
gefängnis am Ostrand der Pariser Innen-
stadt, gesperrt – zusammen mit ihren auf-
rührerischen Werken. Neue Lagerräume
müssen eingerichtet werden, um die
wachsenden Berge von konfiszierten
Schriften und Büchern unterzubringen.

Die Repressionen beruhigen die Lage.
Außerdem stellen viele Untertanen fest,
dass die neuen Gerichte besser und
schneller arbeiten als die alten. Zwar
wird vor allem Finanzminister Terray
immer wieder Korruption vorgeworfen,
doch der königlichen Regierung gelingt
es, ihren neuen Kurs beizubehalten.

Dann aber befällt den Herrscher hefti-
ges Fieber. Aderlässe und Einläufe brin-
gen keine Linderung. Zwei Tage später
bemerken die Ärzte starken Ausschlag
auf Ludwigs Wangen: Es sind die Pocken.
Schon wird der Monarch von entsetzli-
chen Schmerzen gepeinigt. Der Gestank,
den sein Körper verströmt, ist unbe-
schreiblich. Nach nur zwei Wochen, am
10. Mai 1774, ist der König tot.

Der neue Herr Frankreichs, der vor-
sichtige Ludwig XVI., beugt sich, kaum
im Amt, dem nun wieder zunehmenden
Druck der Öffentlichkeit. Er entlässt die
Politiker Maupeou und Terray und setzt
noch im gleichen Jahr das Pariser Parle-
ment in alter Form wieder ein – mit all
seinen vorherigen Rechten. Auch die
neuen Steuern für Adel und Klerus
schafft er wieder ab.

So macht der Thronfolger zunichte,
was Ludwig XV. schließlich doch voll-
bracht hatte: die Reform des Absolutis-
mus gegen alle Widerstände.

Die Chance auf eine dauerhafte Be-
hauptung des Regimes scheint damit für
immer vergeben. □


Jens-Rainer Berg, 32, ist Historiker und Redakteur
von GEOEPOCHÉ.

Kampf ums tägliche Brot



Weite Felder umgeben Paris: Rebelliert das Landvolk hier, dann erheben sich oft auch die Bewohner der Hauptstadt

Die meisten der rund 26 Millionen Franzosen leben in der Provinz, als Bauern, Tagelöhner, Handwerker. Ruhe liegt über den Städten und Dörfern, doch sie ist trügerisch – nach Missernten kommt es immer wieder zu Aufständen. So auch 1775, als die Getreidepreise rapide steigen. Dieser »Mehlkrieg« wird zur ersten Bewährungsprobe Ludwigs XVI. Und zu einer Vorahnung dessen, was dem Land bevorsteht

A detailed oil painting of a middle-aged peasant woman. She has a weathered face with deep wrinkles, particularly around her eyes and mouth. Her hair is dark and curly, partially covered by a white headscarf. She is wearing a vibrant red long-sleeved blouse with a white collar and a dark green apron. Her arms are crossed over her chest. The background is a dark, textured brown. The lighting is soft, highlighting the contours of her face and the texture of her clothing.

Die Härte des
Landlebens zeichnet
die Menschen; jedes
vierte Bauernkind
stirbt noch vor dem
ersten Geburtstag:
»Die Gemüsebäuerin«
von Jacques-Louis
David (1748–1825)

Die Ernte ist schlecht gewesen im vergangenen Herbst. Auch die Speicher im Umland von Paris, der Kornkammer Frankreichs, sind im Frühling des Jahres 1775 längst nicht so gefüllt wie sonst. Mangel droht. Und wenn der Mangel erst herrscht, dann herrscht bald auch der Hunger. Schon jetzt werden Getreide, Mehl und Brot von Woche zu Woche teurer. Und selbst in guten Zeiten müssen Arbeiter und Tagelöhner etwa die Hälfte ihrer Einkünfte für Brot aufwenden, das Grundnahrungsmittel jener Jahre.

Das Brot und dessen Preis bestimmen die Gespräche an Brunnen und Brücken. Großpächter und Müller, Mehlhändler und Bäcker werden verdächtigt, Mehl zu horten. Der König aber unternimmt nichts gegen Mangel und steigende Preise.

Vor kurzem noch hat der Staat den Getreidehandel kontrolliert und die Preise festgesetzt. Nun aber hat ein Minister den Monarchen davon überzeugt, sich aus diesem Geschäft zurückziehen. Die Regierung fordert mehr Freiheit für die Wirtschaft: So würde die Produktion steigen, und Hungersnöte könnten verhindert werden. Im September 1774 hat König Ludwig XVI. alle Beschränkungen des Getreidehandels aufgehoben; seither bestimmen Angebot und Nachfrage die Preise.

Ein Funke reicht in dieser angespannten Lage, um einen Flächenbrand zu entfachen – und dieser Funke zündet am Morgen des 27. April 1775 im Tal der Oise, 40 Kilometer nördlich von Paris. Dort beginnt ein Aufruhr, der sich von Dorf zu Dorf, von Markt zu Markt ausbreitet, bis er binnen Wochenfrist Paris und Versailles erreicht.

22 Tage lang wird das Landvolk im *guerre des farines*, dem „Krieg ums Mehl“, für niedrigere Brotpreise kämpfen. Der Mehlkrieg ist einer der größten von mehreren tausend regionalen und lokalen Aufständen, die das Ancien Régime im 18. Jahrhundert herausfordern – und zugleich die erste schwere Krise, der sich Ludwig XVI. stellen muss. Der junge Monarch ist erst elf Monate zuvor inthronisiert worden.

AM DONNERSTAG, DEM 27. APRIL 1775, ist Markt in Beaumont-sur-Oise. Schon am frühen Morgen debattieren die Lastenträger und Waschfrauen am Fluss über den Getreidepreis, der binnen Tagen auf 26 Livres pro *setier*, einen Sack von 156 Liter Inhalt, gestiegen ist. (Ein Tagelöhner verdient auf dem Lande vielleicht etwas mehr als 200 Livres im Jahr – zuzüglich einer Mahlzeit pro Tag.)

Sollten die Händler an diesem Tag für ihr Getreide erneut derart viel Geld verlangen, so klagen die Frauen und Männer, dann sei es fast gleich, ob sie verhungern oder von der Polizei erschlagen würden.

Dennoch bleibt zunächst alles ruhig. Die zahlreichen Getreidesäcke auf dem Marktplatz sind prall gefüllt. Die Menschen in Beaumont rechnen deshalb mit sinkenden Preisen.



Scheunen sind den Knechten Arbeits- und oft auch Wohnraum. Etwa zwei Drittel des Landvolks können kurz vor Ausbruch des Mehlkrieges 1775 nicht allein vom Ertrag der eigenen Äcker und Gärten leben. Um nicht zu verhungern, sind sie zu abhängiger Arbeit gezwungen: »Die Scheune« von Hubert Robert (1733–1808)

Ein Getreidehändler namens Descroix aber erkennt die Lage. Er fordert nicht 20 Livres für seine Ware, nicht 22 oder 26. Er fordert 32. Zu viel.

Unversehens umringt ihn eine wütende Menge. Die Menschen schleifen Descroix zum Marktbrunnen und tauchen ihn zweimal darin ein. Dann zerren sie ihn vor Nicolas Bailly, den höchsten Juristen der Stadt und vorübergehend als Generallieutenant der Polizei für die öffentliche Ordnung des Städtchens zuständig.

Die aufgebracht Menschen fordern Gerechtigkeit, die Polizei solle einschreiten und bei den Händlern niedrigere Preise erzwingen. Doch Baillys Antwort entspricht der seit wenigen Monaten geltenden Rechtslage: „Der Getreidehandel ist frei. Geht und stört den Markt nicht weiter!“

Ist das gerecht? Die Menge lässt von Descroix ab und strömt zurück, vertreibt die anderen Händler vom Marktplatz, bemächtigt sich aller Kornsäcke und setzt den Preis auf zwölf Livres pro *Setier* fest – doch es ist unklar, ob überhaupt irgendjemand an diesem Tag etwas für das Getreide bezahlt, das er mit heim nimmt.

Nicolas Bailly beobachtet das Geschehen von seinem Fenster aus. Später werden ihn Anwohner für seine Untätigkeit beschimpfen. Drei Polizisten haben der Menge auf den Straßen ebenfalls nichts entgegenzusetzen. Kein Beamter, kein Mann des Königs versucht an diesem Donnerstag, die Revolte aufzuhalten.

Niemand auch hindert am nächsten Morgen elf Männer aus Beaumont-sur-Oise daran, sich in das 20 Kilometer entfernte Städtchen Méru aufzumachen und dort von der Aktion gegen die Kornhändler zu berichten.

Als der Markt von Méru an diesem Tag öffnet, werden die Getreidehändler auf der Stelle ausgeplündert. Einige Frauen haben Messer dabei und schlitzen die Säcke auf. Manchmal entrichten die Aufrührer den „gerechten“ Preis von zwölf Livres pro Setier – zumeist zahlen sie allerdings nichts.

Als ein Bauer den 38-jährigen Tagelöhner Charles Degaast vom Plündern abhalten will, zieht der ihm den Griff seiner Peitsche über den Kopf. Kurz darauf führt der Tagelöhner die Menge zur Mühle von Blainville. Dort ergreift er einen Wächter und brüllt: „Ich habe den Scheißkerl.“ Degaast hält den Mann für den Müller, hat bereits ein Messer gezogen, um ihm die Kehle durchzuschneiden. Gerade noch rechtzeitig erkennen einige Plünderer den Irrtum und verhindern Schlimmeres.

Gleichzeitig kapern Bewohner aus 17 benachbarten Dörfern einen Getreidekahn auf der Oise, der dort an einer Mühle festgemacht hat. Die Aufständischen bieten dem Müller 18 bis 20 Livres pro Sack. Seine Frau wird später zu Protokoll geben, sie habe insgesamt etwa 300 Livres erhalten – die Ladung sei allerdings 19 400 Livres wert gewesen.

Der Aufruhr breitet sich entlang der Straßen aus und entlang der Flüsse. Insgesamt kommt es auf mehr als 80 Marktplätzen und in 200 Dörfern zu Ausschreitungen. Überall im Pariser Umland und den benachbarten Provinzen werden große Bauernhöfe geplündert, ebenso Speicher, Getreidetransporte, Mühlen und Backstuben.

Am 2. Mai schließlich erreichen die Unruhen Versailles, die Stadt des Königs. Frankreichs Kornkammer steht in Flammen – die wichtigste und reichste jener höchst unterschiedlichen Regionen, die zur Nation gehören.

GEGEN ENDE DES 18. JAHRHUNDERTS gleicht Frankreich einem Mosaik aus Landschaften, Sprachen, Maßen und Gewichten. Straßen und Kanäle sind vielerorts kaum ausgebaut,

Im fruchtbaren Osten jenseits der Vogesen pflanzen die Elsässer Kartoffeln an – welche die Menschen im übrigen Land bloß als Viehfutter verabscheuen. Hier ist Deutsch Umgangssprache. Und nur hier duldet der katholische Monarch Protestanten.

Im restlichen Land dagegen, in den *pays de petite culture*, bestellen Bauern kleine, mitunter karge Felder. Etwa in den wilden Heidelandschaften Westfrankreichs – wie der Bretagne, wo die Einwohner Bretonisch sprechen und zumeist in abgeschiedenen Weilern leben. Wo Weizen, Roggen und Hafer angebaut werden, dazu Buchweizen, Hanf, Flachs und Leinen.

Auch im Süden bewirtschaften die Bauern kleine Parzellen – so jenseits der Berge des Massif Central, wo die Menschen Okzitanisch in sechs Haupt- und unzähligen Nebendialekten sprechen. Dort ist das Klima mediterran, sind die Sommer heiß und die Winter kurz. Steinmauern grenzen die unregelmäßigen Felder voneinander ab, auf denen Getreide, seit kurzem auch Mais, wächst. Hier stehen Weinstöcke, Oliven-, Maulbeer- und Obstbäume. Dörfer sind mit Steinwällen umfriedet oder liegen wie kleine Wehrburgen auf felsigen Höhenrücken.

Knapp 70 Prozent der etwa 26 Millionen Franzosen leben von der Landwirtschaft, als Bauern oder Tagelöhner. Wer eigenes Land bestellt, muss Abgaben an Krone, Kirche und den örtlichen Grundherren entrichten. Wer Land gepachtet hat, muss zusätzlich den Grundzins aufbringen.

Noch immer ist der Grundherr der „erste Einwohner“ des Dorfes, selbst wenn er seine Güter von einem Verwalter bewirtschaften lässt und seinen Grund verpachtet hat. Der *seigneur* ist auch vor Gott der Erste. Während der Messe ruht er auf einer prächtigen Bank, während viele andere Kirchgänger stehen müssen. Er empfängt vor allen anderen das Abendmahl. Er darf als Einziger seinen Gebäuden eine Wetterfahne aufsetzen: das noch aus der Ferne sichtbare Zeichen seiner Hoheit über die örtliche Gerichtsbarkeit.

Bei der weit verbreiteten Halbpacht stellt der Landbesitzer dem Pächter Grund, Vieh, Saatgut und Gerätschaften zur Verfügung; dafür muss der Bauer dem Besitzer die Hälfte der Ern-

Viele Pächter sind ihrem Grundherrn ausgeliefert

Transporte teuer (100 Wegstunden können den Getreidepreis verdoppeln), Binnenzölle und Sonderrechte behindern den Warenverkehr. So kann in einer Region Überfluss und in einer anderen Mangel regieren.

Im größten Teil Frankreichs herrscht ein gemäßigtes, atlantisches Klima. Weite, offene Felder prägen den Norden, Nordosten und die Region um Paris. Hier, in den *pays de grande culture*, sind die Großgrundbesitzer, aber auch viele Bauern wohlhabend und beschäftigen Tagelöhner. Hier wird vor allem Getreide angebaut – unter anderem Weizen für das feine Weißbrot, nach dem die Reichen in den Städten verlangen. Dörfer säumen das gut ausgebaute Wegenetz.

te abtreten sowie – je nach Region – eine gewisse Menge Eier, Milch, Butter, Hühner, Enten oder Lämmer. Dem Seigneur gehören die Rechte auf Jagd und Taubenhaltung, auch dann, wenn er den Grund bereits verkauft hat. Und ganz gleich, wie viele Jäger, wie viele Wildtiere die Äcker verwüsten – die Bauern haben es zu dulden.

Der Seigneur kann Brücken- und Wegezölle erheben. Er kann verfügen, Getreide nur in seiner Mühle zu mahlen, Brotlaibe ausschließlich in seinem Ofenhaus zu backen, Wein nur in seiner Presse zu keltern, und er kann all diese Privilegien jederzeit gewinnbringend abgeben, einzeln, in Bündeln oder zusammen mit der Seigneurie sogar ganz.

Viele dieser Privilegien waren lange Zeit in Vergessenheit geraten. Doch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entdecken manche Landadelige ihre überkommenen Rechte wieder – als lukrative Einnahmequelle zu Lasten der Bauern.

Die meisten Kleinbauern und Tagelöhner verbringen ihr gesamtes Leben in einem Umkreis von höchstens 25 Kilometern um ihr Geburtshaus. Sie wohnen in kleinen Häusern mit einem, vielleicht zwei Räumen. Je nach Region haben die Katen Böden aus gestampftem Lehm, sind die Wände aus rohen Granit- oder Kalksteinquadern gefügt, aus Holzbalken oder mit Dung vermischter Erde, sind die Dächer mit Stroh oder Schindeln gedeckt. Wenige Fenster durchbrechen die Wände – in manche Häuser fällt das Tageslicht nur durch die geöffnete Tür. Zuweilen teilen sich Mensch und Vieh Raum und Luft.

Die Kost ist karg. Was nach Abzug der Pacht und Abgaben von der Ernte übrig bleibt (und nicht für die nächste Aussaat zurückgelegt werden muss), reicht den Bauern gerade zum Überleben. Bei den Ärmsten kommt je nach Region Kastanienbrot oder dünner Getreidebrei auf den Tisch, bei den etwas besser Gestellten Roggenmischbrot, Gersten- oder Buchweizenbrot. Dazu gibt es Hafergrütze, Knoblauch, Zwiebeln, Rüben, Kohl, Linsen und Bohnen, selten Fleisch oder Speck.

Tiere sind zu wertvoll für den Eigenverbrauch. Eine Kuh kostet etwa in der Normandie bis zu 70 Livres, eine Sau 45. Um ein Lamm zum Preis von acht Livres kaufen zu können, müsste ein Pflüger mindestens zwei Wochen arbeiten; aber nur, wenn er spart und sonst keinen Sous ausgibt für Brot und Milch, für Feuerholz, Kerzen und Miete, für Holzschuhe, Kittel und Hose.

Jedes zweite Bauernkind stirbt vor dem 15. Lebensjahr an Unterernährung oder Krankheit. Wer

überlebt, heiratet fast immer jemanden aus der Nähe. Frauen feiern Hochzeit im Alter von 20 bis 25 Jahren, Männer zwischen 27 und 30. Privatsphäre gibt es nicht in den beengten Häusern, in denen geschlafen, geliebt, gekocht, gewebt, geschneidert und getischelt wird, geboren und gestorben. Das Leben auf dem Lande lässt junge Menschen nicht selten in kurzer Zeit zu Greisen werden.

Durch das Bevölkerungswachstum im 18. Jahrhundert kommt es bald zum Kampf um Land, um Arbeit, um Getreide und Brot. Die Preise steigen schneller als die Löhne. In den Pays de Grande Culture vergrößern wohlhabende Großgrundbesitzer und Pächter, durch die hohen Lebensmittelpreise reich geworden, ihre Ländereien – und zwingen das Landvolk mehr und mehr in die abhängige Arbeit.

Kleinbauern, einstmals Selbstversorger, müssen ihre Dienste als Pflüger, Säher oder Drescher anbieten. Etwa zwei Drittel des Landvolks können am Vorabend des Mehlkrieges nicht vom Ertrag der eigenen Felder und Gärten leben, ein Drittel vermag sich auch mit zusätzlicher Arbeit kaum zu ernähren.

In den Zentren des Textilgewerbes wie etwa Lyon verdingen sich Bäuerinnen nun als Spinnerinnen oder Weberinnen. Durch Verschuldung landlos gewordene Männer, Väter, Söhne sind als Wanderarbeiter unterwegs. Viele Familien fliehen in der Hoffnung auf ein besseres Leben in die Städte – und mehren dort die Masse der Armen, denen nur die Fürsorge Trost und Nahrung spendet. Unter Ludwig XVI. werden dreimal mehr

Kinder ausgesetzt als noch zu Zeiten Ludwigs XIV.

Fallen die Ernten wie so oft schlecht aus, müssen die Menschen nicht nur um ihr täglich Brot kämpfen, es fehlt ihnen auch das Geld etwa für Kleidung. So

Fachwerkhäuser wie dieses in der Normandie gehören wohlhabenden Landwirten. Die Mehrheit der Bauern und Tagelöhner dagegen lebt in dunklen, kleinen Katen. Als der Mehlpreis steigt, kämpfen vor allem die Arbeiter, Handwerker und Hilfskräfte um bezahlbares Brot: Gemälde von Nicolas Louis Cabat (1812–1893)



sind es vor allem die Textilmanufakturen, die in Zeiten des Getreidemangels Arbeiter entlassen müssen. Die Zahl der Almosenempfänger nimmt in Stadt und Land zu. Frankreichs Wohl und Weh hängt am Getreide, am Brot und dessen Preis.

Steigt dieser über das vom Volk als gerecht empfundene Maß, ist die öffentliche Ordnung in größter Gefahr.

VERSAILLES, 2. MAI 1775: Der Funke aus Beaumont-sur-Oise hat die Residenzstadt des Königs erreicht. Aber nicht das Schloss ist das Ziel der Aufständischen, sondern der überdachte Mehlmarkt, der unter anderem Pariser Bäckereien versorgt. 900 Setier gemahlenen Getreides lagern dort, als eine Menschenmenge gegen acht Uhr morgens die Halle stürmt.

Wenig später trifft die Polizei ein – und kann nur noch die Hälfte der Mehlsäcke sicherstellen. Die Aufständischen plün-

ders, verheiratet und haben kleine Kinder zu versorgen. Erst die Not hat sie zu Plünderern gemacht – und manche greifen gar zu den Waffen.

In Beaumont-sur-Oise steigt ein Mann auf einen Stapel Säcke und ruft: „Ihr Herren Großbauern, ihr werdet nicht mehr über euer Getreide verfügen. Ihr habt auf den Armen herumgetrampelt. Nun werden sie auf euch herumtrampeln.“ Als er festgenommen wird, entdecken Polizisten eine geladene Pistole in seiner Tasche.

Am 4. Mai erhalten 25 000 Soldaten den Befehl, im Pariser Umland für Ordnung zu sorgen. Der junge, bis dahin zögernde König zeigt ungewohnte Härte: „Diese Akte der Räuberei müssen unterdrückt werden, beendet und bestraft“, lässt Ludwig XVI. seine Untertanen in einem Dekret wissen. „Es ist absolut notwendig, dass Exempel statuiert werden.“

25 000 Soldaten machen dem Mehlkrieg ein Ende

dern einige Bäckereien und fangen Getreidefahrer mit ihrer Fracht ab.

Mehr geschieht in Versailles nicht. Dennoch machen bald Gerüchte die Runde. Tausende von Menschen seien gegen das Schloss marschiert, um billigeres Brot zu fordern, raunt man sich zu. Die Palastwachen hätten Alarm geschlagen, die Minister schon an eine Evakuierung der königlichen Familie gedacht, als Ludwig XVI. daselbst eingeschritten sei, die Menschen einzulassen, um das Wort an sie richten zu können. Er werde ihnen helfen. Fortan sollten alle Bäcker das Brot zu zwei Sous das Pfund verkaufen. Für ihre Verluste würden sie entschädigt.

Nichts davon stimmt, aber die Legende vom königlichen Brotpreis facht den Flug der Funken weiter an.

Am nächsten Morgen drängen aufgebrachte Menschen aus den Vororten in die Hauptstadt, strömen zu den Getreide-, Mehl- und Brotmärkten von Paris. Für einen Laib von vier Pfund werden dort 14 Sous verlangt, ein halber Sous mehr als am Tag zuvor. (20 Sous sind ein Livre.) Die Massen fordern nun den „Preis des Königs“.

Viele Soldaten der in der Stadt stationierten Gardes Françaises weilen an diesem Morgen in Notre Dame, um der Segnung ihrer Regimentsflaggen beizuwohnen. Die Polizeiführung, obwohl gewarnt, reagiert ebenfalls nur verhalten. Sie hat die Zahl der Wachmannschaften erhöht, lässt die Tore des Pariser Mehlmarktes schließen und bewachen. Nun stürmen die Menschen rund 1300 Bäckereien im Stadtgebiet und plündern sie.

Erst am Nachmittag schreiten Polizisten und Soldaten ein, patrouillieren auf Märkten und vor Backstuben, nehmen Verdächtige fest. Am Abend herrscht wieder Ruhe.

Auf dem Land aber gehen die Erhebungen weiter, an manchen Tagen registrieren die Behörden 40 Aufstände. Doch es sind selten die Bauern, die revoltieren – sondern vielmehr zumeist Arbeiter, Handwerker und Tagelöhner, Krämer, Gastwirte und Weinbauern. Viele Aufständische sind mittleren

Und tatsächlich bricht der unorganisierte, von niemandem angeführte Aufstand zusammen, nachdem die Soldaten vorgeückt sind. Die Polizei hat im Umland von Paris und Versailles 455 Männer und 93 Frauen verhaftet. 447 Opfer von Plünderungen werden befragt und Hunderte von Zeugen. 62 Frauen und Männer kommen als „Rädelsführer“ vor Gericht, alle anderen lässt man laufen. Zwei Todesstrafen werden verhängt, eine davon über Charles Degaast, den Tagelöhner aus Méru, der fast einen Mühlenwächter ermordet hätte.

Degaast und sein Mitgefangener sterben dennoch nicht am Galgen. Der König begnadigt sie, schickt den einen zum lebenslangen Dienst auf eine Galeere, den anderen in die Verbannung. Manche der Angeklagten werden zum Exil oder zu Gefängnisstrafen verurteilt. Sieben Frauen müssen ins Arbeitshaus.

DER MEHLKRIEG IST VORÜBER, die Macht des Königs scheint ungebrochen. Gleichwohl haben die Rebellen eines ihrer Ziele erreicht: Ludwig XVI. lässt den Getreidehandel schon bald wieder staatlich kontrollieren. Künftigen Missernten ist damit freilich ebenso wenig vorgebeugt wie Hungersnöten und steigenden Preisen. Der Mehlkrieg wird zum Vorzeichen für das Scheitern des Monarchen. Weder sorgt er für eine gerechte Verteilung der Steuerlast, noch erfüllt er seine vom Volk geforderte Rolle als Ernährer der Nation.

Und so gärt die Unzufriedenheit weiter: Während der Guerre des Farines hatten die Plünderer, ermutigt vom Gerücht über den „Preis des Königs“ für Brot, anfangs noch skandiert: „Es lebe der König, und möge der Brotpreis sinken.“

Nach dem Mehlkrieg jedoch taucht in Paris eine anonyme Flugschrift auf mit einer prophetischen Drohung: „Wenn der Preis nicht sinkt, werden wir den König und die Linie der Bourbonen vernichten.“ □

Dr. Anja Herold, 39, ist GEOEPOCHE-Redakteurin.

Der Auftakt

Ludwig XVI. ist fast bankrott. Seine letzte Hoffnung sind die Generalstände, eine gewählte Versammlung von Adeligen, Geistlichen und Bürgerlichen, die seit 175 Jahren nicht mehr zusammengetreten ist. Von ihr will er sich neue Steuern genehmigen lassen. Doch die Abgeordneten des Dritten Standes wagen das Ungeheuerliche: Sie widersetzen sich dem Monarchen – und erklären sich schließlich zur Vertretung der Nation

VON FRANK OTTO

Versailles, 4. Mai 1789, Montag. Die helle Frühlingssonne scheint auf ein pompöses Spektakel herab, die letzte große Selbstinszenierung der französischen Monarchie: Ludwig XVI., von Gottes Gnaden König von Frankreich und Navarra, hat die Generalstände einberufen.

Zum ersten Mal seit 1614 sollen die Repräsentanten der drei Stände des Reichs – Klerus, Adel sowie Bürger und Bauern – zusammentreten, um einen Ausweg zu finden aus der katastrophalen Lage der Staatsfinanzen. Misswirtschaft und zahlreiche Kriege haben gewaltige Schulden aufgetürmt, das Vertrauen in

die Zahlungsfähigkeit der Krone ist verschwunden, es droht der Staatsbankrott.

Die Eröffnungssitzung ist für den folgenden Tag vorgesehen; ihr geht heute eine feierliche Prozession durch die Stadt voraus. In Versailles, der kleinen Residenzstadt südwestlich von Paris, ist noch die letzte Dachkammer für ein Vermögen an Teilnehmer und Zuschauer vermietet worden. Seit dem frühen Morgen säumen Zehntausende die Straßen, die der Festzug nehmen wird. Versailles hat sich herausgeputzt: Farbenprächtige Gobelins schmücken die Balkone; aus drapierten Fenstern grüßen die schönen Frauen der Gesellschaft.

Um 7.00 Uhr morgens haben sich die Ständevertreter in einer Kirche im nördlichen Stadtviertel Ville Neuve eingefun-

den: Rund 800 Abgeordnete – von knapp 1200 gewählten – sind rechtzeitig eingetroffen; die meisten, zumal des niederen Klerus und des Dritten Standes, haben nie zuvor den barocken Glanz der Residenz gesehen. Etliche Deputierte verpassen den Eröffnungstermin aufgrund der weiten Anreise und des langwierigen Wahlverfahrens: Denn während die Bezirksversammlungen des Adels und der Geistlichkeit ihre Vertreter direkt nach Versailles entsenden, bestimmt der Dritte Stand in einer mehrfach gestuften Prozedur Wahlmänner, die wiederum aus ihrer Mitte die Deputierten berufen.

Sobald der König eingetroffen ist, werden sich die Abgeordneten auf den Prozessionszug durch die Stadt machen. Drei Stunden lässt der König die Versam-



1789: Als der König eine Sitzung der Abgeordneten auflösen lassen will, weigern die sich – und weisen den Zeremonienmeister hinaus

melten in der Kirche warten, ehe er sich auf den kurzen Weg von seinem Schloss zum Gotteshaus macht; um 10.00 Uhr verlassen die Karossen endlich den 700 Meter entfernten Palast. In der von acht Pferden gezogenen Krönungskutsche sitzt der 34-jährige König mit seinen Brüdern und Neffen. Die Zuschauer begrüßen sie mit Hochrufen und Beifall.

Die Vorbeifahrt der Königin hingegen begleitet kaltes Schweigen. Marie-Antoinette, Tochter der österreichischen Herrscherin Maria Theresia, ist im Volk wegen ihrer ausländischen Herkunft und ihres verschwenderischen und vermeintlich liederlichen Lebenswandels verhasst.

Nur wenige Minuten dauert nach der Ankunft der königlichen Familie die Zeremonie in der Kirche; Chöre schmettern

die feierliche Hymne „Veni creator“. Dann setzt sich die Prozession in Bewegung. Die Deputierten schreiten in Zweierreihen; jeder trägt eine große, vergoldete Kerze. Herolde auf Schimmeln, in purpurne Samtgewänder mit Lilienemblem gehüllt – der Wappenblume der französischen Könige –, geben mit Trommeln und Trompeten kund von dem Ereignis.

An die Spitze des Zuges hat die höfische Regie die Vertreter des Dritten Standes beordert, so weit wie möglich vom König entfernt: Jedermann soll sehen, dass sie den beiden privilegierten Ständen der Geistlichkeit und des Adels untergeordnet sind. Auch die Kleiderordnung dient der Herabsetzung: Die Bürgerlichen müssen schwarz tragen – Rock, Strümpfe und Mantel. Zudem eine

schwarze Mütze, wie sie Komödianten auf der Bühne tragen, wenn sie Bürger karikieren.

Dagegen erstrahlt die Garderobe der hohen Kleriker in kostbaren Farben: Die Bischöfe etwa sind in Brokat und Gold gewandet, mit rotem Hut, Chorhemd, Stola sowie violetten Soutanen. Auch die Adeligen tragen die Insignien ihres Ranges: Paradedegen an der Rechten, Spitzenkrawatte, gold- oder silberdurchwirkte Weste und Federhut.

Dennoch gilt der Beifall der Schauspielern – dem schlichten Aufzug zum Trotz – vor allem den Repräsentanten des Dritten Standes. Wann immer eines der wenigen bekannten Gesichter auszumachen ist, brandet Applaus auf. So beim Comte de Mirabeau, dem abtrünnigen



Im Vorfeld der Generalstände kursieren zahlreiche politische Flugschriften und Karikaturen im Land. Sie prangern die Ausbeutung des Volkes an: Die Bauern tragen die Abgabenlast, Geistliche und Adelige leben auf deren Kosten

Adeligen und Deputierten der Bürger von Aix-en-Provence, der schon aufgrund seiner imposanten Erscheinung aus dem schwarzen Zug heraussticht: Er ist ein Hüne, dessen Körper aus dem Rock zu platzen droht. Das von Pockennarben verheerte Gesicht des Grafen wird von einer Mähne überragt, die ihn noch größer erscheinen lässt.

Der begabte Redner und Schriftsteller gilt als Frauenverführer. Mehrfach saß er deshalb schon im Gefängnis; 1777 wurde er gar, wenn auch in Abwesenheit, zum Tode verurteilt – wegen Entführung einer jungen Geliebten. Im Wahlkampf zu den Generalständen hat er sich als umjubelter Volkstribun hervor getan, in Marseille haben ihm die Massen wie einem Erlöser Palmzweige auf den Weg gestreut und ihn mit Lorbeer bekränzt; Kirchenglocken läuteten zu seinen Ehren.

Jetzt recken die Zuseher in Versailles die Hälse, um den legendären Grafen zu sehen. Die meisten Abgeordneten jedoch sind unbekannte Juristen – unter ihnen Maximilien Robespierre, ein junger Rechtsanwalt aus Arras, dessen Namen noch niemand gehört hat.

Dem Dritten Stand folgen der Zweite und der Erste: das Defilee der Adeligen, des niederen und des hohen Klerus. Diesmal rührt sich unter den Schaulustigen kaum eine Hand zum Beifall.

Schließlich der Hofstaat. Vorneweg marschieren die Elitehundertschaft der Schweizergarde in scharlachrot-goldenen Renaissanceeröcken sowie die königlichen Falkner mit den Vögeln auf der Faust – ein treffendes Geleit für den König, einen begeisterten Jäger.

Ludwig XVI. in seinem mit Gold und Diamanten bestickten Prachtgewand wird von den höchsten Offizieren des Reichs begleitet sowie von den Prinzen königlichen Geblüts und den führenden Aristokraten. Wieder schallt dem Herrscher der Ruf „Es lebe der König“ entgegen – und wieder wird die Königin zu seiner Linken ignoriert.

Langsam nur kommt der Festzug durch einen Kordon aus Gardesoldaten voran. In Richtung Süden geht es über den Vorplatz des gewaltigen Schlosses, das der Sonnenkönig Ludwig XIV. vor gut 100 Jahren als Monument seiner gottgegebenen Macht hat errichten lassen. Mehr als 1300 Räume birgt der Riesentempel, in dem selbst Bedienstete, die sein Innenleben genau zu kennen glauben, manchmal Gänge und versteckte Kabinette entdecken, von deren Existenz sie nichts geahnt haben.

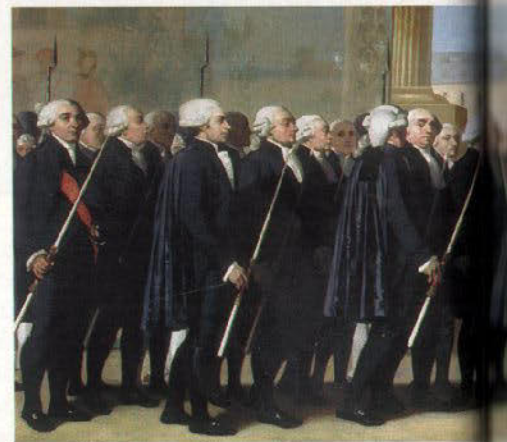
Am Südrand des Platzes biegt die Prozession in die Rue Satory ein, die sie zur Kathedrale Saint-Louis führt, wo eine Messe gefeiert werden soll. Dort trifft der Zug um 12.30 Uhr ein. Auch hier fühlt sich der Dritte Stand durch den königlichen Zeremonienmeister gekränkt: Für Klerus und Adel gibt es reservierte Sitze, die Bürgerlichen indes müssen sehen, wo sie Platz finden.

Nachdem sich die 800 Deputierten und knapp 300 Damen und Herren des Hofstaats schließlich niedergelassen haben, liest der Erzbischof von Paris die Messe; anschließend hält der Bischof von Nancy eine lange Predigt. Er ist bemüht, jeden der Anwesenden anzusprechen: Er geißelt den Luxus des Hofes und beklagt das Elend der Bauern; er

drängt die einen, auf Privilegien zu verzichten, und die anderen, sich demütig zu unterwerfen.

Der Kirchenfürst verliert freilich nicht die Rangordnung aus den Augen, und so erklärt er dem König „die Ehrerbietung der Geistlichkeit, die Hochachtung des Adels und die untätigste Bitte des Dritten Standes“. Höfliche Zustimmung von allen Seiten. Beifall erhält auch der König, als er nach dem Gottesdienst seine Kutsche besteigt und in den Palast zurückfährt.

Genauen Beobachtern hingegen sind die Misstöne dieses langen Tages nicht entgangen. Etwa der brausende Jubel, mit dem die Menge neben dem König auch den Herzog von Orléans grüßte und der in augenfälligem Kontrast stand zum demonstrativen Schweigen gegenüber Marie-Antoinette. Der Vetter des Königs hat sich zur Empörung des Hofes als Adelsdeputierter wählen lassen. Ein Mitglied des Herrscherhauses macht sich gemein mit den Untertanen – das ist unerhört.



Das königliche Protokoll gesteht den Abgeordneten der Bürger und Bauern nur schwarze Kleidung zu. Bei einer Prozession am 4. Mai 1789, einen Tag vor der Eröffnung der Generalstände, sind viele über diese Diskriminierung empört. Der Maler Louis Boulanger (1806–1867) hat den Umzug später als Fries im Schloss von Versailles rekonstruiert

Etliche Abgeordnete des Dritten Standes haben sich zudem über ihre Herabwürdigung durch die Kleiderordnung oder das lange Warten auf das Erscheinen des Königs beschwert. Und Graf Mirabeau urteilt höhnisch über die Predigt in der Kathedrale, sie sei konzept-, ideen-, stil- und wirkungslos gewesen.

Doch die meisten Zuschauer und Deputierten sind geblendet von dem prächtigen Schauspiel. Manche geraten gar in patriotische Verzückung, wie der Marquis de Ferrières, der an seine Frau schreibt: „O mein geliebtes Frankreich, du liebenswertes, gutes Volk, ich habe einen ewigen Bund mit euch geschlossen. Bis zum heutigen Tag besaß ich kein Vaterland; nun habe ich eins, und es soll mir immer teuer bleiben.“

Der verzückte Marquis gehört dem Zweiten Stand an; die Stimmung im Dritten Stand dagegen ist weniger euphorisch als vielmehr gespannt erwartungsvoll – in der Hoffnung, dass der morgige Tag den Anstoß geben werde für eine wirkliche Reform des Staates.

seit langem zu viel Geld ausgeben. So auch Ludwig XVI., wenngleich er privat eher genügsam ist: Zum Entsetzen seines „Großmeisters der *garde-robe*“ hat er nach der Thronbesteigung 1774 für seinen Kleiderschrank nur sechs schlichte Ratinéröcke bestellen wollen. Auch hat er eine beträchtliche Zahl von Speisegängen (die ohnehin niemand isst) und mehrere Küchenämter abschaffen lassen, darunter die der Hüter des königlichen Bratens und des Weines sowie der Be-

Die Günstlinge der Königin kosten die Bürger Millionen

gleiter des Brotes, der Früchte und der Marmelade auf Reisen des Königs. Dennoch sind reichlich überflüssige Posten übrig geblieben.

Der Monarch pflegt keine kostspieligen Leidenschaften, hat nicht einmal eine Mätresse – ganz untypisch für einen Bourbonen. In seiner Freizeit interessiert er sich allein für die Jagd und für sein

400 000 Livres. Diese Summe entspricht der Jahresmiete von 570 Luxuswohnungen in Paris.

Wer die Gunst der Königin erlangt, kann mit generöser Belohnung rechnen. Mehr als 1,2 Millionen Livres schenkt sie der Gräfin von Polignac, damit die ihre Schulden tilgen und ihrer Tochter eine Mitgift aussetzen kann; darüber hinaus erhält der Liebhaber der Gräfin eine jährliche Rente von 30 000 Livres. Der schwedische Graf Axel Fersen, ein Vertrauter, vielleicht gar der Geliebte Marie-Antoinettes, bekommt auf ihre Veranlassung 100 000 Livres, um mit dieser Summe

das Kommando über ein Regiment Soldaten zu erwerben. Auch er erhält eine üppige Rente.

Dennoch sind die größten Ausgabenposten im Land nicht die Tausende von oft überflüssigen Ämtern, auch nicht die Gnadenrenten oder die verschwenderischen Ideen der Königin – sondern: die andauernden Kriege.



Eine Illusion, wie sich sehr schnell zeigen wird.

LUDWIG XVI. HAT SICH lange dagegen gesträubt, die Generalstände einzuberufen. Doch der drohende Staatsbankrott zwingt ihn dazu. Der König braucht dringend Geld – und niemand anders als die Vertretung der Stände kann ihm noch dazu verhelfen. Frankreich treibt auf die Insolvenz zu, weil seine Herrscher schon

Hobby, die Arbeit als Schlosser. In einer Werkstatt unter der Bibliothek verfertigt er mit geringem Talent, aber höchstem Eifer mal einen Schlüssel, mal ein Hängeschloss.

Königin Marie-Antoinette hingegen liebt den Prunk, edle Kleider, kostbaren Schmuck und opulente Feierlichkeiten: Im September 1777 kostete eine einzige Festnacht in ihrem Lustschloss Petit Trianon im Park von Versailles

So kämpften im Siebenjährigen Krieg (1756–1763) französische Soldaten auf vier Kontinenten gegen eine Koalition Großbritanniens mit Preußen – und erlitten eine demütigende Niederlage: Fast alle nordamerikanischen und indischen Besitzungen mussten nach dem Friedensschluss 1763 an die britischen Erzfeinde übergeben werden.

Und die Unterstützung der nordamerikanischen Kolonien im Unabhängig-



Die letzte Inszenierung der Ständegesellschaft: Am Tag vor der Eröffnung der Deputiertenversammlung ziehen der König (Vordergrund, rechts), sein Hofstaat und rund 800 Abgeordnete zur Kathedrale Saint-Louis – alle streng nach Stand getrennt

keitskrieg von 1778 bis 1783 verschärfte die Finanzkrise noch. Zwar siegten die Kolonisten gegen Großbritannien, und Frankreich gewann einige überseeische Besitzungen zurück. Doch bedeutet die Subventionierung der Freiheitskämpfer immer neue Schuldenlasten für die königliche Schatzkammer.

Am 20. August 1786 offenbart Finanzminister Charles-Alexandre de Calonne dem Monarchen das gewaltige Ausmaß der Misere: Im vorhergehenden Jahrzehnt habe die Krone Anleihen über 1,25 Milliarden Livres aufgenommen; die Hälfte der jährlichen Staatseinnahmen müsse für die Bedienung der Schulden aufgewendet werden; und die Ausgaben dieses Jahres würden die Einnahmen um mehr als 100 Millionen überschreiten. Drastische Maßnahmen seien notwendig – und sie müssten sofort beschlossen werden. Denn ab 1787 würden etliche kurzfristige Anleihen fällig.

Kühn ist das Rezept, das Calonne seinem Herrn vorschlägt: Es sei unmöglich, erklärt er, neue Steuern zu erheben, verderblich, weiterhin Geld zu borgen, nicht hinreichend, die Ausgaben zu verringern. „Das einzig wirksame Mittel, der einzig

offen stehende Weg, um die Finanzen am Ende wirklich in Ordnung zu bringen, muss darin bestehen, den gesamten Staat wiederzubeleben, indem alles, was schlecht ist an seiner Verfassung, umgeformt wird.“

Der Finanzminister plant, sämtliche Binnenzölle abzuschaffen und damit den Handel innerhalb Frankreichs zu beleben. Calonne empfiehlt zudem, beratende Versammlungen zu berufen, in denen die Grundeigentümer an der Verwaltung des Reiches mitwirken sollen.

Ein Minister rät zur Reform – und riskiert seine Karriere

Das Herzstück seines Programms ist eine Steuerreform: Das Durcheinander der direkten Steuern will er durch eine einheitliche Abgabe auf Grundbesitz entwirren – und zwar ausnahmslos jeden Grundbesitz. Denn bisher sind Geistlichkeit und Adel, die privilegierten Stände, von fast allen Steuern ausgenommen.

Die Hauptlast der Abgaben tragen die Bauern. Zwei Drittel der französischen Bevölkerung leben von der Landarbeit;

zumeist sind es kleine Pächter, die auf einen Nebenerwerb angewiesen sind, um so die kümmerlichen Erträge ihrer Parzellen aufzubessern. In guten Jahren ist ihr Einkommen gerade hoch genug, um eine kärgliche Existenz zu sichern – in schlechten reicht es dazu nicht.

Zu den direkten Steuern kommen die indirekten, etwa auf Salz und Wein, und der Zehnte, den die Bauern an die Kirche entrichten müssen. Zudem haben die adeligen Grundherren zahlreiche feudale Rechte behalten. So sind die Bauern in vielen Regionen gezwungen, ihr Getreide gegen Gebühr in der herrschaftlichen Mühle mahlen und den Wein in seinem Kelter pressen zu lassen. Sie zahlen auch Wege- sowie Brückengeld und müssen dulden, dass der Grundherr auf ihren Feldern jagt.

Seinem Selbstverständnis nach unterliegt die Macht des französischen Königs keinerlei Einschränkung: Ludwig XVI. könnte Calonnes Reform einfach dekretieren. Doch die Realität sieht anders aus. Neue Gesetze müssen formal bei den obersten Gerichtshöfen des Landes eingetragen werden, um Gültigkeit zu erlangen – und diese sind, wie der Monarch und seine Berater befürchten, mit reformunwilligen Adeligen besetzt.

Um jeden möglichen Widerstand zu vermeiden, will der Minister sich die Reform von einer Versammlung auserlesener Notabeln gutheißen lassen – „bedeutenden Personen, die des öffentlichen Vertrauens würdig und dem König ergeben sind“. Die Auswahl der Mitglieder durch die Regierung soll ihre Zustimmung verbürgen, ihr achtungsgebietender Rang das Vertrauen der Öffentlichkeit für die Steuerreform gewinnen – und das der Kreditgeber an den internationalen Finanzmärkten. Denn an die Zahlungsfähigkeit der Krone glaubt dort niemand mehr.

Zuletzt hat Kardinal Richelieu eine solche Versammlung 160 Jahre zuvor einberufen – und damals hat der Erste Minister Ludwigs XIII. gegenüber der französischen Elite auch alles, was er wollte, durchsetzen können.

Doch die 144 Notabeln, bis auf drei Ausnahmen allesamt Aristokraten, darunter sieben Prinzen von königlichem Geblüt sowie 14 Prälaten und 36 Hochadelige, die am 22. Februar 1787 zusammenkommen, sind nicht so zahm wie erhofft – und Calonnes Fähigkeiten reichen nicht an die des ebenso genialen wie rücksichtslosen Richelieu heran.

Vor allem die adeligen Kleriker lehnen den Eingriff in ihre Vergünstigungen strikt ab, viele weitere Notabeln schließen sich ihnen an. Die Overtüre der Französischen Revolution – sie ist eine Rebellion der Privilegierten, die Auflehnung der Aristokraten und der hohen Geistlichen gegen die Beschneidung ihrer Vorrechte.

Die Nachrichten über die Beratungen der Notabeln verbreiten sich rasch. Die Verteidiger der ständischen Ordnung finden als Opponenten Calonnes und Verhinderer von Steuererhöhungen auch den Beifall der reformorientierten Öffentlichkeit aus liberaler Aristokratie und aufstrebender Bourgeoisie – wohl situierten Händlern und Fabrikanten, reichen Rentiers sowie Bildungsbürgern wie etwa Juristen, Ärzten und Journalisten. Deren Zahl wächst im 18. Jahrhundert stark an, und sie registrieren besonders wachen und kritischen Geistes die Entwicklungen in Staat und Gesellschaft.

Die Debatte entspinnt sich unter anderem in den fünf oder sechs großen Salons von Paris, wo sich freisinnige High Society und Literaten zu Soiréen treffen, häufig unter Obhut kultivierter Damen aus dem Hochadel. Zentren der Diskussion sind daneben die 600 oder 700 Cafés der Metropole sowie die seit Mitte des Jahrhunderts immer zahlreicher werden Lesezirkel und politischen Klubs nach englischem Vorbild. Dort begegnen sich Aristokraten und reiche Bürger, um zu speisen, Karten zu spielen, die neuesten Bücher zu lesen – und eifrig über die angemessene Regierung des Staates zu disputieren.

DIESE GEBILDETE, aristokratisch-bürgerliche Öffentlichkeit folgt der Philosophie der Aufklärung, die allen ausschließlich

Der König ist, glauben viele, so gut wie ruiniert

auf Tradition oder Autorität beruhenden Meinungen, Normen, Institutionen zutiefst skeptisch gegenübersteht. Die menschliche Vernunft ist ihr Richtschnur der Erkenntnis und des Handelns.

Denis Diderot (1713–1784), unter anderem Philosoph, Dramatiker, Mathematiker und Nationalökonom, einer der vielseitigsten Köpfe der Aufklärung, hat deren Weg 1771 beschrieben: Die Vernunft habe während des ganzen Aufklärungszeitalters ihre Einflussphäre beständig erweitert. Von der Kritik der Religion sei man zur Kritik der Gesellschaft fortgeschritten und habe dabei keinen Bereich von der freien und vorurteilslosen Untersuchung ausgenommen.

Voltaire (eigentlich François-Marie Arouet, 1694–1778) ist der hellste Stern der französischen Aufklärung. Goethe nennt ihn den „größten Namen der Literatur der neueren Zeit und vielleicht aller Jahrhunderte“. Voltaire schreibt Dramen, Essays, historische Werke, Erzählungen und Romane, korrespondiert mit den intellektuellen und politischen Führern Europas (etwa mit der russischen Zarin Katharina II. sowie Friedrich II. von

Preußen). Leidenschaftlich und rastlos ficht der Philosoph gegen Intoleranz und Aberglauben, gegen Unvernunft und Vorurteile, besonders aber gegen die Kirche und die Religion – und trifft damit das Gottesgnadentum im Kern, die zentrale Legitimation der königlichen Macht.

In den Bibliotheken der aufgeklärten Kreise stehen auch die 35 Bände der „Encyclopédie, ou Dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers“. Die zwischen 1751 und 1780 von Diderot gemeinsam mit Jean le Rond d'Alembert (1717–1783) herausgegebene Enzyklopädie fasst das gesamte abendländische Wissen der Zeit zusammen – und damit, verpackt zwischen Artikeln über Naturwissenschaft und Technik, auch sämtliche subversiven Ideen, die im Laufe der vergangenen Jahre aufgekomen sind, etwa die Überlegungen zur Gedankenfreiheit oder Religionskritik.

In Anbetracht ihrer Popularität beim liberalen Publikum sehen die Verteidiger der Privilegien in der Notabelnversammlung die Stunde gekommen, sich Calonnes und seiner Reform zu entledigen. Sie finden die Unterstützung einflussreicher Hofkreise um Marie-Antoinette, die beim Monarchen gegen den Finanzminister intrigieren. Monate hatte Calonne gebraucht, um den König von seinem Reformplan zu überzeugen.

Denn der beleibte Monarch mit der fleischigen Nase der Bourbonen ist eine schwache, linkische Herrscherpersönlichkeit, von zögernder Wesensart und einschneidenden Neuerungen gegenüber abgeneigt; intelligent zwar, dabei aber schüchtern, willensschwach, wankelmütig und zielstrebig Beeinflussung leicht ergeben. Ludwig XVI. fügt sich den Wünschen seiner Frau: Calonne wird fallen gelassen.

Zu dessen Nachfolger bestellt Ludwig XVI. Étienne Charles Loménie de Brienne. Der Adelige ist Erzbischof von Toulouse – und Wortführer der Opposition gegen Calonnes Reformplan in der Notabelnversammlung. Doch die Finanzkrise verschwindet nicht einfach

dadurch, dass jetzt ein anderer die Verantwortung für die staatlichen Kassen trägt. Und so bleibt Brienne nichts anderes übrig, als dem Gremium im wesentlichen die Vorschläge seines Vorgängers zu präsentieren. Die Notabeln lehnen Briennes Ansinnen rundheraus ab.

Der König und sein Minister begreifen, dass sie von der Versammlung nichts mehr erwarten können, und lösen sie am 25. Mai 1787 auf. Eine Verbesserung der nach wie vor drückenden Finanzprobleme jedoch ist noch immer nicht erreicht.

UND DA STELLEN SICH dem König neue Gegner in den Weg: die *parlements*. Dies sind keine demokratischen Versammlungen, sondern die obersten Gerichtshöfe in zwölf französischen Provinzen sowie in Paris. In ihnen geben Adelige den Ton an. Zum Gesetz wird des Königs Wille in Frankreich nur dann, wenn die Parlements es registrieren. Der Herrscher betrachtet dies als reinen Verwaltungsakt. Doch die Gerichtsherrn ergreifen die Gelegenheit, der geschwächten Krone die Grenzen ihrer Macht aufzuzeigen: Im Juli 1787 verweigert das Parlament von Paris die Registrierung der erhöhten Stempelsteuer. Diese Abgabe wird auf alle Drucksachen erhoben, die einen offiziellen Stempel brauchen: Urkunden, Rechnungen, Wechselbriefe bis hin zu Heirats- und Todesanzeigen.

Die Parlementsräte handeln auch im Interesse der örtlichen Geschäftswelt:

Kaufleute, Buchhändler und Drucker fürchten die steigenden Kosten.

Zwei Wochen nach seinem ersten Widerspruch lehnt das Parlement auch die Registrierung der allgemeinen Grundsteuer ab. Stattdessen verlangen die Gerichtsräte, zum ersten Mal seit 173 Jahren die Generalstände einzuberufen: Nur die Vertretung der ganzen Nation könne über neue Steuern beschließen.

Damit haben die Pariser Richter eine mächtige politische Parole formuliert – und zugleich eine offene Kampfansage an den König.

Ludwig ist außer sich über diesen Affront: Der König von Frankreich hat seine Taten nur vor Gott zu rechtfertigen, nicht vor einer Versammlung seiner Untertanen. Er will den Widerstand der Parlements brechen und ordnet deshalb am 6. August 1787 die Zwangsregistrierung der Steuergesetze an. Doch die Parlementsräte beugen sich nicht: Am folgenden Tag erklären sie die Zwangsregistrierung für unrechtmäßig. Zudem wollen sie den ehemaligen Finanzminister Calonne anklagen.

In seinem Zorn über ihre Unbotmäßigkeit verbannt Ludwig die Gerichtsbeamten daraufhin in die Kleinstadt Troyes, 150 Kilometer südöstlich von Paris. Dort werden die Vertriebenen wie im Triumph empfangen. „Das Volk“, so bringt Voltaire das Missverständnis auf den Punkt, „sieht im Parlement nur den Feind der Steuern“ – und nicht den Verteidiger der Adelsprivilegien.

In Paris herrscht unterdessen Empörung. Die Heerschar der Juristen und ihrer Angestellten sieht sich durch das Exil des Parlements um ihr Einkommen gebracht. Demonstranten ziehen tagelang durch die Straßen. Enttarnte Polizeispitzel werden mit Gewalt aus dem Justizpalast, dem Tagungsort des Parlements, vertrieben, Regierungsschriften öffentlich verbrannt. Einige wenige be-

Hinter den Abgeordneten des Dritten Standes – überwiegend Juristen – schreiten in der Prozession vom 4. Mai die prächtig ausgestaffierten Deputierten des Adels. Viele dieser Männer gehören zu den wohlhabendsten und einflussreichsten Familien Frankreichs. Bei einer Neuordnung der Gesellschaft hätten sie am meisten zu verlieren



sonders erhitze Gemüter krakeelen gar bereits vom Bürgerkrieg.

Dagegen greift die Regierung hart durch, sie sendet Soldaten, die den Justizpalast räumen und Tag und Nacht in den Straßen patrouillieren. Die politischen Klubs werden verboten, nicht einmal ein unverdächtiger Schachklub bleibt ausgenommen.

Zugleich gibt sich Finanzminister Brienne verhandlungsbereit. Er ringt dem König den Verzicht auf die Einführung der Grundsteuer und die Erhöhung der Stempelsteuer ab sowie das Versprechen, die Generalstände spätestens 1792 einzuberufen. Bis dahin, so Brienne Kalkül, werde er die Finanzen des Landes wieder in Ordnung gebracht haben – die Generalstände müssten das Ergebnis seiner Bemühungen dann nur bestätigen.

Die Parlementsräte in Troyes lassen sich auf den Kompromiss ein und erhalten daraufhin die königliche Erlaubnis, wieder in Paris zu tagen. Die seit Wochen beschäftigungslose Juristengilde der Hauptstadt begeht diese gute Nachricht mit einem Volksfest, in dessen Verlauf



Angehts des staatlichen Schuldenberges, so dieses Blatt eines anonymen Zeichners, müsse nun jeder Stand die Steuerlast tragen. Doch der Appell an den Gemeinsinn der Franzosen bleibt wirkungslos: Tatsächlich beharren Klerus und Adel auf ihren Vorteilen

eine Calonne symbolisierende Stroh-
puppe verbrannt wird.

Noch immer allerdings ist die Staats-
kasse leer; Brienne will deshalb Anleihen
aufnehmen, die 420 Millionen Livres
bringen sollen. Doch auch diese Kredite
müssen registriert werden. Ludwig XVI.,
stets zwischen Nachgiebigkeit und Des-
potismus schlingend, entscheidet sich
plötzlich für ein autoritäres Vorgehen:

meine Begeisterung wird im Nu aus
diesem Raum auf die Hauptstadt und
von der Hauptstadt auf das ganze Reich
überspringen. Sprechen Sie es aus, Sire,
gewähren Sie es aus Liebe zu allen
Franzosen.“

Ludwig XVI. zögert – wieder einmal.
Am nächsten Tag gesteht er, er sei kurz
davor gewesen, nachzugeben. Doch als
alle Reden gehalten sind, befiehlt er,

Parlements lassen sich nicht einschüch-
tern. Immer wieder kommt es in den
folgenden Monaten zu Protesterklärun-
gen, weigern sich Gerichte, Gesetze zu
registrieren.

Im Frühjahr 1788 sieht der König
endgültig die Zeit für einen Befreiungs-
schlag gekommen: Eine Justizreform
entzieht den Parlements das Registrie-
rungsrecht und schränkt deren Kompe-



Das Parlement soll die Anleihe registrie-
ren, ohne darüber abzustimmen. Über-
raschend befiehlt er die Gerichtsräte am
späten Abend des 18. November für den
kommenden Tag in den Justizpalast.

Am Morgen besetzen Soldaten den
Saal, die vielköpfige Zuschauermenge
auf den Treppen und Gängen sieht es
voller Furcht. Als der Monarch eintrifft,
begleitet von seinen Ministern und den
Prinzen königlichen Geblüts, empfängt
ihn finsternes Schweigen. Ludwig XVI.
und der Justizminister erklären in
autoritärem Ton, nur der König könne
beurteilen, wann die Einberufung der
Generalstände angezeigt sei. Dann wer-
den die Parlamentsräte aufgefordert, ihre
Meinung zu äußern.

Der 41-jährige Rechtsanwalt Jean-
Jacques Duval d'Éprémesnil, klein,
untersetzt, der sich durch seine Redner-
kunst zum allgemein anerkannten An-
führer der Parlementsopposition aufge-
schwungen hat, beschwört den König,
die Generalstände schon 1789 einzu-
berufen: „Sire, mit einem Wort können
Sie alle Wünsche erfüllen. Eine allge-

meine Begeisterung wird im Nu aus
diesem Raum auf die Hauptstadt und
von der Hauptstadt auf das ganze Reich
überspringen. Sprechen Sie es aus, Sire,
gewähren Sie es aus Liebe zu allen
Franzosen.“

Da erhebt sich der Herzog von Or-
léans, ein Vetter des Königs und wohl der
reichste Mann Frankreichs. Mit hoch-
rotem Gesicht herrscht der 40-jährige
Prinz, der nicht gern öffentlich redet,
Ludwig XVI. an: Dieses Vorgehen sei
illegal. In den Augen des Herzogs wider-
spricht es der überlieferten Auffassung,

Niemand will dem Staat mehr Kredit gewähren

nach welcher der König nur auf einem
Großen Gerichtstag eine Zwangsregi-
strierung anordnen dürfe. Fassungslos
und empört über die Beleidigung Sei-
ner Majestät stammelt der König mit
erstickter Stimme: „Es ist legal, weil ich
es so will.“

Die Zeit seiner Konzilianz gegen-
über der Adelsrebellion ist vorüber: Am
nächsten Tag verbannt er den Herzog
von Orléans aufs Land, müssen zwei
Gerichtsherrn ins Gefängnis. Doch die

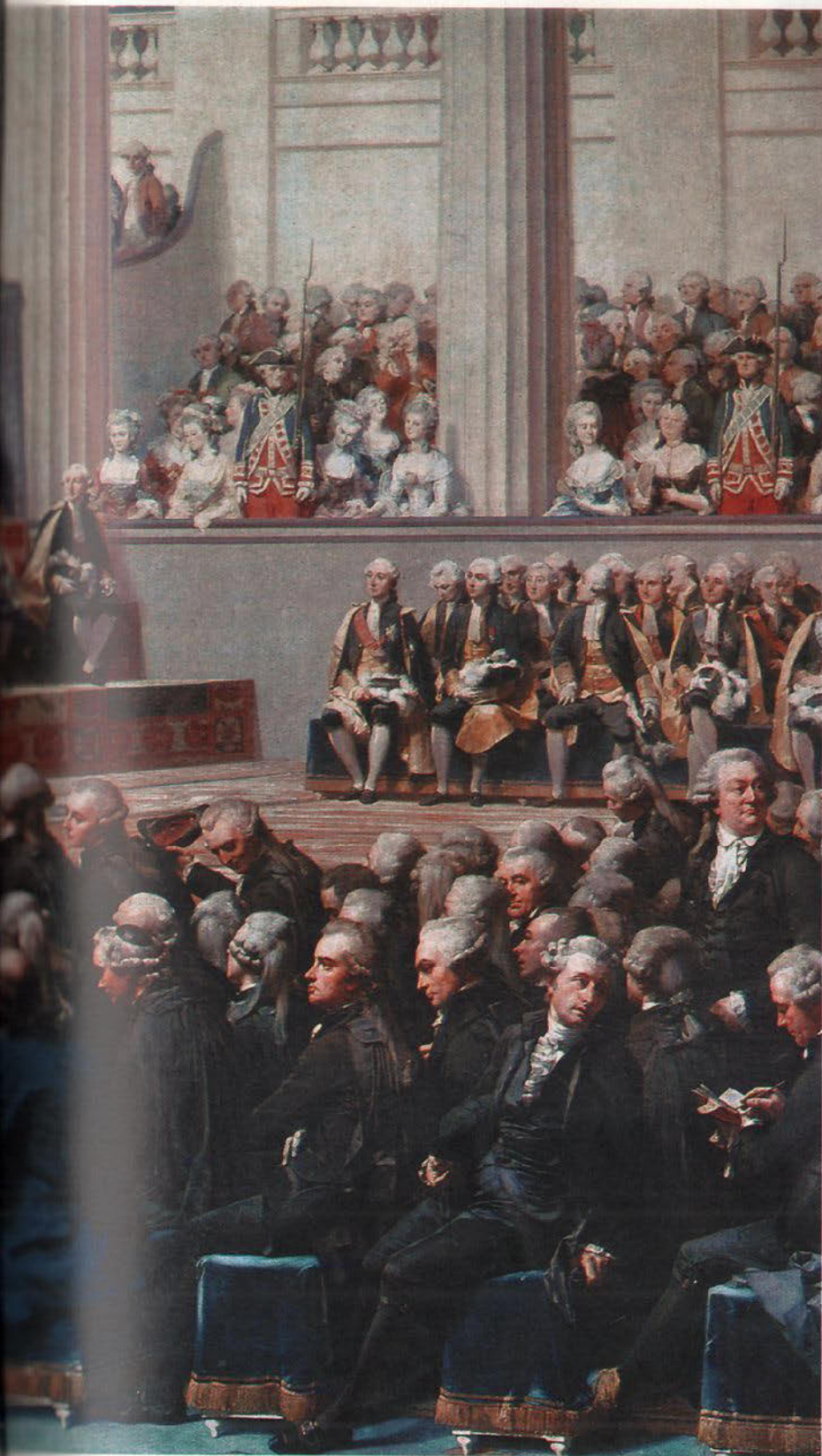
tenzen ein. Am 8. Mai 1788 lässt der
Monarch die neuen Regeln auf einem
Großen Gerichtstag zwangsregistrie-
ren, unmittelbar darauf beurlaubt er die
Parlements.

Mehr noch als in Paris breitet sich
der Aufruhr nun in den Provinzen aus;
besonders ernst ist er in Grenoble im
Südosten. Dort verbietet der königliche
Statthalter dem protestierenden Parle-
ment, weiterhin zusam-
menzutreten. Als der Ver-
treter des Monarchen mit
Soldaten anrückt, um die
aufsässigen Gerichtsherrn
aus der Stadt zu weisen, kommen diesen
die Zünfte zu Hilfe.

Es ist Markttag, Grenoble voller Men-
schen, und auch die Bauern von den um-
liegenden Bergen eilen auf den Klang der
Sturmglöcke herbei. Von den Dächern
geht ein Ziegelhagel auf die Soldaten
nieder; so heftig ist der Widerstand, dass
der Statthalter kapituliert. Unüberhörbar
erschallt aus der Provinz wie aus dem
ganzen Land die Forderung, möglichst
bald die Generalstände einzuberufen.



Erhaben über allen Anwesenden thronen Ludwig XVI. und Marie-Antoinette bei der Eröffnung der Generalstände in einem Saal in Versailles. Die Abgeordneten sitzen im Parkett, der Klerus dem König zur Rechten, der Adel zur Linken, der Dritte Stand in der Mitte. Doch die mit Spannung erwartete Rede des Finanzministers Jacques Necker (am Pult) enttäuscht die Deputierten des Dritten Standes: kein Wort über politische Reformen



Brienne muss nachgeben, denn die königliche Kasse ist leer – nach dem despotischen Schlag gegen die Parlements vom Mai will niemand mehr der Regierung Kredit geben. Am 8. August beruft der König die Generalstände für den Mai 1789 ein; acht Tage später stellt die Staatskasse vorläufig ihre Zahlungen ein.

Brienne geht; an seiner Stelle wird wie schon in den Jahren 1776 bis 1781 Jacques Necker Finanzminister. Der gebürtige Schweizer, ein reicher Bankier von untadeligem Ruf, genießt das Vertrauen der Finanzwelt, sofort kann er eine Anleihe auf dem Markt unterbringen; aus eigener Tasche gibt Necker zwei Millionen Livres dazu. Doch das ist nicht mehr als eine Atempause für das ausgelagte Regiment Ludwigs XVI.

DIE ANTIABSOLUTISTISCHE Adelsrevolte triumphiert, als das Pariser Parlement am 23. September 1788 wieder in seine Rechte eingesetzt wird. Der Gerichtshof genießt jetzt im ganzen Land höchste Popularität als Vorkämpfer gegen neue Steuern und den königlichen Despotismus – auch bei den Bürgern des Dritten Standes.

Doch erste Risse in dieser ungewöhnlichen Koalition zeigen sich schon bald bei der Diskussion des Wahlverfahrens für die Generalstände. Die sind zwar eine alte Institution der Ständegesellschaft, doch ihre genaue Zusammensetzung, ihre Wahl- und Abstimmungsmethoden sind nie verbindlich festgelegt worden. Und auch die Ankündigung Ludwigs XVI. lässt diese Fragen offen, die von nun an heftig debattiert werden.

Bereits Ende September fordert das Pariser Parlement, die Generalstände von 1614 zum verbindlichen Vorbild zu nehmen. Das aber würde bedeuten, dass alle Stände etwa gleich viele Deputierte stellen. Und dass bei Abstimmungen jeder Stand nur eine Stimme hat.

Damit hätten der Adel (höchstens 350 000 Angehörige) und der Klerus (60 000 Menschen) jeweils ebenso viel Gewicht wie die gesamte restliche Bevölkerung von Bürgern, Bauern und Arbeitern (etwa 27 Millionen). Das eben



Noch geben sich die Karikaturisten hoffnungsfroh: Seit an Seit sitzen Pfarrer und Adeliger mit dem Bauern beim Wein zusammen. Die drei Stände trinken einträchtig auf das Wohl von König und Vaterland

noch gefeierte Pariser Parlement verwirkt mit einem Schlag seine enorme Beliebtheit. Die kurzlebige Allianz der Stände zerbricht.

Waren sich zuvor noch alle einig, die Macht des Königs zu beschränken, so wird nun deutlich, dass die ersten beiden Stände, abgesehen von einer liberal gesonnenen Minderheit, keineswegs bereit sind, zu Gunsten des Dritten Standes auf ihre Privilegien zu verzichten. Die meisten Angehörigen von Adel und Klerus wollen ihre Macht erhalten, ja ausbauen – im Zweifelsfall auf Kosten des Königs und des Dritten Standes.

Dessen Vertreter toben gegen den Eigensinn der Adelsmehrheit. Sie sammeln sich in den nun wieder zugelassenen politischen Klubs; eine Sturzwellen politischen Schrifttums ergießt sich über das Land – täglich erscheinen neue Pamphlete. Die am häufigsten erhobene Forderung: Der Dritte Stand soll mindestens ebenso viele Deputierte entsenden wie die beiden anderen Stände zusammen – und es soll nach Köpfen abgestimmt werden, sodass jeder Versuch der Privilegierten, die Ansprüche des Dritten Standes niederzuhalten, schon durch das Zahlenverhältnis zum Scheitern verurteilt wäre.

Zum mächtigen Antrieb der Empörung wird die „Gesellschaft der Dreißig“, die ab November dreimal wöchentlich in Paris zusammenkommt. Ihr gehören

Beamte an, Bankiers, Journalisten, aber auch viele liberale Mitglieder der privilegierten Stände. Etwa Marie-Joseph du Motier, Marquis de La Fayette, der als General am Kampf der amerikanischen Kolonien um die Unabhängigkeit teilgenommen hat. Der von seiner Kaste abgefallene Graf Mirabeau nennt das die „Konspiration der ehrenwerten Leute“ – denn abermals sind es Honoratioren, die aufbegehren, nicht die Armen.

Dieser neuen Interessengemeinschaft geht es jetzt nicht mehr allein darum, die Macht des Königs zu ihren Gunsten einzuschränken, was noch das Motiv der Adligen in der Notabelnversammlung 1787 und des Parlements widerstands 1788 gewesen war. Die „Nationale Partei“, wie sich die Agitatoren selbst bezeichnen, fordert Gleichheit vor dem Gesetz und die Teilhabe an der politischen Macht – und damit das Ende der ständischen Ordnung der Gesellschaft.

Der Abbé Emmanuel-Joseph Sieyès, selbst Mitglied der Gesellschaft der Dreißig, bringt die Kritik an der bestehenden Ordnung des Landes in einer Flugschrift vom Januar 1789 auf den Punkt: „Der Dritte Stand umfasst also alles, was zur Nation gehört. Und alles, was nicht Dritter Stand ist, kann sich nicht als Bestandteil der Nation betrachten. Was also ist der Dritte Stand? Alles.“ Und welche Stellung sollten Adel und Klerus in der Gesellschaft einnehmen? „Ebenso gut könnte man fragen, welcher Platz einer bösartigen Krankheit zukomme, die den Leib eines Kranken martert und verzehrt.“

Der König gibt auf Anraten Neckers dem Druck der Öffentlichkeit nach und gewährt am 27. Dezember 1788 die Verdoppelung der Abgeordnetenzahlen des Dritten Standes bei den Generalständen. Aber über die Abstimmung nach Köpfen wird nichts bekannt gegeben – damit

bleibt das vermeintlich großzügige Entgegenkommen wertlos.

NICHT NUR DIE MENSCHEN wenden sich in diesem Winter gegen das Ancien Régime – sondern auch der Himmel. Nachdem schon im Sommer schwere Hagelstürme große Teile der Ernte vernichtet haben, bringen nun außergewöhnlich niedrige Temperaturen die Menschen in Stadt und Land in Bedrängnis. Die Mühlen in den zugefrorenen Flüssen können das wenige vorhandene Getreide nicht verarbeiten, und so erhöht sich nun deutlich der Preis des Brotes, des bei weitem wichtigsten Grundnahrungsmittels. Überall ist nun das Geld knapp, Handwerker erhalten keine Aufträge mehr, die Webstühle stehen still, Bauarbeiter verlieren ihre Arbeit.

Verarmung und Arbeitslosigkeit führen zu Zorn und Argwohn: gegen Kornspekulanten, die den Getreidepreis in die Höhe trieben; gegen „Landstreicher“, welche die Provinz in Scharen heimsuchten; gegen Juden, die verschuldeten



Kein Stand ist so in Arm und Reich zerrissen wie der Erste, der geistliche. Etwa 200 der 291 Deputierten des Klerus haben als Gemeindepfarrer in der Regel Einkünfte, welche die eines Tagelöhners kaum übertreffen. Und so stehen sie den Angehörigen des Dritten Standes oft näher als den meist wohlbeleibten Bischöfen und Äbten

Bauern angeblich Wucherzinsen abverlangten.

Der Zorn bricht sich schon bald Bahn in Gewalt: Überall im Norden des Landes werden Bäckereien und Kornspeicher geplündert; in der Bretagne kommt es zu Straßenkämpfen und wochenlangen Ausschreitungen; in Toulon entrinnen einige Verwaltungsbeamte nur knapp dem Lynchmord einer aufgebrachten Menge.

Auch in der Metropole Paris werden in dieser brodelnden Atmosphäre Gerüchte über vermeintliche Verschwörungen gegen die einfachen Leute schnell ernst genommen – und zum Auslöser gewalttätiger Unruhen.

Im April 1789 etwa geht im Faubourg Saint-Antoine, einem Viertel der Arbeiter und Handwerker im Schatten der Bastille, die Behauptung um, der Tapetenfabrikant Jean-Baptiste Réveillon wolle den Lohn seiner Beschäftigten kürzen. Réveillon, der einst selbst einfacher Arbeiter war und als sozial denkender Dienstherr gilt, beschäftigt rund 350 Angestellte: Er zahlt überdurchschnittlich gut, und als er im

sinken. Niedrigere Kosten wiederum bedeuteten geringere Preise – und das müsste den Konsum ankurbeln.

In der erhitzten Stimmung sieht so mancher Arbeiter darin die Ankündigung einer Lohnkürzung. Schnell versammeln sich am 27. April 1789 Hunderte knüppelbewehrter Demonstranten und ziehen mit der Parole „Tod den Reichen. Tod den Aristokraten“ und einer Galgenattrappe,

Manche Kleriker wechseln auf die Seite der Reformer

an der eine Puppe mit den Zügen Réveillons baumelt, durch das Stadtviertel. Ziel des Zuges ist die Villa des Fabrikanten.

An diesem Tag lassen sich die Demonstranten durch einen Trupp von 50 Gardisten abschrecken. Ziehen stattdessen zum Haus eines anderen Unternehmers, plündern es, zerschlagen das Mobiliar und verbrennen die Trümmer auf der Straße.

Am Tag darauf versammeln sich die Wütenden erneut, diesmal aufgehetzt von

der sich zur Begeisterung steigert, als er Münzen in die Menge wirft.

Stundenlang herrscht angespannte Ruhe, bis am Abend die Soldaten zurückweichen, um einer Karosse Platz zu machen. Sofort drängen Tausende in die entstehende Lücke und stürmen das Anwesen; nur mit knapper Not können Réveillon und seine Familie entkommen. Binnen zweier Stunden sind Haus und

Tapetenfabrik verwüstet; im Garten verbrennen die Demonstranten Tapeten, Möbel und Bilder.

Die Gardisten leisten zunächst keinen Widerstand. Erst als das Haus komplett geplündert ist, rücken mehrere hundert Mann Verstärkung an, darunter schwer bewaffnete Einheiten der regulären Armee, die Kanonen mit sich führen. Demonstranten werfen die Truppen von den Dächern und Fenstern der umliegenden Häuser aus mit Steinen, stoßen berittene Soldaten aus dem Sattel.

Warnschüsse in die Luft wirken nicht, da eröffnet das Militär das Feuer in die



Winter wegen der wirtschaftlichen Misere die Produktion zurückfahren und Beschäftigte entlassen musste, erhielten diese Unterstützungsleistungen.

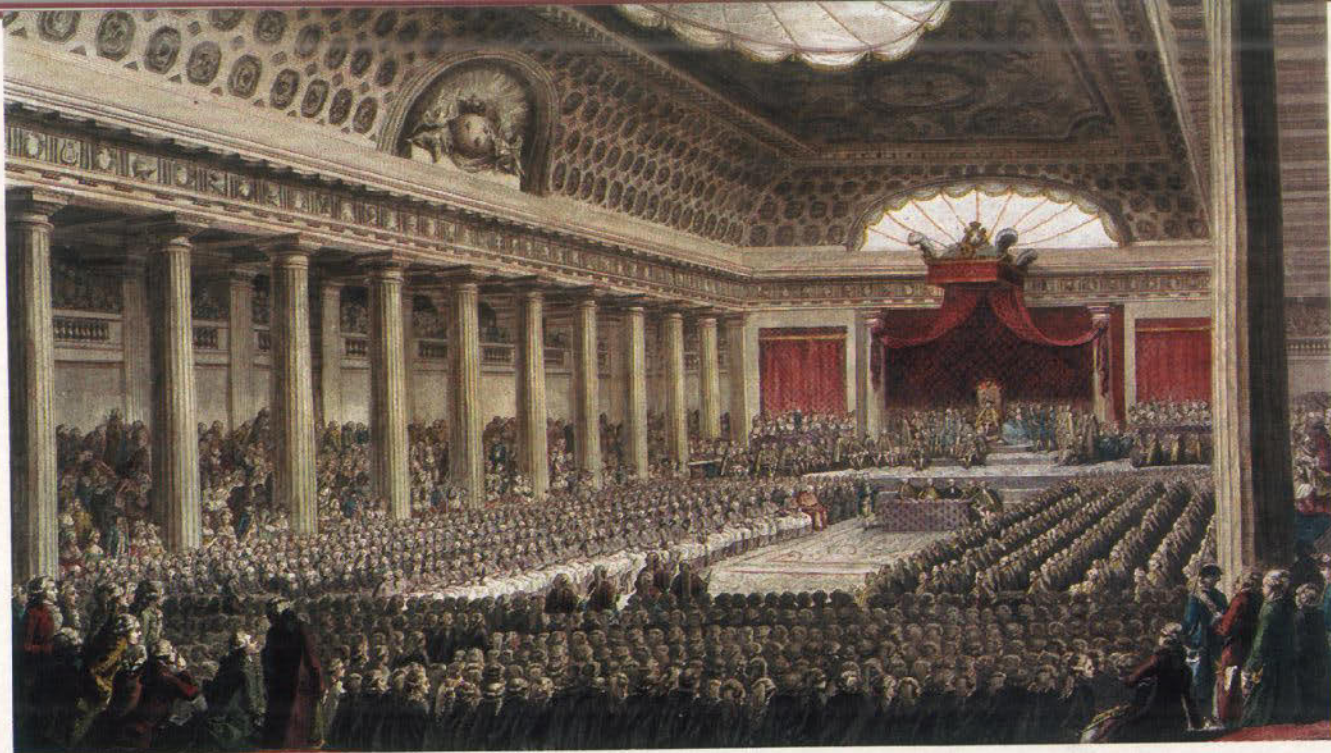
Doch Réveillon denkt auch darüber nach, wie diese Misere beendet werden könnte – und er macht den Fehler, seine Gedanken öffentlich auszusprechen. Bei einer Wahlversammlung fordert er, den Brotpreis zu ermäßigen. Dann würden auch die Lohn- und Herstellungskosten

der schwangeren Ehefrau eines Tagelöhners. 5000 bis 10 000 Demonstranten ziehen zum Anwesen Réveillons.

Doch Privathaus und Fabrikgebäude werden nach wie vor von Gardisten bewacht, und so verharrt die Menge zunächst tatenlos. Die Menschen beschränken sich darauf, die Insassen vorbeifahrender Kutschen zu beschimpfen. Nur den Herzog von Orléans, als „Freund des Volkes“ bekannt, empfängt Beifall,

Menge. Der Aufruhr endet in einem Blutbad: Wahrscheinlich kommen etwa 300 Menschen ums Leben, mindestens ebenso viele werden verwundet.

IN SOLCH UNRUHIGEN ZEITEN macht sich nun ganz Frankreich an die Vorbereitung der Generalstände. Der König hat Ende Januar die Modalitäten der Wahl bekannt gegeben und alle Untertanen dazu aufgefordert, den Abgeordneten



Der Zeichner Charles Monnet (1732–1808) hat die Eröffnung der Generalstände aus Zuschauersicht festgehalten. Schon nach kurzer Zeit wird der Prunksaal zur Bühne für die Revolutionäre des Dritten Standes

ihre Wünsche und Sorgen in *cahiers de doléances* („Beschwerdeheften“) mit auf den Weg zu geben.

Parallel dazu wählt die Nation ihre Deputierten. Das Wahlrecht ist ausgesprochen demokratisch für seine Zeit: Stimmberechtigt ist jeder Mann von 25 Jahren, der in die Steuerrolle eingetragen ist. Das macht sechs Millionen Wahlberechtigte, immerhin knapp ein Viertel der Bevölkerung.

291 Deputierte wählt der Klerus. Nirgendwo ist der Unterschied zwischen Arm und Reich krasser als unter den Vertretern des Ersten Standes: Zwei Drittel sind einfache Gemeindepfarrer – Seelsorger und Sozialarbeiter in einem –, die manchmal mit weniger Geld auskommen müssen als ein Tagelöhner. Auf der anderen Seite stehen adelige Prälaten wie Charles-Maurice de Talleyrand, dem sein Bischofsamt nicht mehr ist als eine Pfründe: Erst zwei Monate nach seiner Einsetzung besuchte er Autun, den Amtssitz, blieb dort vier Wochen, die er vor allem seiner Wahl zu den Generalständen widmete, und verschwand dann für immer.

Fast alle 270 Abgeordneten des Zweiten Standes entstammen dem alten Adel, die meisten bekleiden hohe Ränge in der aristokratischen Hierarchie, viele gehören zu den Superreichen. Sie alle haben bei einer Veränderung der Gesellschafts-

ordnung, wie sie die Agitatoren des Dritten Standes fordern, viel zu verlieren: ihre Steuerprivilegien, ihre grundherrlichen Rechte, die Einkünfte aus Ehrenrenten von der Krone – und auch den politischen Einfluss, den sie in den vergangenen Jahren durch die Verweigerungspolitik der Parlements errungen haben.

Dementsprechend viel zu gewinnen haben die rund 600 Deputierten des Dritten Standes, zumeist städtische Beamte und Rechtsanwälte. Zwar gehören auch sie eher zu den Wohlhabenden des Landes. Doch ist den meisten der feudale Lebensstil der Aristokraten und hohen Kleriker mit elegantem Herrschaftssitz, eigenen Kutschen und Dutzenden livrierten Diensthofen unerreichbar. Vor allem aber bleibt ihnen das Ansehen versagt, das der Hochadel in der ständischen Ordnung genießt.

Großes erwarten alle Vertreter der Nation von den Generalständen – aber die Unterschiede in den Erwartungen sind gewaltig.

VERSAILLES, 5. MAI 1789, Dienstag. Die Deputierten versammeln sich in dem großen „Saal der Hoflustbarkeiten“ an

der Avenue de Paris. Einst diente der Saal als Depot für die Kulissen der Hoffeste; jetzt haben ihn die königlichen Architekten in einen prächtigen Tagungsort verwandelt. Der 50 mal 25 Meter große Innenraum ist von Kolonnaden gesäumt, das Kopfende wird von einer mehrstöckigen Tribüne dominiert. Dort steht, unter einem Himmel aus violetter, mit Goldlilien besticktem Samt, der Herrscherthron, etwas tiefer ein prunkvoller Sessel für die Königin.

Weiter unten, streng hierarchisch geordnet, finden sich die Sitzplätze für den Hofstaat: für die Prinzen und Prinzessinnen von Geblüt, für die Pairs und Herzöge des Reichs, für Kammerherren und Hofdamen sowie die Minister. Drei Deckenfenster, verhängt mit weißer Seide, spenden gedämpftes Licht. 300 Gobelins mit den Porträts von Königen aus 13 Jahrhunderten schmücken die Wände. Marmorreliefs geben berühmte Episoden der französischen Geschichte wieder.

In der Mitte des Raums sitzen eng beieinander die Deputierten: zur Rechten des Königs die Kleriker, zu seiner Linken die Adligen. Ihnen gesteht die höfische

Regie Polster zu, während der Dritte Stand, von den Privilegierten durch eine kleine Balustrade getrennt, zwischen ihnen auf blankem Holz sitzt.

Den Abgeordneten der Bürger und Bauern ist erst Einlass gewährt worden, nachdem die Geistlichen und Edelleute Platz genommen hatten; bis dahin mussten sie stundenlang in einem dunklen Korridor verharren. Erst kurz vor Mittag zog auch der Dritte Stand in den Saal ein; ein Raunen ging durch die 2000 Zuschauer auf den Balkonen (Zehntausende warteten vor dem Tor), als der Comte de Mirabeau erschien. Herzlichen Beifall erhielt der greise Michel Gérard aus Rennes, der die vorgeschriebene schwarze Kostümierung verweigert hat und stattdessen das braune Kleid des Bauern trägt.

Dann, um 12.00 Uhr, freudige Unruhe im Saal: die Ankunft Ludwigs XVI. Prächtig gekleidet steigt der Herrscher langsam die Stufen zum Thron hinauf, lädt die Königin ein, sich zu setzen, und deutet an, dass er sprechen werde. Die kurze, unverbindliche Begrüßung wird mehrfach von Beifall und Hochrufen unterbrochen.

Danach redet der Siegelbewahrer Charles de Barentin – so leise, dass ihn kaum jemand versteht. Das Ende seiner Rede aber hören alle: Er fordert die Stände auf, „voller Entrüstung die gefährlichen Neuerungen zurückzuweisen“.

Gespannt wartet nun alles auf den Vortrag des Finanzministers. Jacques Necker eilt der Ruf voraus, ein Freund des Volkes zu sein – und eher als alle anderen Mitglieder der Regierung zu Reformen bereit. Doch er ist ein miserabler Redner. Und so bekommen die Abgeordneten drei Stunden lang ein finanztechnisches Referat zu hören: die Aufschlüsselung des Defizits in allen Einzelheiten. Nach 30 Minuten überkommt den Minister Heiserkeit; er gibt sein Manuskript einem Vorleser weiter, dessen schrille Stentorstimme den Zuhörern in den Ohren dröhnt. Die Deputierten rutschen nervös auf ihren Bänken hin und her, husten, dösen, niesen, schnarchen. Auch der König kann seine Schläfrigkeit kaum noch meistern.

Die Langeweile des Dritten Stands weicht der Enttäuschung, als Neckers Ersatzmann den Vortrag beendet: Die Rede, so beeilt sich Graf Mirabeau am nächsten Tag in einer von ihm herausgegebenen Zeitung mitzuteilen, „enthält keinen einzigen Vorschlag, der eines Staatsmannes würdig wäre, nicht einmal den Notbehelf eines Finanziers!“ Kein Wort zu den ersehnten umfassenden Reformen – und zur heiklen Frage der Abstimmung nach Köpfen nur eine Ausflucht: Die Stände mögen zunächst getrennt beraten; zudem sei es allein Sache der privilegierten Stände zu entscheiden, ob sie auf bestimmte Vorrechte verzichten wollten.

Ein letztes Mal lässt sich der Dritte Stand demütigen

Unvermittelt beendet Ludwig die Sitzung gegen vier Uhr nachmittags – und hinterlässt die Deputierten in großer Verwirrung. Die weitere Agenda ist nicht festgelegt. Niemand sagt den Abgeordneten, wie sie sich zu organisieren und worüber sie zu diskutieren haben.

AM FOLGENDEN TAG kehren die Deputierten zurück, um zu überprüfen, ob die Wahlen zu den Generalständen den Regeln gemäß verlaufen sind – entsprechend dem Befehl des Siegelbewahrers nach Ständen getrennt. Der Dritte Stand trifft sich wegen der Vielzahl seiner Abgeordneten im Saal der Hoflustbarkeiten, die Geistlichkeit und der Adel versammeln sich in kleineren Räumen im gleichen Gebäude.

Eigentlich ist dies eine Formalität, doch sie stellt die Abgeordneten des Dritten Standes vor ein Dilemma: Erklären sie sich bereit, die Prüfung *allein* für sich vorzunehmen, erkennen sie damit das Prinzip der getrennten Beratung an – und damit, so fürchten sie, auch die Abstimmung nach Ständen und nicht nach Köpfen. Verweigern sie sich, ist das eine offene Revolte. Davor aber schrecken die meisten noch zurück.

Also wählt der Dritte Stand eine Zwischenlösung: Alles, was nach einer separa-

raten Konstituierung aussehen könnte, etwa die Wahl eines Vorsitzenden, wird vermieden – man trifft sich weiter, aber gewissermaßen inoffiziell.

Einige Tage später ergeht eine Einladung an die beiden anderen Stände, gemeinsam zu tagen. Zudem gibt sich die Versammlung des Dritten Standes einen neuen, programmatischen Namen. *Députés des communes*, „Abgeordnete des Unterhauses“, nennen sich die Mitglieder jetzt, mit Anklang an das House of Commons in London. Denn das britische Unterhaus verfügt bereits über jene Macht, die sich Frankreichs Dritter Stand erst noch erkämpfen will – etwa über das staatliche Budget zu bestimmen.

Die Adelsversammlung weist das Ansinnen sogleich zurück – doch stimmen immerhin 46 liberale Aristokraten für die gemeinsame Überprüfung der Mandate. Wesentlich knapper fällt die Entscheidung bei den Klerikern aus. Es sind vor allem die oft armen Landpfarrer, die sich dem Dritten Stand weit mehr verbunden fühlen als den prunkverliebten Bischöfen. Dennoch stimmt auch die Mehrheit der Geistlichen für getrennte Beratungen. Damit sind die Generalstände vorerst blockiert.

Alle Versuche, einen Kompromiss herbeizuführen, scheitern. Zum einen am Widerstand der Bischöfe, die ihren Einfluss geschickt nutzen, um die kompromissbereiten Priester auszuschalten. Zum anderen am Starrsinn der Aristokraten. Ob aus der Provinz oder aus Paris, ob neuer Amts- oder alter Schwertadel: Ihre überwiegende Mehrheit verweigert sich jeder liberalen Idee.

Die Schriftstellerin Madame de Staël, Tochter Neckers und Beobachterin der Ereignisse in Versailles, klagt über den Hochmut der Edelleute: Sie sprächen von ihrem Rang, als ob dieser schon vor Erschaffung der Welt bestanden hätte. „Sie sahen ihre Privilegien als Besitzrechte an, auf denen die Sicherheit der ganzen Gesellschaft beruhe.“

So vergeht Tag um Tag. Der König gibt sich derweil der Melancholie hin; er

will nicht verstehen, dass sein „gutes Volk“ rebelliert. Andere am Hof sind weniger passiv: Eine Clique um den Comte d'Artois, den Bruder Ludwigs XVI., schmiedet Pläne, den in ihren Augen schwächlichen Necker zu entlassen, einen härteren Nachfolger zu ernennen und die Generalstände aufzulösen.

Unterdessen trifft sich der Dritte Stand weiterhin im großen Saal der Hoflustbarkeiten. Die Plätze der anderen Stände bleiben frei – als demonstrative Einladung. Und Tag für Tag wächst der Verdross der Communes über die Weigerung der Privilegierten, mit ihnen zu tagen.

Dieser Ärger lässt die Vertreter der Bürger und Bauern näher zusammenrücken und weckt in ihnen den Wunsch nach beherzten Entschlüssen. Manche bedauern, dass der Dritte Stand nicht von Anfang an die Konfrontation gewagt hat.

Die immer mehr anschwellende Menge an Zuschauern bestärkt die Deputierten in ihrer Haltung. Wo immer die Abgeordneten in Versailles hingehen, stets werden sie von Hochrufen begleitet, auf der Straße überreicht man ihnen Blumensträuße, Fischweiber singen Ständchen.

Während der Konflikt zwischen dem Zweiten und dem Dritten Stand sich zuspitzt, erleben Königin und König eine familiäre Tragödie: Am 4. Juni stirbt der an Tuberkulose erkrankte Louis-Joseph, der siebenjährige Thronfolger, in den Armen seiner Mutter. Der trauernde Monarch zieht sich auf einen Landsitz zurück,

wo nun bevorzugt Delegationen der privilegierten Stände vorgelassen werden.

Die Communes mutmaßen jedoch eine Verschwörung, befürchten, der König werde isoliert – und handeln: Am 10. Juni beschließen sie auf Vorschlag des Abbé Sieyès, „eine schon zu lange währende Untätigkeit aufzugeben“. Er fordert die Abgeordneten der beiden ersten Stände ultimativ auf, sich mit dem Dritten zu vereinigen zu einer gemeinsamen Prüfung der Legitimationen „aller Vertreter der Nation“.

Am 13. Juni folgen drei Pfarrer dem Aufruf von Sieyès, drei Tage später hat sich ihre Zahl schon auf 19 erhöht. So gestärkt, schleudern die Vertreter des Dritten Standes dem Ancien Régime am 17. Juni 1789 den Fehdehandschuh entgegen.

Trotz der annähernd 4000 Zuschauer im Saal der Hoflustbarkeiten herrscht tiefe Stille, als am Morgen des 17. Juni die Anwesenheitsliste erstellt wird; zur Abstimmung wird der Antrag stehen, die Vertreter der Communes zur *Assemblée nationale*, zur „Nationalversammlung“, zu erheben. Allein das Kratzen der Federkiele und das Umblättern der Seiten ist zu hören, als die Sekretäre durch die Liste der Deputierten gehen, um deren Namen festzuhalten.

Am Nachmittag wird das Resultat der Abstimmung verkündet, und ein Freudensturm bricht los: Mit 491 zu 90 Stimmen erklären sich die Abgeordneten zur Nationalversammlung und damit zur allein legitimen Vertretung von ganz Frankreich.

Das ist ein revolutionärer Akt: Nicht mehr der König, sondern die von der Versammlung repräsentierte Nation soll nun der Souverän sein.

Und alle – auch diejenigen, die gegen die Proklamation gestimmt haben – binden sich durch einen Treueid an das selbst gegebene Amt. Noch am gleichen Abend

Am Ende der Prozession vom 4. Mai marschieren Ludwig XVI. und sein Hofstaat. Nur sechs Wochen später ist es um den allumfassenden Machtanspruch des Königs geschehen:

Am 17. Juni 1789 gründen bürgerliche Abgeordnete, denen sich einige Geistliche angeschlossen haben, aus den Generalständen heraus die Nationalversammlung. Sie will Frankreich eine Verfassung geben



demonstriert die *Assemblée nationale* ihre neue Souveränität und nimmt Mirabeaus Antrag an, sämtliche laufenden Steuern, sofern sie nicht von diesem Gremium bewilligt werden, für nichtig zu betrachten.

Vor dem Tagungsgebäude wartet eine große Menge. Als die Deputierten in der Nacht aus dem Tor treten, weichen die jubelnden Menschen zurück und formen einen Ehrenkordon, durch den „die Nation“ in ihrer Mitte hindurchschreiten kann.

Die privilegierten Stände sind nun gezwungen zu handeln. Am 19. Juni entscheidet sich eine knappe Mehrheit der Geistlichkeit für den Zusammenschluss mit dem Dritten Stand, in der Versammlung des Adels sprechen sich immerhin 80 liberale Abgeordnete dafür aus.

Und wie reagiert der König? Die *Assemblée nationale* hat ihn nach ihrer Selbstproklamation hochleben lassen. Noch hoffen viele Abgeordnete, der Monarch stehe letztlich auf ihrer Seite. Sie deuten sein sechswöchiges Schweigen als Billigung ihres Vorgehens.



Die Hoffnungen auf ein harmonisches Miteinander der Stände zerschlagen sich schnell. Diese Karikatur zeigt das Erwachen des Dritten Standes – der schon bald zu den Waffen greifen wird

Doch als die Deputierten am 20. Juni wieder vor dem Saal der Hoflustbarkeiten eintreffen, finden sie das Gebäude durch königliche Order versperrt und von Soldaten bewacht. Angeblich sind Renovierungsarbeiten notwendig für eine Plenarsitzung in drei Tagen. Die Volksvertreter sehen darin hingegen den ersten Schritt zur Auflösung der Versammlung. Niemand hat sie benachrichtigt. Und wo-

nach Paris vor – wohl auch, um der Bedrohung in Versailles zu entgehen, wo die Regierung Truppen zusammenzieht. Der Vorschlag findet keine Mehrheit. Doch es muss etwas geschehen, denn die Deputierten befürchten die gewaltsame Auflösung der Assemblée nationale.

Da klettert der 52-jährige Bailly auf den Schneidertisch und erhebt die Rechte zum Schwur: „Die Nationalversamm-

verwandelten sich mit einem Schlag in das Lange Parlament Karls I.“ – jenes Parlament, das sich 1640 seinem König widersetzte (und ihn neun Jahre später aufs Schafott schickte).

ALS DIE GENERALSTÄNDE am 23. Juni zur nächsten regulären Plenarsitzung in Anwesenheit des Königs zusammen-treten, haben sich bereits 149 Geistliche



hin sollen sie sich jetzt wenden – welches Gebäude kann so vielen Menschen als Tagungsort dienen?

Mittlerweile sind die 600 Abgeordneten durchnässt: Es regnet in Strömen an diesem Samstag. Schließlich hat der Abgeordnete und Arzt Joseph-Ignace Guillotin – dessen Hinrichtungsmaschine später zum Symbol der Revolution werden wird – die rettende Idee: das Ballhaus in der nahe gelegenen Rue du Vieux Versailles, eine Sporthalle, in der normalerweise eine Art Tennis gespielt wird.

Ein schroffer Gegensatz zum großen Saal der Hoflustbarkeiten: Der Raum mit den hohen Fenstern und den hölzernen Galerien auf halber Höhe ist völlig leer und schmucklos, es gibt keine Sitzgelegenheiten. Ein von einem benachbarten Schneider ausgeliehener grober Fichtentisch muss dem am 17. Juni gewählten Präsidenten der Versammlung, Jean-Sylvain Bailly – einem berühmten Astronomen und Mitglied der Académie française –, als Pult dienen.

Der Abbé Sièyes schlägt angesichts des königlichen Affronts den Umzug

lung beschließt, dass alle Mitglieder dieser Versammlung augenblicklich den feierlichen Eid leisten, nicht auseinander zu gehen und überall zusammenzukommen, wie die Umstände es erfordern werden, bis die Verfassung des Königreichs geschaffen und auf sicheren Grundlagen befestigt sein wird.“

Wo immer die Mitglieder der Nationalversammlung fortan zusammenträten, tage die Volksvertretung.

Am Ende siegt in Versailles die Nation über den König

Die Deputierten tun es ihm nach; tief bewegt. Mit pathetisch gerecktem rechten Arm sprechen auch sie die Eidesformel. Nur einer, Martin d'Auch aus dem südfranzösischen Castelnau, beteiligt sich nicht an dem Schwur.

Ein englischer Beobachter erkennt sofort die Parallele zu einer Szene in seiner Heimat: Die Deputierten, so notiert der Agronom Arthur Young, „eigneten sich alle Macht im Königreich an und

und drei Adelige der Nationalversammlung angeschlossen. Ludwig XVI. versucht, die Revolutionäre mit Reformvorschlägen zu beschwichtigen. Doch seine Zugeständnisse gehen diesen nicht weit genug.

So bietet der Monarch zwar die Aufhebung der Steuersonderrechte an – aber nur mit Zustimmung der Privilegierten.

Die Pressefreiheit will er garantieren – doch nur, sofern sie nicht gegen Glaube, Sitte und Ehre der Bürger verstößt.

Steuern sollen fortan nur noch mit Billigung der Volksvertreter erlassen

werden – aber zugleich stellt er das Prinzip der Volksvertretung infrage: Denn der König verbindet seine Offerten mit der Drohung, wieder ohne die Stände zu regieren, sollten diese nicht gefügig sein. Damit ignoriert er den Anspruch der Nationalversammlung, die einzige legitime Vertretung des ganzen Volkes zu sein.

Und in der Manier eines Despoten befiehlt Ludwig XVI. sodann, unverzüglich auseinander zu gehen und die Bera-



Auf Initiative Jean-Sylvain Baillys, des Präsidenten der Nationalversammlung, schwören am 20. Juni rund 600 bürgerliche Deputierte, unterstützt von geistlichen Abgeordneten, so lange zusammenzubleiben, bis Frankreich eine neue und gerechte Verfassung hat. Die Einschüchterungsversuche des Königs können sie nicht mehr beirren – die Revolution hat begonnen. Gemälde nach Jacques-Louis David, 1791



tungen am folgenden Tag nach Ständen getrennt wieder aufzunehmen. In eisigem Schweigen verlassen König und Hofstaat den Saal, Klerus und Adel folgen ihnen.

Doch die Vertreter der Nationalversammlung bleiben wütend und gedemütigt auf ihren Plätzen sitzen. Während die Zimmerleute sich an den Abbau des Podiums machen, wiederholt der königliche Zeremonienmeister den Befehl des Monarchen. Da fährt Mirabeau ihn an: „Sagen Sie Ihrem Herrn, dass wir auf Befehl des Volkes hier sind und nur der Gewalt der Bajonette weichen werden.“

Als der eingeschüchterte Zeremonienmeister daraufhin im Schloss Bericht erstattet, zuckt Ludwig XVI. nur mit den Achseln: „Zum Teufel, dann sollen sie eben bleiben, wo sie sind.“

Die Revolution des Dritten Standes trägt den Sieg davon – und der vermeintlich allmächtige König von Gottes Gnaden fügt sich scheinbar kampflos in die Niederlage. Vier Tage später fordert Ludwig XVI. alle Abgeordneten des Ersten und Zweiten Standes auf, sich dem Dritten anzuschließen, und erkennt damit die Nationalversammlung de facto an.

Nun hat Frankreich zwei politische Zentren: ein sich auf die Gnade Gottes berufendes Königtum – und eine sich auf die Wahl durch das Volk berufende Assemblée nationale.

Beide Konzepte schließen einander zu diesem Zeitpunkt nicht aus: Noch will kaum einer der Revolutionäre die Monarchie abschaffen, noch könnte Ludwig XVI. sich mit einigen ernsthaften Zugeständnissen an die Spitze der Revolution stellen.

Doch der Monarch bleibt bei seinem verhängnisvollen Schlingerkurs: In den darauffolgenden Wochen zieht er weiter Truppen um Paris und Versailles zusammen. Bald schon wird es zur nächsten Konfrontation kommen. Dem absolutistischen Regime wird dann neben der Nationalversammlung ein neuer gefährlicher Gegner gegenüberstehen.

Das Volk von Paris. □

Dr. Frank Otto, 38, ist Privatdozent für Neuere Geschichte in Hamburg.

Pioniere des Umbruchs

Die Französische Revolution folgt – natürlich – nicht dem Generalplan eines meisterhaften Strategen. Es ist eine Umwälzung des Staates durch das Volk, in die Adelige, Kleriker und Bürgerliche verwickelt sind. Unter ihnen Idealisten, die etwa noch um Reformen des Königtums kämpfen, als längst nichts mehr zu retten ist – während andere in der Provinz schon zum Aufstand rufen, lange bevor Paris brennt

Von Alexander Rehfeld,
Christina Schröer und Günther Wessel



Anne Robert Jacques Turgot (1727–1781)

Seines Studiums der Theologie überdrüssig, wechselt der Baron 1752 ins Beamtentum, schreibt für Diderots „Encyclopédie“ und wird Physiokrat, wie die Anhänger einer neuen Wirtschaftslehre genannt werden: Nur die Landwirtschaft könne demnach der Quell nationalen Reichtums sein, nur der Wohlstand der Landbesitzer als Motor der Wirtschaft dienen, nur ein freier Handel Versorgungsengpässe verhindern.

Turgot macht Karriere. 1774 wird er von Ludwig XVI. zum Finanzminister ernannt, gibt den Getreidehandel frei, plant Reformen von Verwaltung und Steuerwesen. Als durch Missernten und Handelsfreigabe aber der Brotpreis im nächsten Frühjahr ins Unerträgliche steigt, hat der Minister plötzlich ganz Frankreich gegen sich; auch den König, der sich nun echauffiert, „Monsieur Turgot will wohl ich sein“.

Nach nur 20 Monaten entlässt Ludwig XVI. den in Ungnade gefallenen Minister und führt die Kontrolle des Getreidehandels wieder ein. Turgot stirbt 1781. Seine Ideen jedoch werden nicht vergessen und einige davon sogar durch die Revolution umgesetzt.



Louis-Sébastien Mercier (1740–1814)

Mercier ist wie die Metropole Paris, die er beschreibt: maßlos, provokant und dem Vulgären nicht abgeneigt. Der rastlose Autor aus kleinbürgerlicher Familie verfasst über 60 Dramen, einen utopischen Roman, dazu unzählige Essays. Sein bekanntestes Werk jedoch wird „Le Tableau de Paris“, ein zwölfbändiges Œuvre, dessen erster Band 1781 erscheint.

In gewisser Weise ist Mercier dabei der erste Journalist der Neuzeit: Wie ein moderner Reporter beschreibt er drastisch die Märkte und die Elendsviertel, den Alltag der Straßendirnen und Börsenspekulanten in der Seine metropole. Seine schonungslose Anprangerung von Missständen macht den Text im Volk populär – und verhasst bei der Obrigkeit.

Mercier muss 1781 ins Ausland fliehen und kehrt erst nach Ausbruch der Revolution zurück. Doch auch im neuen Regime schafft er sich mächtige Feinde. Zur Zeit der *Terreur* wird er verhaftet. Nur Robespierres Entmachtung bewahrt Mercier davor, geköpft zu werden. Nach Napoleons Staatsstreich verweigert er jegliche Zusammenarbeit mit dem neuen Regime.



Emmanuel-Joseph Sieyès
(1748–1836)

Der Mann, der die Revolution eröffnete, wird sie am Ende auch beschließen. Berühmt gemacht hat den Großvikar sein im Winter 1788/89 veröffentlichtes Pamphlet „Was ist der Dritte Stand?“. In ihm erläutert der Geistliche, dass allein der Stand der Bürger und Bauern die Nation repräsentiere. Die Schrift wird zum Bestseller und verhilft dem Sohn eines Postmeisters aus Fréjus zum Abgeordnetenmandat in Versailles.

Dort wirbt Sieyès für die Umwandlung der Generalstände in eine Nationalversammlung, ist am „Ballhausschwur“ und an der ersten französischen Verfassung beteiligt. Aber er kann nur einen Teil seiner Vorstellungen verwirklichen und verliert rasch an Einfluss. 1795 wieder als Verfassungstheoretiker gefragt, erlebt er, wie seine Ideen erneut abgelehnt werden. Daraufhin scharf er die Unzufriedenen aus Politik und Militär um sich.

Seine große Stunde scheint 1799 gekommen, als er im Bund mit Napoleon die letzte Regierung der Revolution stürzt. Doch auch Bonaparte verweist Sieyès in die zweite Reihe der Politik: Mit Ehrentiteln überhäuft, sinkt er in die Bedeutungslosigkeit.



Henri Grégoire
(1750–1831)

Könige sind im Moralischen, was die Missgeburten im Organischen sind.“ Diese drastischen Worte spricht im Nationalkonvent ausgerechnet der katholische Bischof Henri Grégoire. Einen Tag später, am 22. September 1792, ist Frankreich Republik.

Früh wird der Bauernsohn zu einem Verfechter der Gleichheit aller Menschen. So predigt der Geistliche schon lange vor der Revolution die Versöhnung von Christen und Juden, plädiert für die Abschaffung der Sklaverei in den Kolonien. 1789 ist er als Abgeordneter in den Generalständen einer der ersten Geistlichen, die sich dem Dritten Stand anschließen. Auf die von den Revolutionären eingeführte Zivilverfassung des Klerus, die die Kirche neu strukturiert und sie dem Staat eingliedert, legt Grégoire 1790 als erster Geistlicher den geforderten Eid ab.

Als die Revolution bald darauf eine radikal antiklerikale Wende nimmt, lässt der Abbé sich nicht einschüchtern. Seinem Glauben und seinem Verfassungseid bleibt der mutige Geistliche allen politischen Umwälzungen zum Trotz bis zu seinem Tod 1831 treu.



Antoine Pierre Joseph
Barnave (1761–1793)

Der protestantische Rechtsanwalt aus Grenoble gewinnt alles, als er die Revolution ausruft – und er verliert alles, als er sie wieder beenden will. In der Alpenregion Dauphiné nimmt das Volk den Umsturz vorweg, schon 1788 versammeln sich hier illegal Abgeordnete aller drei Stände, fordern die Einberufung der Generalstände und die Neuordnung Frankreichs. Barnave ist einer der führenden Männer dieser ersten Revolution.

1789 wird er Abgeordneter der Generalstände, ein Jahr darauf, noch keine 30, Präsident der Nationalversammlung. Doch im Zenit seiner Macht entscheidet er sich für die falsche Seite. Er will keine Republik, sondern die konstitutionelle Monarchie.

Nach der gescheiterten Flucht des Königs dient er sich Marie-Antoinette als Ratgeber an. Als 1792 ein kompromittierendes Schriftstück entdeckt wird, kommt er in Haft. Im Kerker schreibt Barnave eine „Einführung in die Französische Revolution“ – die erstaunlich klarsichtige historische Analyse eines Mannes, der weiß, dass auf ihn die Guillotine wartet. 1793 lässt Robespierre ihn köpfen.



Anne Louise Germaine
de Staël (1766–1817)

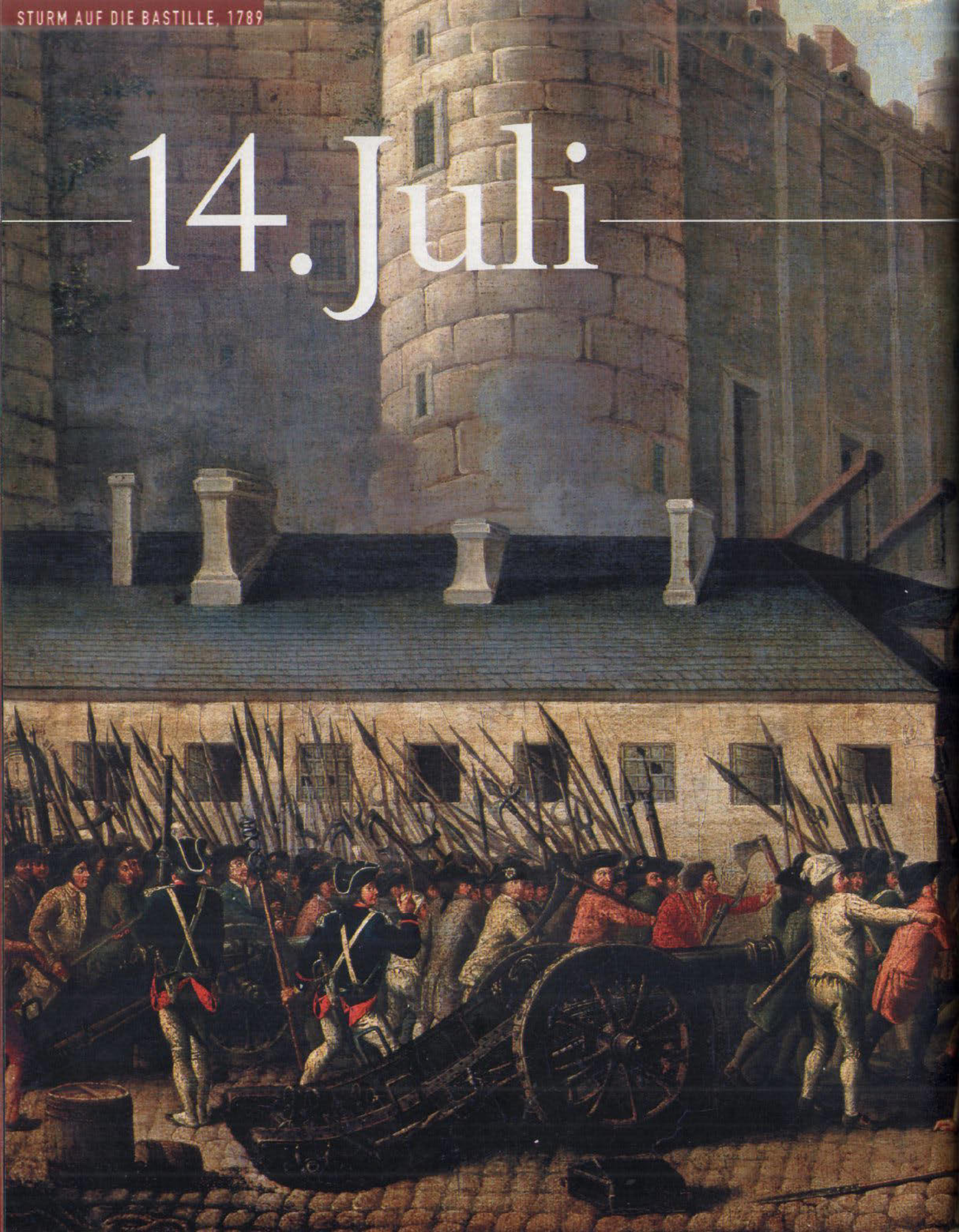
Ihre Schriften lehren die Mächtigen das Fürchten – denn Madame de Staël ist eine gnadenlose Analytikerin des Despotismus. Die Tochter Jacques Neckers, des Finanzministers Ludwigs XVI., erhält schon im Kindesalter durch den literarischen Salon der Mutter, in dem Denis Diderot und viele weitere Geistesgrößen des vorrevolutionären Frankreichs verkehren, eine umfassende intellektuelle Schulung.

Nach ihrer Heirat mit dem schwedischen Botschafter Erik de Staël 1786 richtet sie einen eigenen Salon ein, der sich bald zum Zentrum liberaler Adelliger und Bürgerlicher entwickelt. Für den Geschmack der Jakobiner aber sympathisiert die Autorin zu sehr mit den Girondisten. Als Letztere 1793 entmachtet und verfolgt werden, flieht Madame de Staël in die Schweiz, von wo sie nach dem Sturz Robespierres sogleich zurückkehrt.

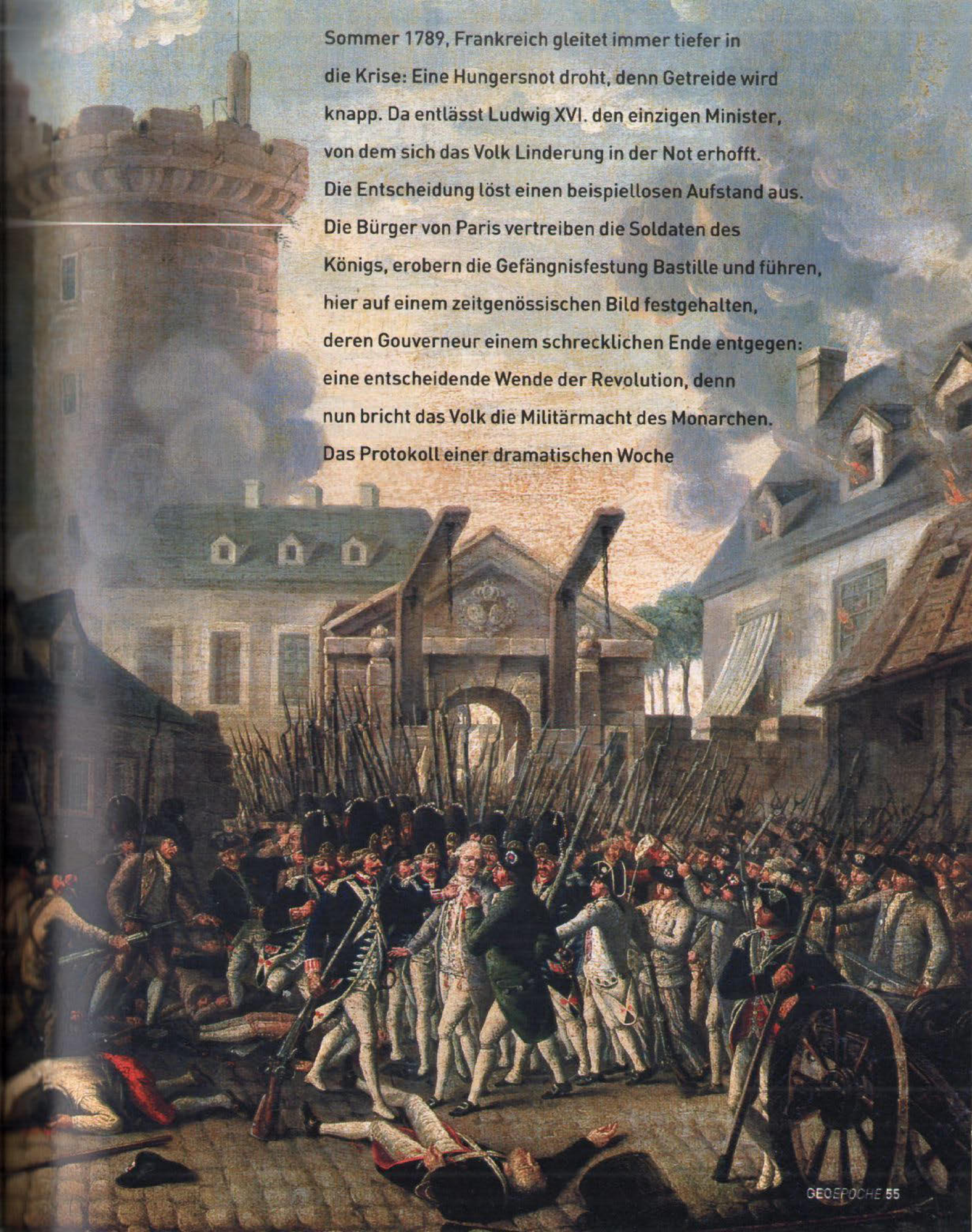
Dreimal noch muss sie Frankreich aus politischen Gründen verlassen: Napoleon etwa zwingt die streitbare Publizistin 1803 ins Exil. Sie hatte den neuen Machthaber kritisiert und unter anderem als „Robespierre im Pferdesattel“ geschmäht.

STURM AUF DIE BASTILLE, 1789

14. Juli



Sommer 1789, Frankreich gleitet immer tiefer in die Krise: Eine Hungersnot droht, denn Getreide wird knapp. Da entlässt Ludwig XVI. den einzigen Minister, von dem sich das Volk Linderung in der Not erhofft. Die Entscheidung löst einen beispiellosen Aufstand aus. Die Bürger von Paris vertreiben die Soldaten des Königs, erobern die Gefängnisfestung Bastille und führen, hier auf einem zeitgenössischen Bild festgehalten, deren Gouverneur einem schrecklichen Ende entgegen: eine entscheidende Wende der Revolution, denn nun bricht das Volk die Militärmacht des Monarchen. Das Protokoll einer dramatischen Woche



Tausend Jahre lang haben Frankreichs Könige geherrscht. Haben Kriege geführt und Invasionen abgewehrt, haben Religionskämpfen, der Pest und Aufständen standgehalten. Und selbst in den ersten Monaten des Jahres 1789 hat Ludwig XVI. noch immer politische Macht. Zwar rebellieren die Bauern in der Provinz und beschränken kompromisslose Adelige seine Herrschaft. Zwar haben sich die kürzlich in die Generalstände gewählten Abgeordneten des Dritten Standes eigenmächtig zur Nationalversammlung erklärt, mit dem Ziel, eine Verfassung zu schaffen – beides beispiellose Angriffe auf die Souveränität der Monarchie.

Doch hat es nicht in den vergangenen Jahrhunderten Könige gegeben, deren Lage ebenso verzweifelt war?

Dann aber verliert Frankreichs Herrscher in einer einzigen Woche die Macht und den Nimbus, die dem Thron in tausend Jahren zugewachsen sind. Es ist eine Woche der Not und der Intrigen, der Kämpfe und der Fehlentscheidungen, der zufälligen Triumphe und endgültigen Niederlagen. Sieben Tage, nach denen zwar noch längst nicht alles entschieden ist, dies aber schon: Nichts wird je mehr so sein wie zuvor.

DIENSTAG, 7. JULI 1789, Paris, Bastille. Der Gouverneur des Gefängnisses im Osten der Hauptstadt empfängt die von ihm dringend angeforderte Verstärkung. Kein Untertan seiner Majestät ist, wenn man so will, je so lange Insasse dieser Festung gewesen wie Bernard-René de Launay: Der starre, nervöse und mitunter pflichtvergessene Beamte ist vor 49 Jahren in der Festung geboren worden. Schon sein Vater war dort Kommandant.

Die Bastille: Seit mehr als 400 Jahren steht diese mittelalterliche Bastion wie ein Felsen auf dem rechten Seineufer. Einst als Teil der Stadtbefestigung gebaut, um Paris während des Hundertjährigen Krieges vor englischen Angriffen zu schützen, dient sie seit 1659 als Haftanstalt – vorwiegend für politische Gefangene, die dort ohne Prozess, allein durch königlichen Haftbefehl festgehalten werden. Ein

Rechteck, 66 Meter lang und 34 Meter breit, mit acht runden, 24 Meter hohen Türmen, verbunden durch fast ebenso hohe und bis zu 2,50 Meter durchmessende Mauern. Finster sind die Kellergewölbe, feucht, verdreckt vom Schmutz der Jahrhunderte, von Ratten verseucht. So schlecht belüftet sind die Turmzellen unter dem Dach, vor allem im Sommer, dass Gefangene dort zu ersticken drohen.

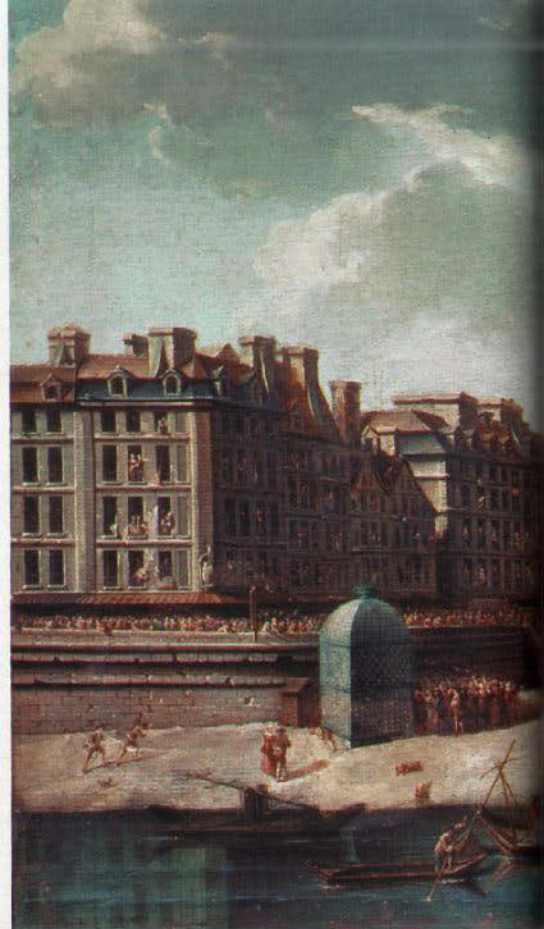
Schrecklich ist der Ruf der Bastille im Volk. Sie sei der Kerker der Despotie, behaupten Pamphletisten, meist ehemalige Gefangene, deren Bücher illegal gedruckt werden und oft hohe Auflagen erreichen.

Die Inhaftierten fühlten sich, als seien sie bei lebendigem Leib begraben worden, ist in ihren Schriften zu lesen; in unterirdischen Verliesen seien sie angekettet gewesen, Hunger und Durst hätte sie gequält, Kälte ihre Gesundheit ruiniert.

Der König verspielt seine Macht

Nichts davon stimmt. In den Kellerverliesen wird längst niemand mehr eingesperrt. Die meisten Zellen liegen in den mittleren Turmgeschossen. Sie sind geräumig und werden über Kamine oder Öfen beheizt – sie sind mithin luxuriöser als viele Wohnungen in der Stadt.

Die Verpflegung ist gut. Die Häftlinge dürfen im Innenhof oder auf dem Mauerkranz promenieren, sie können Besuch



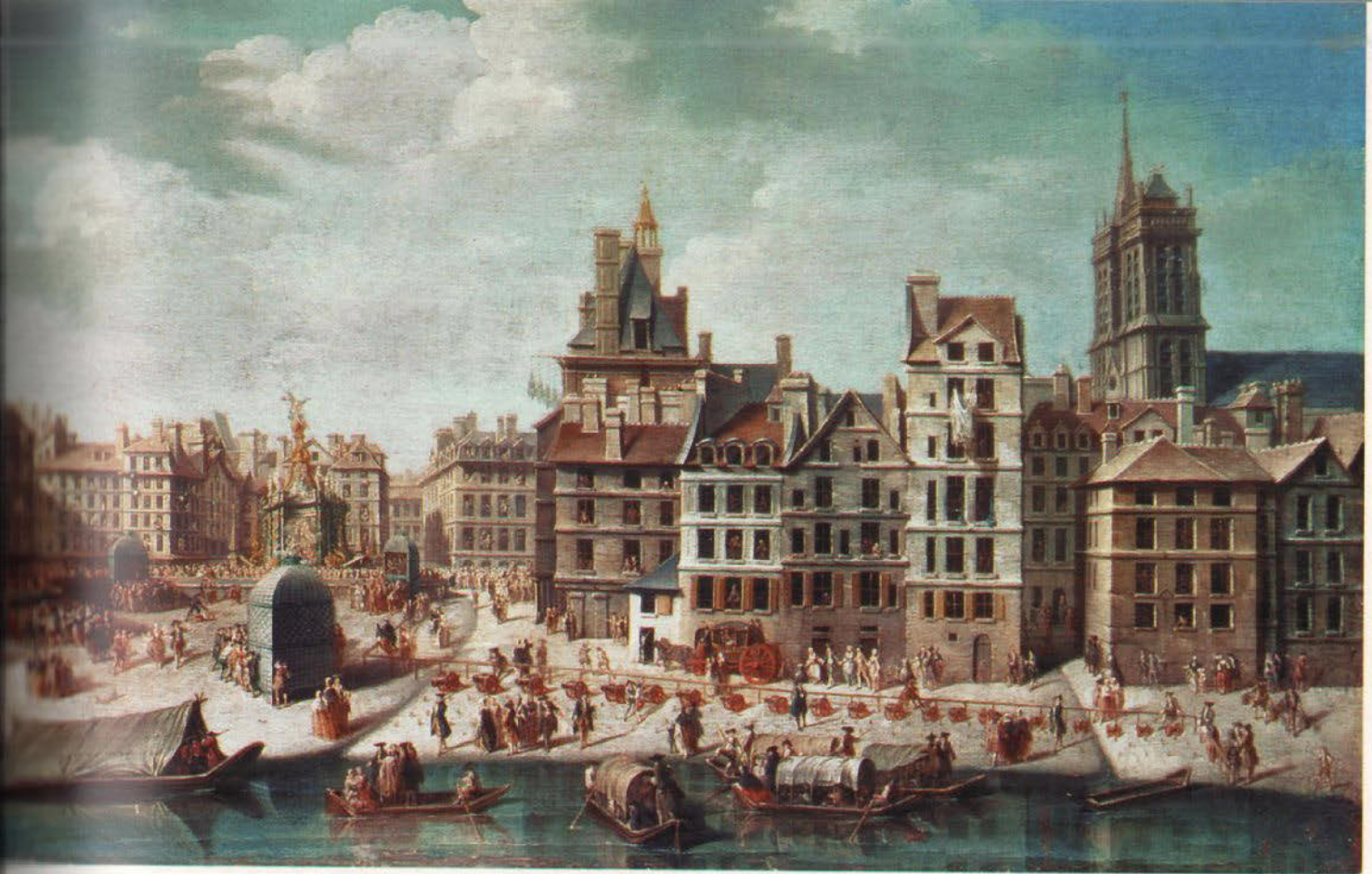
empfangen; wer vermögend ist, der lässt seine Weinvorräte nachkommen und seine Bibliothek. Den Mitteltrakt der Bastille zierte eine große Uhr, umgeben von einer männlichen und einer weiblichen Figur, den Allegorien von Alter und Jugend. Da diese Figuren Ketten trugen und dies so manchem Gefangenen aufs Gemüt geschlagen war, hatte ein feinfühligere Minister diese Symbole entfernen lassen.

Der tiefe Graben, der die Bastille umgibt, führt längst kein Seinewasser mehr; lediglich bei Regen schwappt dort noch hin und wieder eine Brühe. Vor den beiden Zugbrücken, die den einzigen Eingang zum Gefängnis bilden, wölbt sich ein breiter steinerner Bogen. Davor liegen um zwei Höfe einen paar bescheidene Häuser:



König Ludwig XVI.
(1754 – 1793)

Der Monarch residiert im Schloss von Versailles, sechs Stunden Fußweg von Paris entfernt. Er kennt die Metropole kaum. Weil er Unruhen fürchtet, beordert er Anfang Juli 1789 rund 20 000 Soldaten dorthin. Doch gegen das aufgebrachte Volk können sie nichts ausrichten



Die Place de Grève an der Seine.
Im Rathaus, dem höchsten Bau am
Platz (Mitte), residiert im Juli 1789
ein königlicher Beamter als Ver-
walter. Bald jedoch wird das Hôtel
de Ville zum Hauptquartier der
Bürger werden, die sich gegen die
Soldaten des Monarchen stellen

die Residenz des Gouverneurs und seiner Familie, die Unterkünfte der Wachen, eine Wäscherei – und eine lange Zeile mit kleinen Geschäften, in denen ein Konditor, ein Parfumeur, ein Perückenmacher und zwei Krämer ihre Waren anbieten. Denn täglich passieren viele Menschen die Festung in der Rue Saint-Antoine, Nr. 232.

Wer hier eingesperrt wird, ist meist binnen weniger Monate wieder frei. Seit die Bastille Gefängnis ist, haben nur 53 Häftlinge zehn Jahre und länger einsitzen müssen. Anders als seine Vorgänger stellt Ludwig XVI. wenige königliche Haftbefehle aus. Und so drängen Berater den Monarchen schon seit fünf Jahren, die teure Festung abreißen zu lassen.

Gouverneur de Launay bewacht noch sieben Gefangene: vier Fälscher, zwei Wahnsinnige – einer hält sich für Julius Cäsar – sowie einen Adligen, den die eigene Familie wegen sexueller Ausschweifungen hat inhaftieren lassen.

Ein achter Gefangener ist vor fünf Tagen verlegt worden: der Marquis de Sade, der seit einigen Jahren ebenfalls wegen

seiner sexuellen Vorlieben auf Bitten seiner Verwandten einsitzt. Der Marquis hatte sich in der Bastille ein Ofenrohr genommen (oder einen metallenen Trichter für seine Fäkalien – es gibt verschiedene Versionen dieser Geschichte) und mit diesem improvisierten Sprachrohr aus seinem Zellenfenster heraus gefleht, „das Volk“ möge die Gefangenen vor einem Massaker bewahren, das der Gouverneur plane – allerdings nur in der Fantasie des Adligen. Daraufhin hatte ihn de Launay in ein Irrenhaus schaffen lassen. Ein Häftling, der zum Sturm auf die Bastille ruft, ist so ziemlich das Letzte, was er zurzeit braucht.

Denn nicht die Lage in seinem Gefängnis macht dem Gouverneur Sorgen –

sondern die davor: In Paris gärt es seit Tagen, Revolte liegt in der Luft.

15 Schiffskanonen stehen auf den Mauern der Bastille. 82 Mann kommandiert de Launay, Veteranen und Invaliden der regulären Armee. Die Männer werden im benachbarten Viertel Faubourg Saint-Antoine, einem Quartier der Handwerker und Tagelöhner, als Faulpelze verlacht. Dies, befürchtet der Gouverneur, ist keine Streitmacht, die einem Angriff standhalten könnte.

Und so zieht am 7. Juli Verstärkung ein. Grenadierleutnant Ludwig von Flühe führt einen Sergeanten und 32 Füsiliere an: Schweizer Söldner. Der Leutnant, eher bedächtig als schneidig, macht sich wenig Sorgen. Selbst wenn eine Revolte drohe – wie sollten die Bürger von Paris diese Festung erobern?

De Launay hingegen wird von Stunde zu Stunde nervöser. Fast scheint es, als habe ihn die Gegenwart der Söldner nicht beruhigt, sondern noch tiefer in Angst gestürzt. Gut möglich, dass sich der Beamte, der sein Lebtag in der Bastille



gedient hat, von dem jüngeren Berufs-offizier nicht ernst genommen fühlt.

Möglich aber auch, dass er die Situation einfach besser einzuschätzen vermag als der Schweizer. Die Bastille könnte wohl einem Sturmangriff standhalten, einer längeren Belagerung jedoch nicht. Denn der Festung fehlt eine Wasserversorgung. Und in den Magazinen lagern nur Vorräte für zwei Tage.

De Launay weiß, dass die Bastille im Volk ein Symbol der Despotie ist: unübersehbar, drohend, doch nicht gut zu verteidigen. Das ideale Ziel, sollte es zum Aufstand kommen.

PARIS: SELBST VON SEINEN acht Bastilletürmen könnte der Gouverneur nicht über die Stadt blicken, sondern sähe nur auf ein Dächermeer. Bis nahe an die Mauern seiner Festung drängen sich gut 20 000 vier- bis sechsgeschossige Mietshäuser, kaum niedriger als die Bastille. Dazwischen 900 enge, oft chaotisch verlaufende Straßen, Sackgassen, winzige Plätze, in die kaum Helligkeit dringt.

Schon seit langem werden in Frankreich Binnenzölle erhoben – etwa, wie im Bild, auf Handelshöfen. Ab 1786 wird Paris zudem von einer Mauer mit 54 Toren umschlossen. Dort wird die Fracht von Steuerpächtern mit Abgaben belegt, die den Preis der Lebensmittel um ein Drittel verteuern

Paris liegt an einem Bogen der Seine. Dunstig ist der Himmel über der Stadt vom Rauch unzähliger Herdfeuer und Werkstattöfen. Die Spitzen von 150 Kirchen und Konventen ragen in den Himmel. Besonders auffällig sind die wuchtigen gotischen Doppeltürme der Kathedrale Notre Dame auf der großen Seineinsel sowie die hoch aufragende Kuppel der fast vollendeten Kirche Sainte Geneviève am gegenüberliegenden, dem linken Ufer. Seit mehr als 30 Jahren wird an der Kirche gebaut, die der Patronin von Paris geweiht ist – der Monarchie zum Ruhm und dem Volk zum Gefallen.

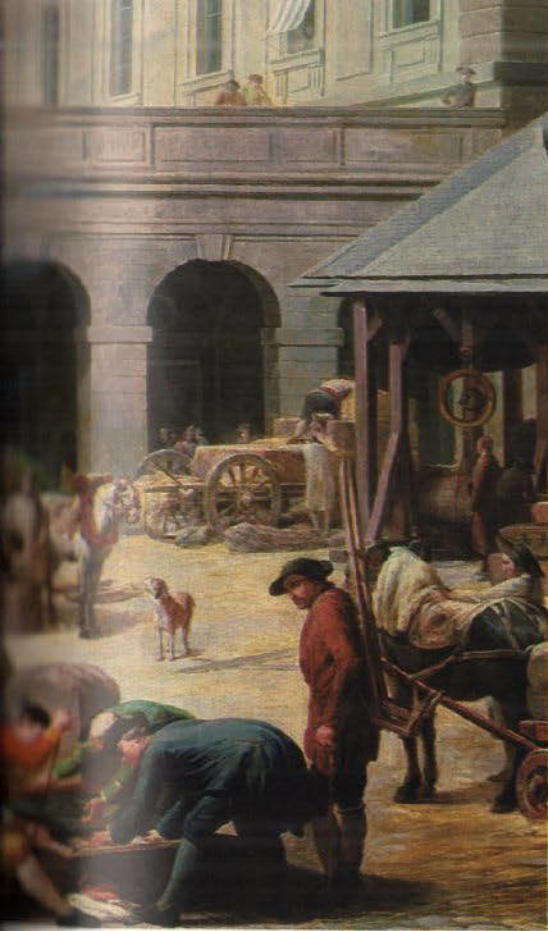
Die Metropole hat 600 000 Einwohner oder 700 000, wer weiß das schon? Seit 1750 ist die Stadt wohl um ein Drittel ge-

wachsen, mehrmals jährlich drucken Verleger neue Pläne, die bereits nach kurzer Zeit wieder veraltet sind.

Täglich kommen mittellose Zuwanderer in die Stadt: Bauern, Tagelöhner, Glücksritter, freigelassene Galeerensträflinge, unverheiratete Frauen, die in der Anonymität ihr Kind gebären wollen, um der Schande daheim zu entfliehen.

Aus der Auvergne kommen sie, aus der Champagne, aus allen Regionen Frankreichs, aus Italien, Deutschland, der Schweiz. Zwischen der Nordsee und dem Mittelmeer gibt es keine größere Stadt als Paris. Allein in der Nachbarschaft der Bastille, im Faubourg Saint-Antoine, leben wohl 80 000 Menschen: fast so viele, wie Bordeaux oder Marseille Einwohner haben. Und jährlich werden rund 20 000 Kinder in Paris geboren.

Von der Bastille aus könnte de Launay, hätte er ein Empfinden dafür, auf eine Metropole der Gegensätze blicken. Luxus und Not, Modernität und Mittelalter, Schönheit und Verfall trennt hier oft nur ein Straßenzug.



Schätzungsweise 20 000 Adelige leben in Paris – und kaum weniger polizeibekannte Prostituierte.

Paris ist schön – wenn man Geld hat. Während die Reichen in ihren ummauerten *hôtels* (herrschaftlichen Stadthäusern) im Marais, in Saint-Germain und an der fast noch ländlichen, doch gerade chic gewordenen Avenue des Champs-Élysées ihre Gäste mit Trüffeln, frischen Krebsen, jungen Rebhühnern und Parmesan oder Schweizer Käse bewirten, geben die Tagelöhner in Saint-Antoine oder Saint-Marcel selbst zu guten Zeiten die Hälfte ihres Lohnes für Brot und mit Bleioxid gepanschten Wein her; manche der Ärmsten setzen ihre neugeborenen Kinder auf den Stufen der Gotteshäuser aus.

Am nordwestlichen Flussufer liegt das Palais des Tuileries, das Stadtschloss des Königs, daran grenzt der feinste Park der Stadt. Wächter sorgen dafür, dass dort nur Müßiggänger lustwandeln dürfen, die wohlhabend gekleidet sind.

Von den Tuileries sind es nur wenige Schritte zum Louvre, wo die prestige-

reichen Akademien ihren Sitz haben; zum Juwelier Granchez am Quai de Conti, wo auch die Königin Geschmeide fertigen lässt; zum Modegeschäft Vanzut et Dosogne, wo der Mann von Welt Spitzenmanschetten und Taftjacken bestellt; zu einem der berühmten Theater; zu den exklusiven Uhrmachern an der Place Dauphine; zur neuen, prachtvollen Place de Louis XV, in welchen die Avenue des Champs-Élysées mündet.

Wer jedoch arm ist, der wadet im Schlamm und Unrat der selten gereinigten Straßen – oder er wadet in Blut.

Denn die Schlachthöfe stromauf an der Seine, nicht allzu weit von der Bastille entfernt, kippen ihre Abfälle einfach aufs Pflaster. Wer arm ist, der atmet die schlechte Luft der Gerbereien am Flüsschen Bièvre knapp vor den Stadttoren und der Manufakturen in den Außenbezirken, in denen Stoffe mit Vitriollösungen gebleicht werden und Bleiweiß gerührt wird für die Maler.

Der kauft am überfüllten Markt von Les Halles ein, wo es nach faulendem Obst stinkt, nach Dung und nach den Exkrementen unzähliger Ochsen und Esel. Der bringt sich und die Seinen durch, indem er in winzigen Dachwohnungen Kaninchen züchtet, die er mit Straßenabfällen füttert.

Ein Tagelöhner verdient 20, vielleicht 30 Sous am Tag – sofern er Arbeit findet. Ein Maurer kommt auf 40 Sous, das sind zwei Livres. Die großen Wohnungen in den Mietshäusern, diejenigen mit sechs oder acht Zimmern, die im ersten oder zweiten Obergeschoss liegen, kosten unerschwingliche 700 Livres im Jahr. Die kleineren Zweizimmer-Behausungen darüber mindestens 100, die stickigen Dachkammern immer noch 40 Livres.

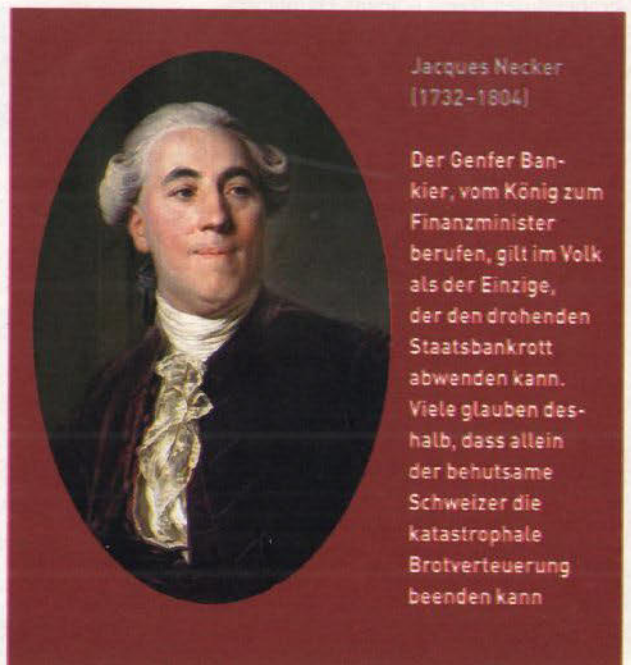
Teurer noch als die Miete ist das Brot. Zwei Vier-Pfund-Lai-

köpfige Familie pro Tag. In guten Zeiten kostet ein Laib acht Sous – ein Tagelöhner, der eine Familie zu ernähren hat, gibt also drei Viertel seines Lohnes für Brot aus. Dazu braucht er noch Suppengemüse, Salz, Feuerholz, Kleidung und Kerzen, sofern er abends nicht im Dunkeln sitzen will.

Die Abgaben an den König machen ein Drittel der Lebensmittelpreise aus – und wohl nirgendwo in Frankreich werden sie so effizient eingetrieben wie in der Hauptstadt.

Das Umland von Paris ist fruchtbar, die Transportwege sind kurz. Hier liegt die Kornkammer der französischen Nation. Allein rund um die Kapitale mahlen 2000 Wind- und Wassermühlen das Korn. 80 000 Rinder treiben Bauern jedes Jahr zum Markt der Stadt, 325 000 Schafe werden hier zur Schlachtbank gezerrt, mehr als 730 000 Hektoliter Wein angeliefert.

Zwischen den Bauern und den Bürgern wacht der Zoll. Seit drei Jahren umgibt eine 3,30 Meter hohe und rund 23 Kilometer lange Mauer Paris. In ihr sind 54 säulenverzierte, klassizistische Tore eingelassen: prachtvolle Entrées, die vielen Parisern wie Stein gewordene Verhöhnungen erscheinen. Denn an diesen Toren durchsuchen Wachen jeden Karren und jedes Fuhrwerk, um Zoll auf Mehl, Wein, Salz und andere Waren zu erheben. 36 Millionen Livres nimmt Seine Majestät auf diese Weise Jahr für Jahr an den Zollstationen ein.



Jacques Necker
(1732–1804)

Der Genfer Bankier, vom König zum Finanzminister berufen, gilt im Volk als der Einzige, der den drohenden Staatsbankrott abwenden kann. Viele glauben deshalb, dass allein der behutsame Schweizer die katastrophale Brotverteuerung beenden kann.

36 Millionen Livres. Manche Adligen haben Einkünfte von mehr als einer Million Livres im Jahr; wer zur Aristokratie gehört und nur 10000 Livres verdient, der gilt unter seinen Standesgenossen schon als arm. Königin Marie-Antoinette hat, nach dringenden Sparappellen der Hofkämmerer, im vergangenen Jahr 190721 Livres ausgegeben – allein für Kleidung.

Im Sommer 1789 wächst die Unruhe auf den Straßen

Diese Extreme zwischen Arm und Reich, zwischen Not und Verschwendung, schüren selbst in normalen Jahren Misstrauen und Hass im Volk.

1789 ist aber kein normales Jahr.

Im Herbst zuvor ist der verheerendste Hagelschauer des Jahrhunderts durchs Land gezogen und hat allerorten die Ernte vernichtet. So wird das Getreide knapp – und der Preis für den Vier-Pfund-Laib Brot steigt: Zehn Sous sind es zunächst, dann zwölf. Nun, im Juli 1789, da die alten Vorräte zur Neige gehen, sind es 14, ja 15 Sous. Zudem ist das Mehl oft verschimmelt – oder verschmutzt, weil die Anwohner des Marktes Les Halles ihre Nachttöpfe über den dort im Freien lagernden Säcken ausleeren.

Ohne Armenfürsorge wären viele Tagelöhner und Arbeiter dem Hungertod ausgeliefert. Zudem ist der 7. Juli der Vorabend des *terme* – jenes Halbjahresdatums, zu dem Mieten und andere große Zahlungen fällig sind. Doch viele Familien können ihre Rechnungen nicht mehr bezahlen. Deshalb droht ihnen der Hinauswurf aus ihren Bleiben und damit die Obdachlosigkeit.

Die Revolution der Generalstände (siehe Seite 34) mag das politische System Frankreichs erschüttert haben – an den ruinösen hohen Brotpreisen aber hat sich nichts geändert.

Auch deshalb wächst die Unruhe im Volk. Das ist im Grunde nicht neu, denn seit Jahrhunderten schon führen Hungersnöte immer wieder zu Revolten.

Neu aber ist, dass mit der Zollmauer die Abgaben, welche der König und seine Steuerpächter auf Nahrung erheben, eine für jedermann sichtbare Manifestation gefunden haben. Man muss nur zu einem der 54 Tore gehen, um mit ansehen zu können, wie die Preise für Salz und Getreide, für Gemüse und Wein hochgetrieben werden – und von wem. Die Zollmauer wird zum sichtbaren Symbol einer sozialen Misere.

Seit in Versailles die Nationalversammlung tagt, ist das Volk empfänglicher für politische Forderungen als je zuvor. Nach wie vor weiß niemand, wie Ludwig XVI. zu den revolutionären Abgeordneten steht. Die Angst vor einem Gewaltschlag nimmt deshalb zu. Die gespannte Stimmung in Paris wiederum beunruhigt den Hof. Im „Ballhausschwur“ standen die Abgeordneten gegen den König zusammen – nun droht dazu auch noch eine Erhebung des Volkes.

In Paris, wo das Brot zu teuer zum Leben geworden ist, gibt es zahlreiche kirchliche Volksschulen, deren Besuch nichts kostet. Und so können wohl drei von vier Männern und zwei von drei Frauen lesen, wahrscheinlich mehr als irgendwo sonst in Europa. Deshalb wird für die Bürger, die bereits hungern oder die den Hunger zumindest fürchten, das Wort zur ersten Waffe.

Spätestens seit dem 25. Mai 1789 können Passanten auf anonymen Plakaten, die heimlich an Hauswände geklebt werden, Drohungen an den Monarchen und

dessen Regierung lesen und Parolen wie diese: „Palast zu verkaufen, Ratgeber zu vermieten, Minister zu hängen, Krone zu vergeben.“

Kein Wunder, dass Gouverneur de Launay in der Bastille nervös wird. Kaum sind die Schweizer Füsiliere eingetroffen, lässt er Fenster verbarrikadieren, die Tore verstärken und eine Ladung Pflastersteine als Geschosse auf ein Turmdach legen. Die Besatzung der Bastille bereitet sich auf einen Sturm vor.

MITTWOCH, 8. JULI, Schloss von Versailles. Ludwig XVI. lebt in einer prachtvollen, doch isolierten Welt. Paris ist groß, urban, laut, schmutzig, bedrohlich, ist in allem das Gegenteil der königlichen Residenz. Sechs Stunden Fußmarsch (und zwei oder drei Stunden mit der Kutsche) sind es vom Hof zur Metropole durch den Wald Bois de Boulogne, wo sich Huren und Räuberbanden herumtreiben. Ein recht wirksamer Schutz gegen Demonstranten, die sich in Paris zusammenrotten könnten. Aber auch eine Sperre, die vieles von dem, was sich in der Hauptstadt ereignet, viel zu spät zum Hof dringen lässt.

Längst halten sich, anders als unter Ludwigs beiden Vorgängern, viele Adelige vor allem in ihren Stadtpalais an der Seine auf, denn in Paris locken Theater und tausenderlei andere Vergnügungen, die das in extremer Verfeinerung erstarrte höfische Ritual nicht kennt. In der Hauptstadt amtieren auch viele hohe Beamte,

dort leben die Finanziers, die Publizisten, die Anwälte. Und so hat Paris gegenüber Versailles längst an Glanz gewonnen, hat umgekehrt die Krone den Kontakt zu ihrer wichtigsten Stadt verloren.

Nun fühlt sich Ludwig XVI. gedemütigt, seit Wochen schon. Allein die Schmach, die Generalstände überhaupt



Gilbert Motier, Marquis de La Fayette (1757-1834)

Der einflussreiche Abgeordnete der Nationalversammlung hat zuvor im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg gekämpft. Männer wie er haben militärische Erfahrung – und formen im Verlauf der Revolution aus unzufriedenen Bürgern schlagkräftige Truppen

einberufen zu müssen, um gewisserweise dem ganzen Volk den Staatsbankrott zu gestehen!

Dann die nächste, die doppelte Schande: Die Generalstände haben eben dieser Finanznot nicht abgeholfen – vielmehr haben sich die Abgeordneten des Dritten Standes zur Nationalversammlung erklärt, die nun über eine Verfassung debatiert, ohne sich, so scheint es, allzu sehr um die Position des Königs zu scheren.

Hat Frankreich damit nicht zwei sich gegenseitig blockierende Machtzentren? Da ist der König mit seinen Ministern. Doch was kann er noch tun? Als sich die Nationalversammlung trotz seines Befehls am 23. Juni nicht auflöst, akzeptiert er dies mit einem Achselzucken.

Und als er wenige Tage später allen Abgeordneten des Klerus (Erster Stand) und des Adels (Zweiter Stand) befiehlt, sich der Nationalversammlung anzuschließen, billigt er scheinbar sogar die Revolution des Dritten Standes.

Eine Tragödie erschüttert den Monarchen

Aber handelt denn die Nationalversammlung? Zwar schränkt sie den Spielraum des Königs ein, indem sie das Recht der Steuerbewilligung für sich reklamiert. Aber noch kann sie kaum praktische Politik betreiben. Denn die Minister sind nicht der Volksvertretung, sondern dem König gegenüber verantwortlich; der Monarch verfügt auch über die Streitkräfte, während der Nationalversammlung selbst Beamtenschaft und Institutionen fehlen – das alles soll ja erst neu geschaffen werden. Darüber diskutieren die Abgeordneten Anfang Juli.

Schließlich ist da noch Jacques Necker: Schweizer, Protestant, Bürgerlicher, ein dreifacher Außenseiter, doch als Finanzminister im Volk ungeheuer populär – der einzige Vertreter des Ancien Régime, der auch im gerade entstehenden neuen System einflussreich sein könnte.

Doch kann der König – immerhin ein Abkömmling des „Sonnenkönigs“ Lud-

wig XIV. – einen so beliebten Mann neben sich dulden? Ist dies nicht die größte Demütigung von allen?

Ludwig XVI. ist knapp 35 Jahre alt, korpulent, träge, dabei durchaus großmütig, nicht übermäßig aggressiv – doch mit der fatalen Schwäche behaftet, einmal getroffene Entscheidungen nicht konsequent durchzuhalten, sondern auf halbem Wege den Kurs zu ändern. Er hat die Serie politischer Niederlagen der vergangenen Monate ertragen, und es ist nicht abzusehen, ob diese Serie je enden wird. Fast täglich tritt die Nationalversammlung in Versailles zusammen, beraten Abgeordnete eine neue Ordnung, welche die Königsmacht weiter reduzieren soll.

Zudem überschattet eine Tragödie das Leben des Königs: Am 4. Juni ist, nur sieben Jahre alt, sein geliebter ältester Sohn und Thronfolger Louis Joseph an der Schwindsucht gestorben. Gut möglich, dass der Monarch in seinem Schmerz unbedachter und brutaler reagiert, als er es sonst getan hätte.

Im Juli 1789 jedenfalls setzt sich am Hof eine Kamarilla durch, die Ludwig XVI. zur Gewalt drängt: Marie-Antoinette gehört zu ihr, seine Gemahlin, die sich schon lange vom Volk verhasst wähnt (durchaus zu Recht, gilt die Habsburgerin vielen Pamphletisten einerseits als Repräsentantin schädlicher ausländischer Einflüsse, andererseits als größte Verschwenderin der Nation).

Der Comte d'Artois, der jüngere Bruder Ludwigs XVI., ist ebenfalls ein hitziger Gegner der Nationalversammlung, des Finanzministers Necker sowie der gesamten zaudernden höfischen Politik. Dazu gesellen sich mehrere Minister, die vor allem Neckers überragende Stellung erbittert. Sie alle wirken in den Salons und Zimmerfluchten des Schlosses immer wieder auf den König ein, Necker zu entlassen

und die Machtprobe mit der Nationalversammlung zu suchen.

Voraussetzung dafür ist allerdings die Kontrolle über Paris.

RUND 1500 POLIZISTEN in schwarzen Uniformröcken tun in der Stadt Dienst. Ihnen arbeiten etwa 400 Spitzel zu – häufig ehemalige Häftlinge, die Gaunereien in ihren Vierteln ebenso melden wie verdächtige politische Aktivität. Viele Monarchen in Europa bewundern die Organisation der Pariser Polizei.

Bewaffnet sind die Ordnungshüter nur mit Degen oder Säbeln. Für sie gilt, ebenso wie für alle Bürger von Paris, das Verbot, in der Stadt Feuerwaffen zu tragen. Und so hätten sie kaum Mittel, um einen Aufstand niederzuschlagen, an dem sich in der unübersichtlichen Metropole möglicherweise Zehntausende von Menschen beteiligen würden.

Mit Feuerwaffen ausgerüstet sind die 7200 Soldaten der Gardes Françaises. Viele Angehörige dieser städtischen Garde stammen aus den nördlichen Provinzen. Sie sind meist jung und haben häufig Ärger mit der Polizei. Seit einigen Wochen greift ein neuer Kommandant mit eiserner Disziplin durch. Seine Strenge erbittert die Soldaten. Aber selbst in wohl organisierter Verfassung könnten die Gardisten allein Paris nicht kontrollieren.

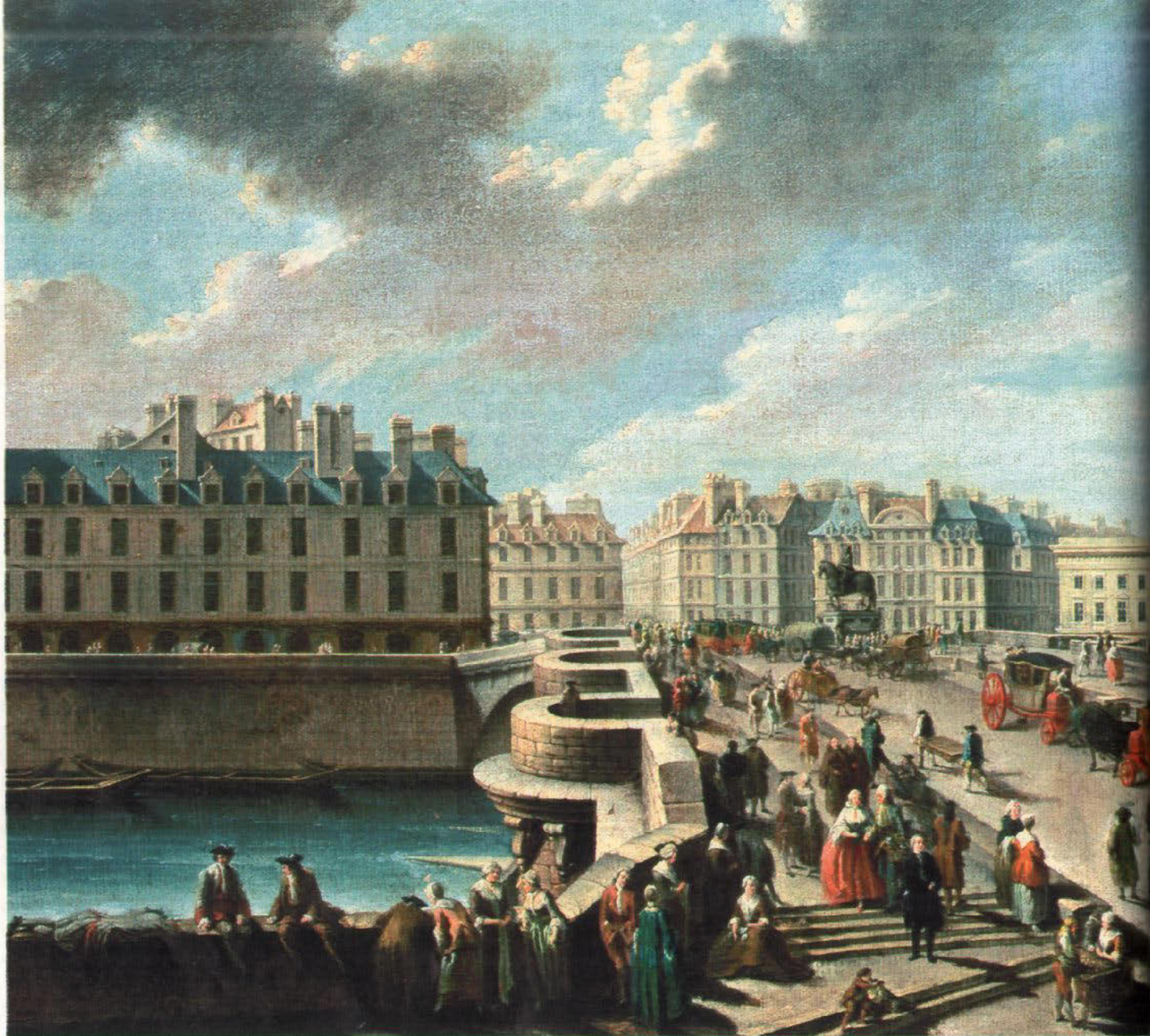
Bleibt die reguläre Armee.

Rund 156 000 Soldaten stehen unter dem Kommando Seiner Majestät. Ein Zehntel der Truppen rekrutiert sich aus



Gabriel de Riqueti,
Comte de Mirabeau
(1749-1791)

Der Graf ist einer der führenden Männer der Nationalversammlung. Diese tagt in Versailles, wird aber durch Boten von den Vorgängen in Paris unterrichtet. So kennen die Abgeordneten die Lage dort möglicherweise besser als der König



der Fremde; so dienen neben Schweizer Füsiliern auch ungarische Husaren und deutsche Dragoner. Die Franzosen in der Armee stammen überwiegend aus den Städten; viele haben ein Handwerk gelernt, ehe sie sich zur Truppe meldeten. Es ist also eine relativ gut ausgebildete Armee – und eine, der das städtische Leben vertraut ist.

Seit dem 22. Juni 1789 sind vom Hof Marschbefehle ergangen. Rund 20 000 Soldaten rücken auf Paris und Versailles zu, um die Nationalversammlung und das Volk einzuschüchtern.

Zwar erreichen Reisende mit der Schnellpostkutsche von Paris aus Amiens in einem Tag, Nancy in drei und Toulouse in acht Tagen. Doch die meisten Soldaten gehen zu Fuß. Oft folgt ihnen ein langsamer Tross mit Geschützen und Zugkarren, die Vorräte transportieren. So dauert es einige Zeit, bis die Soldaten herankommen. Doch nun sind die ersten Kontingente da.

PARIS, 8. JULI, nachmittags. Auf dem Marsfeld in der Nähe des Hôtel des Invalides am linken Seineufer schlagen Husa-

ren und Dragoner ihr Lager auf. Neben den Zelten stehen Kanonen auf dem Feld. (Später werden vier Geschütze auf den Pont de Louis XVI gezogen und dort in Stellung gebracht – sie können von der Brücke aus Teile der Stadt und den Fluss bestreichen.)

Auch am rechten Ufer rücken Truppen ein. Bald stehen Soldaten auf der Place de Louis XV und den Champs-Élysées.

In den Dörfern der Umgebung ist ebenfalls plötzlich Militär zu sehen. In Versailles, wo auch in normalen Zeiten einige hundert Wachen postiert sind,



besetzen Soldaten Teile des Schlosses. Viele weitere Einheiten sind aber noch irgendwo auf den schlechten Straßen unterwegs.

Der mächtigste Mann in Paris ist nun, so scheint es, der Oberkommandierende dieser Truppen: Pierre-Victor Baron de Besenval. Der 68-Jährige ist ein erfahrener Offizier. Daneben brilliert er als Schöngest, der belletristische Texte schreibt, als eleganter Höfling, Liebhaber vieler Mätressen und Vertrauter Marie-Antoinettes – obwohl die Monarchin seine amourösen Avancen,

Menschen aller Stände drängen sich in Paris – wie etwa auf dem Pont Neuf. Adelige, Kleriker, reiche Bürger, Handwerker und Tagelöhner leben an der Seine, 600 000 bis 700 000 Menschen insgesamt. Weil der Brotpreis mehrfach steigt, leiden im Frühjahr 1789 Zehntausende Not

glaubt man dem Hofklatsch, eisig zurückgewiesen hat.

Unter Besenvals Soldaten gärt die Wut. Der Sold ist karg. Schon bei geringen Vergehen droht ihnen die Prügelstrafe. Vor allem erbittert es die einfachen Armeeeingehörigen, dass es dem Adel gelingt, in der Truppe seine Privilegien so zu verteidigen wie nirgendwo sonst im Staat. Wer in anderen Institutionen der Monarchie, etwa der Beamtenschaft, ehrgeizig und geschickt ist, kann weit aufsteigen und mit dem Kauf einer wichtigen Position sogar einen Adelstitel erwerben. Doch in der Armee sind die hohen Offiziersränge nach wie vor dem Geburtsadel vorbehalten.

Nun, da die Kritik am Regime des Königs immer offener und umfassender wird, regt sich auch unter den Soldaten vermehrt der Ungehorsam. Wenn schon in der Nationalversammlung die Schranken zwischen den Ständen gefallen sind – weshalb sollen sie dann in der Armee bestehen bleiben?

„Wir sind in erster Linie Bürger und nicht Soldaten, Franzosen und nicht Sklaven“, ist auf einem Flugblatt zu lesen, das Polizisten am 8. Juli beschlagnahmen.

Nur zu bald wird sich zeigen, welcher Geist in der Armee tatsächlich herrscht.

VERSAILLES, 8. JULI, Nationalversammlung, abends. Der Comte de Mirabeau tritt ans Rednerpult, eine mächtige Gestalt mit dröhnender Stimme und kaum zu bändigendem Selbstbewusstsein. Der Südfranzose ist, obwohl er dem Adelsstand angehört, einer der wichtigsten Wortführer des Dritten Standes und dank seiner Rednerey auch in der Nationalversammlung einer der dominierenden Männer.

Es ist nicht ganz klar, wie präzise die Informationen sind, welche die Abgeordneten in Versailles von der Situation in Paris haben. Wissen sie schon, dass neue Truppen in der Kapitale eingetroffen sind? Gerüchte, möglicherweise gar stark übertriebene Darstellungen, haben sie sicherlich vernommen. Und wenn sie am königlichen Schloss vorbeige-

schlendert sind, dann werden ihnen die dort biwakierenden Truppen nicht verborgen geblieben sein.

Plant der König einen Gewaltschlag?

„Französische Soldaten sind keine Automaten“, verkündet Mirabeau nun. „Sie werden in uns ihre Verwandten, ihre Freunde und ihre Familie sehen.“

Es ist eine Kampfansage an die Unnachgiebigen bei Hofe. „Haben sie auch wirklich bedacht, welche Folgen ihr Handeln für die Sicherheit des Thrones haben kann? Haben sie sich die Geschichte aller Völker einmal daraufhin angeschaut, wie Revolutionen beginnen?“

Kein Bürger weiß, was der König plant

Donnernder Applaus. Die Abgeordneten schicken noch am Abend eine Demarche an den König, in welcher der Monarch gebeten wird, sofort seine Soldaten aus Paris wieder abzuziehen. Denn „die Anwesenheit von Truppen wird Aufruhr und Auflehnung provozieren und das erste gewaltsame Eingreifen unter dem Vorwand, die öffentliche Ordnung aufrechtzuerhalten, kann die schrecklichsten Folgen zeitigen“.

DONNERSTAG, 9. JULI, VERSAILLES. Jacques Necker betritt den königlichen Rat, eine um hochrangige Adelige erweiterte Ministerrunde im Schloss. Der 56-jährige, aus Genf stammende Generaldirektor der Finanzen ist der wichtigste Minister des Königs. Er wird im Volk als Père Nourricier gefeiert, als „Nährvater“. Er gilt längst als der Einzige, welcher den Staatsbankrott abwenden könnte. Nur ihm trauen die Menschen zu, dass er den Brotpreis wieder senken könnte – wie, das weiß allerdings niemand zu sagen.

Tatsächlich hat Necker mit seinem Privatvermögen für eine Getreidelieferung aus dem Ausland gebürgt. An der grundsätzlichen wirtschaftlichen Misere kann jedoch auch der Minister allein nichts ändern.

Necker, klug bis zur Rechthaberei, nachtragend und nicht frei von der Verachtung des arbeitsamen Bürgers gegenüber den Adeligen, die sich nie anstrengen mussten für ihre Stellung, plant keineswegs eine Revolution. Ihm geht es vor allem darum, Frankreichs Kreditwürdigkeit bei internationalen Banken durch Sparen und Erhöhung der Steuern wieder herzustellen.

Der Minister ist weit über seine tatsächlichen politischen Taten hinaus zum Symbol geworden. Genau deshalb wird er vom Volk verehrt – und von konservativen Adeligen gehasst.

An diesem Tag nun kommt es zum Eklat. Necker wird vom Comte d'Artois mit geballter Faust empfangen. Der Bruder des Königs beschimpft den Schweizer als „ausländischen Verräter“ und „lausigen Bürgerlichen“, der den Rat verlassen und sich wieder in „seine Kleinstadt“ verziehen solle. Dann droht der Comte sogar mit dem Galgen.

Doch Necker lässt sich nicht einschüchtern und bleibt. Allen Anwesenden wird nun klar, dass die Situation unhaltbar geworden ist.

FREITAG, 10. JULI, Schloss von Versailles, morgens. Der König nimmt den Kampf auf: Ludwig XVI. eröffnet engen Ratgebern, dass er Necker ablösen und aus dem Land weisen werde. Zu dem Coup soll es am Nachmittag des nächsten Tages kommen, einem Samstag. Das scheint geschickt zu sein: Der Sonntag ist



der einzige Wochentag, an dem die Nationalversammlung nicht zusammentritt. Bereits am Montag könnte Ludwig den Abgeordneten dann eine neue Regierung präsentieren.

Marie-Antoinette unterstützt ihren Gatten. Sie ist die Tochter Maria-Therσίας von Österreich, der legendären Kaiserin, doch hat sie nicht deren politisches Geschick geerbt. Auf den Straßen werden Spottlieder darüber gesungen, dass die Königin „redet, ohne nachzudenken“.

Auch von den anderen Würdenträgern des Hofes kommt keine Mahnung zur Besonnenheit – oder wenigstens zu einem geschickterem Vorgehen. Denn sollte der König die Entlassung Neckers tatsächlich am 12. Juli bekannt geben, dann wird es



Camille Desmoulins
(1760–1794)

Der junge, hoch gebildete Anwalt sucht in der Hauptstadt das Glück, gleich Tausenden von Zuwanderern – zunächst ohne Erfolg. Doch mit seinen revolutionären Reden wird er in den Cafés des Palais Royal langsam bekannt



Ein Straßenfest in Paris: Mehr als 900 verwinkelte, von der Polizei kaum zu kontrollierende Gassen durchziehen die Metropole. In den ärmeren Vierteln um die Bastille kommt es schon vor dem Sommer 1789 zu Demonstrationen und Plünderungen

in der Hauptstadt höchstwahrscheinlich zu Sympathiekundgebungen für den populären Minister kommen, vielleicht sogar zu Tumulten – die vom König herbeibefohlenen Truppen werden aber frühestens am 16. Juli in voller Stärke in Paris eingerückt sein. Warum weist niemand Ludwig XVI. auf diese Lücke von vier Tagen hin?

Vielleicht, aber das ist Spekulation, glaubt man in der Runde nicht, den Protest in der Nationalversammlung gegen die Anwesenheit der Truppen in Paris noch lange ignorieren zu können. Möglich allerdings auch, dass die Königin, der Bruder des Königs und all die anderen der ewig zaudernden Politik des Monarchen so überdrüssig sind, dass sie die erste Gelegenheit, bei der er sich entschieden zeigt, ohne Umschweife nutzen, um endlich Fakten zu schaffen.

Ludwig XVI. jedenfalls beschließt an jenem Tag die schmähliche Entlassung des beliebtesten Politikers Frankreichs.

Zugleich unterzeichnet der König eine Antwortnote an die Nationalversamm-

lung. Kein Wort vom Rückzug der Truppen, im Gegenteil: Sie dienen, lässt Ihre Majestät wissen, nur dem „Schutz“ der Nationalversammlung. Und dann setzt er hinzu, halb scheinheilig, halb drohend, die Abgeordneten könnten sich ja, sollten sie nicht mehr in Versailles arbeiten wollen, in die Provinz begeben.

Da jedermann klar ist, dass Versailles und Paris die Nervenzentren des Landes sind und derjenige, der von hier fortgeht, im Machtkampf keine Rolle mehr spielt, kommt dieser „Rat“ – ergänzt durch den Hinweis auf „schützende“ Truppen – der Ankündigung nahe, die Nationalversammlung zu zerschlagen.

Jacques Necker und die Nationalversammlung sind die Ziele des Königs und

seiner Höflinge. Was allerdings nach ihrem Coup in Paris geschehen könnte, scheinen sie unterschätzt zu haben.

PARIS, 10. JULI, ABENDS. Auf den Champs-Élysées wird gefeiert. Es wäre ein normales, sommerliches Volksfest mit Musik und Tanz, würden sich nicht unter die Bürger von Paris etwa 80 Kanoniere mischen, die aus dem Hôtel des Invalides desertiert sind. Sollte es zu Konflikten kommen, hatten die Soldaten verkündet, würden sie für den Dritten Stand kämpfen, gegen den König.

Kein Regiment geht gegen die feiernen Deserteure vor, obwohl die nächstgelegenen Biwaks nur ein paar hundert Meter entfernt sind.

SAMSTAG, 11. JULI, VERSAILLES, 15.00 Uhr*. Finanzminister Jacques Necker versammelt in seinem Haus eine kleine Runde zu einem späten Mittagsmahl: seine Frau, seine Tochter (die Literatin

*Alle Uhrzeiten sind ungefähre Angaben; die Red.



Die Ile de la Cité, über der die Kathedrale Notre Dame aufragt, ist das Zentrum von Paris – und Paris ist das Zentrum Frankreichs. Die Metropole ist bevölkerungsreicher als die fünf nächstgroßen Städte zusammen. Flammt hier ein Aufstand auf, ist das ein Fanal fürs ganze Land

Madame de Staël), seinen Bruder sowie zwei Freunde der Familie. Gerade will sich Necker setzen, da meldet ihm ein Diener überraschenden Besuch: den Marineminister Seiner Majestät.

Der Hausherr empfängt den Besuch in einem Nebenraum. Der Marineminister, einer seiner Gegner, überreicht einen Brief des Königs. Ludwig XVI. erinnert in dem Schreiben Necker daran, dass dieser ihm schon einmal den Rücktritt angeboten habe, sollte der Monarch mit der Finanzpolitik nicht mehr einverstanden sein. Und fährt dann fort: „Ich nehme den von Ihnen gemachten Vorschlag, sich aus dem Königreich entfernen zu dürfen, in diesem Augenblick der Krise an, und ich rechne damit, dass Ihr Rücktritt, wie Sie mir gesagt haben, sofort und in aller Stille erfolgen wird. Es geziemt Ihrer Aufrichtigkeit und Ihrem Ruf, keinen Anlass für irgendeine Unruhe zu geben.“

Necker liest seine Entlassung und Ausweisung ein zweites Mal. Keine Äußerung, keine Regung seines Gesichts verraten, was in ihm vorgeht. Er verab-

schiedet den Marineminister, kehrt zur Tafel zurück – und beendet das Mahl in heiterer Runde.

Erst später lässt er mit zwei Vertrauten eilig ein paar Sachen zusammenpacken. Gegen 18.00 Uhr besteigen Necker und seine inzwischen eingeweihte Gattin die Kutsche. Sie wollen, geben sie vor, einen Bekannten besuchen; der entlassene Minister will kein Aufsehen erregen.

Neckers Abreise Richtung Brüssel bleibt mehrere Stunden geheim. Selbst seine Tochter ist in dieser Nacht noch ahnungslos.

SONNTAG, 12. JULI, PARIS, Palais Royal, morgens. Beim Spaziergang trifft der preußische Botschafter einen Herzog,

der in den Coup gegen den Finanzminister eingeweiht ist.

„Haben Sie nichts Neues aus Versailles gehört?“, fragt der Deutsche.

Der Herzog, der Stillschweigen gelobt hat, antwortet: „Nein, nicht dass ich wüsste.“

„Haben Sie nicht gehört, dass Necker abgereist sein soll?“, hakt der Botschafter nach.

Der Herzog leugnet.

„Wenn das aber der Fall sein sollte“, erwidert daraufhin der preußische Botschafter, „dann wird Paris schon heute Abend in Aufruhr sein.“

PALAIS ROYAL, 15.00 UHR. Wenn die Metropole einen Platz hat, an dem sich Franzosen aller Stände treffen, dann ist es das Palais Royal. Das Anwesen, einst vom legendären Kardinal Richelieu errichtet, liegt an der Rue Saint-Honoré, nur ein paar Schritte entfernt vom Markt Les Halles, vom Louvre und den Tuileries. Seit den Zeiten Ludwigs XIV. gehört das Anwesen dem Hause Orléans.



Der jetzige Besitzer, ein Vetter Ludwigs XVI., ist ein ebenso verschwendungssüchtiger wie geschäftstüchtiger Mann, der auf geradezu provozierende Weise Sympathien für das Volk zeigt, sich als Abgeordneter des Adels in die Generalstände hat wählen lassen – und die Kritiker des Königs fördert.

Um Geld einzunehmen, hat der Herzog die Gärten des Palais Royal für alle Stände geöffnet. Arkaden säumen die Anlagen und beherbergen ein Vergnügungsviertel, wie es in Europa wohl kein Zweites gibt: Im Théâtre Beaujolais werden Bühnenspiele mit einen Meter hohen Marionetten gespielt; andere *variétés amusantes* geben derbe Boulevardstücke und Melodramen.

Schausteller locken mit Schattenspielen, mit Bildern der Laterna magica, mit einem Wachsfigurenkabinett. Und wer mag, kann für ein paar Sous den vier Zentner schweren Deutschen Paul Butterbrodt bestaunen – oder die „schöne Zulima“, eine nackte Leiche, die angeblich schon 200 Jahre alt ist, aber noch im-

mer wie eine Schlafende wirkt (in Wirklichkeit ein Wachsmodell).

An keinem anderen Ort kommen sich die Stände so nah wie in diesen Gärten, hier allein scheint die gesellschaftliche Rangordnung fast aufgehoben zu sein. Manche Frauen in ihren prachtvollen, bunten Baumwollgewändern können Adelige sein oder reiche Bürgersfrauen – oder Handwerkerkattinnen (die sich diese Gewänder vielleicht bei einem der vielen Gebrauchtkleiderhändler gekauft haben) oder gar Freudenmädchen. Männer im schlichten schwarzen Gehrock sind womöglich adelige Beamte, einflussreiche Anwälte – oder bloß Schreiber in irgendeiner Kanzlei.

Besser noch aus Sicht vieler Vergnügungssüchtiger: Das Palais Royal öffnet morgens seine Pforten und schließt erst gegen 2.00 Uhr nachts, und nirgendwo im Park patrouilliert die Polizei. Denn Uniformierte dürfen in den Privatbesitz des Herzogs von Orléans nur mit dessen Erlaubnis einrücken – die praktisch nie erteilt wird.

Und so ist das Palais Royal zur Bühne der Bänkelsänger geworden, die politische Spottlieder oder pornografische Weisen über Marie-Antoinette zum Besten geben. Und zum Marktplatz der fliegenden Händler, die illegale Schmähschriften feilbieten und die hier so viele Abnehmer finden wie nirgendwo sonst.

An diesem Tag jedoch ist alles anders: Langsam verbreitet sich die Nachricht von Neckers Entlassung. Denn die Stadt durchzieht ein unsichtbares Nachrichtennetz: Diener, Boten, Handwerker, die in den Palästen der Mächtigen zu tun haben, schnappen Gerüchte auf und geben sie weiter. Fliegende Händler, Marktfrauen, Wasserträger verbreiten Meldungen an Kunden und Nachbarn. Und so mancher

erfährt die Neuigkeit von den blinden Bettlern, die von Viertel zu Viertel ziehen.


Gegen 15.00 Uhr hat sich die Nachricht so weit herumgesprochen, dass die Menschen zusammenlaufen – und zwar dort, wo sich an einem Sonntag ohnehin viele einfinden: im Palais Royal.

Denn dies ist der entscheidende Fehler des Königs und seiner Höflinge: Zwar trifft sich am Sonntag nicht die von ihnen verachtete Nationalversammlung – wohl aber das Volk von Paris. Am einzig arbeitsfreien Tag der Woche ist jedermann auf der Straße.

Tausende drängen in das Palais Royal. Die Reichen fürchten nach Neckers Entlassung den Staatsbankrott – und damit den eigenen Ruin, denn Staatsanleihen wären dann nichts mehr wert. Die Armen fürchten weiter steigende Brotpreise. Was wird nun geschehen?

Paris ist eine Stadt ohne eigene Regierung. An der Spitze der Verwaltung steht Jacques de Flesselles, der den mittelalterlichen Titel „Vorsteher der Kaufmannschaft“ führt und wie seine Vorgänger ein Adelige ist. Er wurde vom König eingesetzt – und hat weder eigene Macht noch Autorität. De Flesselles kann den Volksauflauf weder verhindern, noch will er sich, als Diener Seiner Majestät, an dessen Spitze stellen.

So gehört Paris für einen historischen Moment mutigen Männern wie Camille Desmoulins, einem 29-jährigen Anwalt aus der Provinz. Der Jurist stammt aus einer Kleinstadt, war aber Schüler am



Jean-Sylvain Bailly
(1736–1793)

Wohl niemand verkörpert die Verbindung zwischen der gesamten Nation und der Pariser Bevölkerung besser als der Astronom Bailly. Er ist der Präsident der Nationalversammlung in Versailles – und eilt in die Hauptstadt, um dort eine Bürgerwehr mit zu organisieren

elitären Pariser Collège Louis-le-Grand. Dort hat er die Klassiker studiert – und so ist Cicero, so ist die Römische Republik ihm schon zu Zeiten der Monarchie zum Ideal geworden.

Desmoulins hat sich nach seiner Ausbildung als Anwalt in Paris niedergelassen, obwohl ihn ein Sprachfehler plagt. Er hat aber kein einziges Mal vor Gericht plädiert, sich deshalb als Gescheiterter in die Provinz zurückgezogen und dort für die Generalstände kandidiert – wurde jedoch nicht gewählt.

Seit einigen Monaten lebt der ehrgeizige, schon verbitterte Mann ohne rechte Perspektive wieder in Paris. Er haust in einem engen, möblierten Zimmer. Seit Juni kennen ihn die Besucher der Cafés im Palais Royal als radikalen Redner, der gegen die Despotie wettet (Desmoulins hat inzwischen seinen Sprachfehler überwunden). Selbst der Comte de Mirabeau ist auf den Advokaten aufmerksam ge-

worden. Im Volk dagegen ist er kaum bekannt, einen wichtigen Posten bekleidet er erst recht nicht.

Doch nun steigt Desmoulins vor dem Café de Foy auf einen Tisch. „Bürger!“, ruft er. (So zumindest wird er selbst es wenige Tage später in einem Brief an seinen Vater darstellen.) „Ihr wisst, die Nation hatte gefordert, dass Necker ihr erhalten bleiben solle, ja, dass man

Kaum jemand kennt den Mann, der das Volk von Paris zum **Aufstand** ruft

ihm ein Denkmal errichten solle: Man hat ihn davongejagt! Kann man euch eigentlich noch unverschämter herausfordern?“

Immer lauter wird der Tumult der Zuhörer. Desmoulins ruft noch ein paar Sätze – und es mag sein, dass kaum jemand sie im Durcheinander noch ver-

steht. Dann aber schreit er: „Zu den Waffen! Zu den Waffen!“

Und dieser Ruf pflanzt sich fort.

Wohl aus einer Eingebung heraus bricht Desmoulins, bevor er zu den begeisterten Menschen vom Tisch wieder heruntersteigt, einen grünen Zweig von einem der Bäume vor den Arkaden. „Wir wollen alle die grüne Farbe tragen, die Farbe der Hoffnung!“, fordert er.

Mit wenigen Sätzen hat ein bis dahin bedeutungsloser Mann der erregten, doch unorganisierten Menge ein Erkennungszeichen gegeben – und ein Ziel: Das Volk muss sich bewaffnen, sofort!

OPER, 16.00 UHR. Etwa 3000 Demonstranten dringen in den Musiktempel ein. Die Vorstellung muss abgebrochen werden, das Haus schließt. Auch andere Theater beenden ihr Programm. Nun stehen mehrere tausend Menschen zusätzlich auf den Straßen der Stadt.

Die Lage wird unübersichtlich.

Schon zu normalen Zeiten sind die schmalen, verwinkelten Straßen mit ihren mancherorts noch offenen, stinkenden Kloaken ein Labyrinth, in dem man leicht verloren gehen kann. Im Gedränge der Fußgänger und Lasttiere, im Durcheinander der Karren fliegender Händler und entlaufener Schweine ist kaum ein Durchkommen, schon gar nicht für die Kutschen der Adligen und Reichen. 22 000 soll es davon in Paris geben – und mancherorts, bei den edlen Läden an der Place Vendôme etwa, finden die Kutscher keine Parkplätze mehr, um ihre Gefährte abstellen zu können.

Pariser finden sich in ihrer Stadt dennoch zurecht: Manche Handwerker und Arbeiter müssen morgens von ihren Wohnvierteln eine Stunde und länger quer durch die Metropole zu ihren Werkstätten und Manufakturen laufen. Und am Sonntag ist jedermann auf den Beinen, auf dem Weg zu den Theatern, zu den am Stadtrand liegenden Tavernen

12. Juli, 15.00 Uhr



Am 11. Juli entlässt Ludwig XVI. den Finanzminister Jacques Necker. 24 Stunden später, an einem Sonntag, erfahren die Bürger der Hauptstadt davon. Tausende laufen im Palais Royal zusammen, wenn auch ohne klare Ziele. Da hält der erfolglose Anwalt Camille Desmoulins (o. re.) eine Brandrede und verlangt, dass sich die Menschen bewaffnen sollen

wie dem Le Grand Monarque, zu den Parks. Fremde allerdings verlieren in der Metropole schnell die Orientierung.

So auch die Soldaten, die der König nach Paris beordert hat.

TUILERIEN, NACHMITTAG. Baron de Bessval, der gerade zum Oberkommandierenden von Paris befördert worden ist, hat den Befehl, Ruhe und Ordnung zu garantieren. Sollte es zur Revolte kommen, muss er vor allem drei Gebäude schützen: die königliche Kasse, die Börse – und die Bastille.

Zu seinen Einheiten gehört das Regiment Royal-Allemand. Die Dragoner sind auf der Place de Louis XV postiert; es sind Kavalleristen aus dem Elsass, aus Lothringen und aus dem Südwesten Deutschlands. Ihr Kommandant ist Charles-Eugène Prince de Lambesc.

Die Dragoner sind erst seit wenigen Tagen in der Stadt. Sie sichern unter an-

derem die Zollmauern, die bereits von wütenden Bürgern und Schmugglerbanden angegriffen worden sind. Die Pariser sehen in den „Deutschen“ fremde Invasoren. Die haben Befehl, mit den Soldaten der Gardes Françaises zusammen Wache zu gehen. Doch Dragoner und Gardisten verabscheuen einander, gelegentlich kommt es zu Prügeleien.

Nun sieht der Prince de Lambesc, wie ihm vom Palais Royal aus ein Demonstrationszug entgegenkommt. Manche Protestierer schwenken schwarze Fahnen als Zeichen der Trauer und des Protests nach der Entmachtung Neckers. Sie tragen eine Büste des verehrten Ministers mit sich, die sie aus dem Wachsfigurenkabinett im Palais Royal mitgenommen haben. Der Versuch, die Menge mit ein paar Reitern abzuordnen, scheitert.

Der Prinz sammelt seine Männer, lässt die Pistolen laden – und greift erneut an. Inzwischen haben die Demonstranten

die Tuileries erreicht, wo sie sich unter die Sonntagsspaziergänger mischen. Die Dragoner setzen nach. Zu spät bemerkt der Prinz, dass seine Soldaten in eine Falle geraten.

Denn in den Tuileries werden die Reiter nun von hoch gelegenen Gartenterrassen aus mit Steinen, Bänken und Flaschen beworfen. Geschosse gibt es genug – am nahen Ufer wird eine Seinebrücke gebaut; Steine und Balken liegen herum.

Eine schmale Zugbrücke, die in eine hohe Mauer eingelassen ist, bildet den einzigen Eingang von der Place de Louis XV zu den Tuileries. Ein Nadelöhr. Nun sieht der Offizier, wie sich ein älterer Mann am Hebewerk der Brücke zu schaffen macht.

Da schlagen die Dragoner mit blankem Säbel zu – um sich den Rückweg freizuhalten. Der Prinz persönlich schlägt den Mann an der Brücke nieder. Blut fließt. Dann weichen die Soldaten zu-



12. Juli, 16.00 Uhr

Eine Stunde nach den aufrührerischen Worten von Camille Desmoulins strömen bereits Tausende Demonstranten durch die Stadt und stürmen, wie hier, die Oper. Auch die Vorstellungen vieler Theater werden abgebrochen, mehrere tausend Zuschauer drängen hinaus. Die Menge fordert die Rückberufung des Finanzministers und den Abzug der Soldaten aus Paris

rück. Der Prinz sammelt seine Dragoner auf der Place de Louis XV. Er wagt nicht, sich ohne Verstärkung noch einmal der Menge zu stellen.

KASERNE der Gardes Françaises in der Chaussee d'Antin, später Nachmittag. Die Geschichte vom Zusammenstoß in den Tuileries verbreitet sich in der Stadt. Bald zeigt man Männer herum, von Säbelhieben verletzt und mit Blut gezeichnet. Schauriger noch als der tatsächliche Zwischenfall sind die Gerüchte, die darüber erzählt werden. Schließlich ist von einem „Massaker“ die Rede. Auch die Gardisten sind empört; sie bewaffnen sich und machen sich auf den Weg zu den Tuileries.

Doch schon vor der Kaserne treffen sie auf eine Patrouille ebenjener Dragoner. Es kommt zum Schusswechsel. Die „Deutschen“ haben keine Chance, schnell liegt ein Toter auf dem Pflaster, die anderen fliehen. Noch am Abend desertieren fast alle 7200 Gardisten. Sie ignorieren die Kommandos ihrer Offiziere und laufen – in voller Uniform und Bewaffnung – aus den Kasernen.

RATHAUS, 20.00 UHR. Der Sitz der Stadtverwaltung liegt an der Place de Grève,

direkt am Seineufer. Überall Menschen. Überall der Ruf nach Waffen. Was aber soll man jetzt tun?

Paris ist in 60 Distrikte eingeteilt. Bei der Wahl zu den Generalständen durften die Bürger im Frühjahr 1789 Wahlmänner bestimmen, die dann die Abgeordneten wählten. Zwölf dieser Wahlmänner musste de Flesselles auf öffentlichen Druck bereits vor einigen Tagen an der Stadtverwaltung beteiligen. An diesem Morgen sind die Männer zu ihrer ersten Sitzung zusammengekommen, haben sich zum *comité permanente* erklärt und de Flesselles zum Vorsitzenden gewählt. Jetzt wollen sie die Erhebung zu einer organisierten Revolte umformen.

Während sich königstreue Einheiten mit den Gardes Françaises Gefechte liefern, während der Baron de Besenval und der Prince de Lambesc zunehmend verwirrt agieren, weil aus Versailles keine neuen Befehle eintreffen, formt sich vor dem Rathaus nun eine neue Armee.

Die Wahlmänner lassen die Keller im Rathaus öffnen. Dort lagern 360 Gewehre, die an diejenigen verteilt werden, die sich als Erste eines greifen können. Dann ordnen die Wahlmänner an, dass sich am nächsten Morgen jeder Bürger in seinem

Distrikt zur Versammlung einzufinden habe: Die Männer sollen – wie von dem Grafen Mirabeau schon seit Tagen gefordert – eine Bürgerwehr bilden.

MONTAG, 13. JULI, PARIS, Place de Louis XV, 1.00 Uhr nachts. Baron de Besenval wird später schreiben: „Der Aufruhr wurde von Stunde zu Stunde größer, ebenso meine Verlegenheit.“ Schon am späten Sonntagabend haben sich seine Soldaten, die in kleinen Trupps durch die Straßen patrouillierten, kaum noch der Angriffe von Gardisten und aufgebrachten Bürgern erwehren können.

Um diese Zeit glaubte de Besenval indes noch, er könne die Revolte mit einem Überraschungsschlag beenden. Deshalb befiehlt er Verstärkungen auf die Place de Louis XV; von dort aus sollen sie gemeinsam mit Schweizer Gardisten und den Dragonern die Aufständischen einschesseln – wenn, wie er hofft, später in der Nacht nur noch deren harter Kern kampfbereit ist.

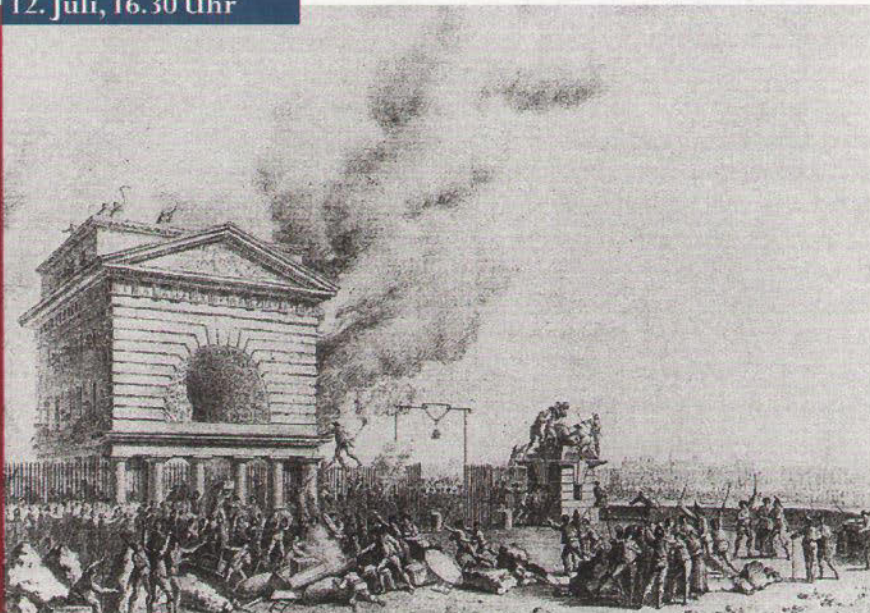
Doch sein Plan geht nicht auf: Seit sich die Mannschaften auf dem Platz sammeln, werden sie mit Steinwürfen und Pistolenschüssen angegriffen. Als gar Agitatoren die Soldaten zum Desertieren bewegen wollen, erkennt Besenval schließlich, dass die Lage unhaltbar geworden ist. Er muss Paris, wie er später notiert, „sich selbst überlassen“.

Seine Truppen reiten über die Pont de Louis XVI in Richtung Marsfeld. Die Innenstadt gehört den Aufständischen.

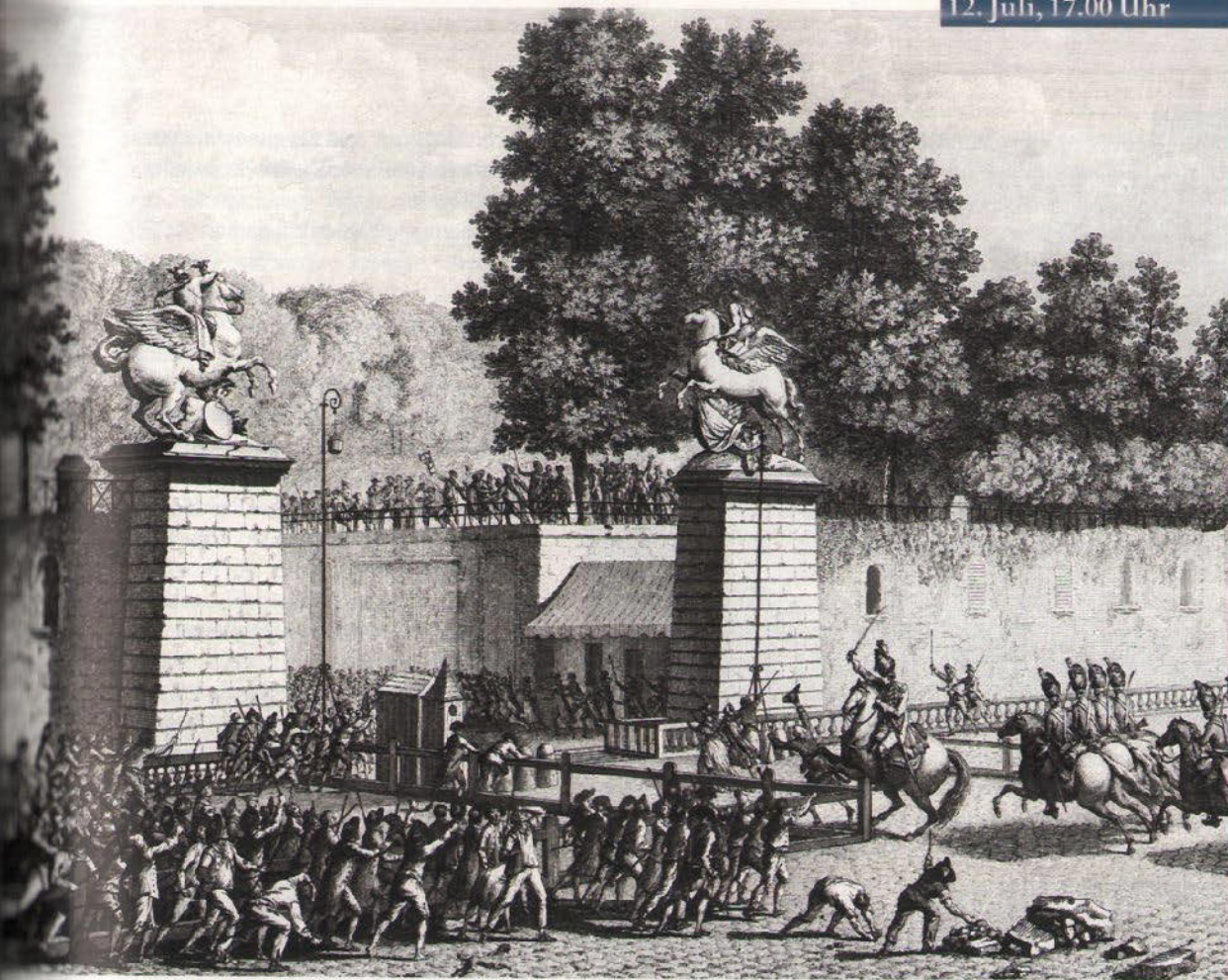
BASTILLE, 1.00 UHR. Besenvals Rückzugsbefehl gilt nicht für die Besatzung der Bastille. Es ist nicht einmal klar, ob Gouverneur de Launay überhaupt weiß, dass am anderen, dem westlichen Ende der Stadt die Regimenter abziehen. Seine 32 Schweizer Füsiliere und 82 Invaliden bilden nun plötzlich die stärkste königstreue Truppe am rechten Seineufer der Kapitale, der Innenstadt – dort, wo sich der Aufstand vor allem abspielt.

De Launay ist vorsichtig genug, die Schweizer Schießpulver aus dem nahe gelegenen Arsenal in die Bastille schleppen zu lassen, wo es leichter zu verteidigen

12. Juli, 16.30 Uhr



Am 12. Juli greifen Schmuggler die Zollmauer von Paris an. In der darauffolgenden Nacht öffnen aufgebrachte Bürger gewaltsam die Zugänge und verbrennen die in den Torhäusern gelagerten Steuerelemente. Damit vernichten sie eine der wichtigsten Finanzquellen des Königs



Missglückter Gegen-
schlag: Ein Regiment
Dragoner drängt
Demonstranten in den
Schlosspark der
Tuileries zurück. Doch
dort geraten die
Kavalleristen – ange-
worbene Soldaten
aus dem Elsass, aus
Lothringen und deut-
schen Ländern – in
einen Hagel aus Steinen
und anderen Wurfge-
schossen. Sie fliehen.
Und überlassen
die Innenstadt den
Aufständischen

gen ist. Die ganze Nacht tragen die Füsi-
liere Pulversäcke in die Festung.

Ganz sicher gibt es in den Vierteln
neben der Bastille Dutzende von Men-
schen, die sie dabei beobachten.

KLOSTER SAINT-LAZARE, früher Morgen.
Der Konvent zu Füßen des Montmartre
ist beim Volk als Haus nichtsnutziger
Mönche verrufen. Jedermann weiß, dass
die Mönche von Saint-Lazare große
Mengen Getreide horten. Nun stürmen
wohl einige hundert Männer und Frauen
das Kloster, rauben 53 Karrenladungen
Weizen, Käse und Butterfässer aus den
Vorratskammern der Mönche und schaf-
fen sie zum Markt, wo sie zu einem nied-
rigen Preis verkauft werden. Der Wein
der Mönche wird auf der Stelle getrun-
ken, Möbel, Silbergeschirr und Bücher
werden zerstört oder gestohlen.

Es ist nicht die erste Plünderung in
dieser Nacht.

Gruppen aufgebrachter Männer und
Frauen überfallen im Fackelschein die
Werkstätten von Waffenschmieden und
Büchsenmachern, um an Musketen, Pis-
tolen, Piken und Degen zu kommen. An-
dere attackieren die verhasste Zollmauer,
reißen deren Wall ein, zünden mehr als
40 der 54 Tore an und vernichten die dort
deponierten Steuerunterlagen.

Weder königstreue Truppen noch
Polizisten leisten irgendwo ernsthaften
Widerstand. Paris gehört den Aufständi-
schen – und die zeigen, dass sie nicht
gewillt sind, ihre Stadt in Anarchie ab-
gleiten zu lassen. Denn als in einem
Gefängnis etliche Kriminelle die Gunst
des Durcheinanders zur Flucht nutzen
wollen, schlägt eine Abteilung Gardisten
die Revolte nieder.

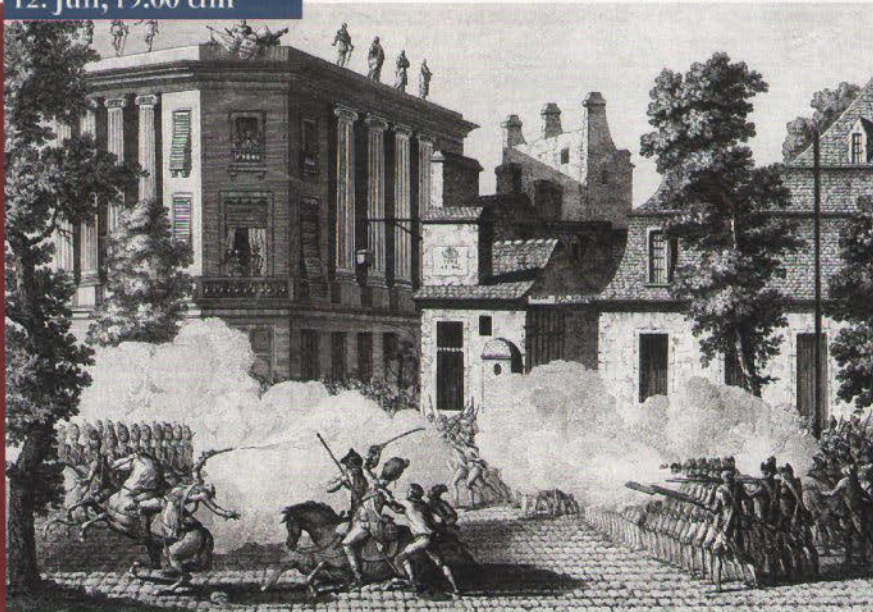
RATHAUS, 10.00 UHR. Die Place de Grève
vor dem Rathaus ist an gewöhnlichen
Wochentagen ein Markt der Arbeit, denn

hier versammeln sich in der Regel schon
frühmorgens Maurer, Steinmetze und
andere Handwerker und hoffen darauf,
dass sie jemand für den Tag einstellt.
Heute jedoch strömt das Volk zusammen,
niemand denkt ans Geschäft. Die Läden
sind geschlossen, die Werkstätten auch –
bis auf die Waffenschmieden. Hier wird
gehämmert, denn jedermann will sich
bewaffnen.

Im Rathaus kommt Jacques de Fles-
selles, der höchste Verwaltungsbeamte
von Paris, mit den Wahlmännern zusam-
men. De Flesselles, dem der Aufstand
nicht geheuer ist, zögert, taktiert, täuscht
wohl auch bewusst: Er bietet den Wahl-
männern lediglich drei Musketen an, und
seine Hinweise auf größere Waffenlager
in einem Kloster sowie einer Waffen-
fabrik entpuppen sich als falsch.

Die Runde der Wahlmänner dominiert
jetzt der Astronom Jean-Sylvain Bailly:
ein bekannter, 52-jähriger Wissenschaft-

12. Juli, 19.00 Uhr



Die 7200 Mann starken Gardes Françaises bilden die einzige Truppe, die ständig in Paris stationiert ist. Die Gardisten solidarisieren sich schon früh mit den rebellierenden Bürgern. Sie meutern gegen ihre Offiziere und feuern auf einige an ihrer Kaserne vorbereitende Dragoner (oben). Nun stehen ausgebildete Soldaten auf Seiten der Aufständischen

ler, der im Frühjahr die Generalstände-Wahlen des Dritten Standes geleitet hat. Berühmt wurde er durch seinen Mut, als er, der Präsident der Nationalversammlung, vor allen anderen Abgeordneten die Hand zum Ballhaussschwur gehoben hat. Bailly ist aus Versailles herbeigeeilt.

Niemand weiß, wie lange die Atempause andauern wird. Wann erfolgt der Gegenschlag des Königs? Wann werden seine verstärkten Truppen in Paris aufmarschieren? Wie soll man ihnen begegnen?

Die Bürgerwehr muss so schnell wie möglich organisiert werden. 12 000 Männer sollen sofort rekrutiert werden, später soll das Bürgerheer auf 48 000 Mann anwachsen. Rasch ist ein Erkennungszeichen gefunden, denn um Uniformen zu schneiden fehlt die Zeit: Eine blau-rote Kokarde soll es sein, denn dies sind die Farben der Stadt Paris.

Trommler ziehen durch die Straßen, und es läuten die Sturmglocken. Überall der gleiche Ruf: Geht in eure Distrikte! Lasst euch registrieren! Und tatsächlich: In allen 60 Distrikten, meist in den Kir-

chen, laufen Menschen zusammen. Freiwillige rücken Tische heran und schreiben mit der Feder lange Listen voll: Jeder Bürger, der kämpfen mag, kann sich dort eintragen – fast jeder Bürger.

Denn die Wahlmänner nehmen keineswegs jeden. Wer in seinem Wohnviertel nicht bekannt ist oder dort gar als Verbrecher gilt, dem wird der Eintrag verweigert. Wen das alte Regime mit einem Brandmal in der rechten Schulter als Kriminellen fürs Leben gezeichnet hat, den nehmen auch die Werber nicht.

Nach ihren ersten Erfolgen fürchten die Demonstranten den **Gegenschlag** des Königs

So sind es Handwerker und Arbeiter, Tavernenbesitzer und Zunftmeister, aber auch reiche Brauer und arme Laufburschen, die in erstaunlicher Disziplin und Geduld oft Stunde um Stunde warten, bis ihr Name mit kratzendem Strich in der Liste der Bürgerwehr verzeichnet wird. Am Abend sind tatsächlich Zehntausende rekrutiert; sie schließen

sich zu Gruppen und Regimentern zusammen, patrouillieren durch die Straßen der Stadt.

Und niemand hindert sie daran.

TUILERIES, NACHMITTAGS. Eine Gruppe Aufständischer stürmt das königliche Möbeldepot bei den Tuileries. Denn die Armee der Stadt Paris mag wachsen, gut bewaffnet ist sie nicht. In dem Lager finden sich jedoch kaum mehr als ein paar Hellebarden – und eine silber beschlagene Prunkkanone, die der König von Siam einst Ludwig XIV. zum Geschenk gemacht hat.

TOR DER ZOLLMAUER, nachmittags. An diesem Tag werden wohl, auch wenn dies nirgendwo überliefert ist, wie immer schon in der Nacht Bauern mit Karren nach Paris hineingerumpelt sein. Gegen Gebühr dürfen sie den Kot und Dung auf den Straßen zusammenklauben, um dies als Dünger auf ihre Felder zu streuen.

Höchst unwahrscheinlich, dass die Rebellen die Dörfler nun ausgerechnet heute mit ihrer stinkenden Ladung aufhalten. Sind die Bauern aber erst einmal draußen, tragen sie auch die Nachricht vom Aufstand hinaus ins Land.

HÔTEL DES INVALIDES, ABENDS. Baron de Besenval besucht die Kaserne, deren Blocks eine hohe, kuppelbekrönte Kirche umschließen. Ein Park verbindet die Anlage, errichtet für die Veteranen der französischen Armee, mit dem linken Seineufer. Das Marsfeld, wo die von Besenval zurückgezogenen Truppen und

weitere Einheiten biwakieren, liegt nur ein paar hundert Meter weiter westlich.

Die prachtvollen Gebäude sind jedoch nicht nur Altenheim für verdiente Soldaten – sondern auch eines der größten Arsenale der Stadt. 30 000 Musketen und mehrere Kanonen lagern hier.

20 Invaliden tun Dienst. Sie haben vor sechs Stunden den Befehl erhalten, die

Hähne und Ladestöcke der Musketen zu demontieren, damit den Aufständischen nur unbrauchbare Waffen in die Hände fallen könnten. Doch bisher haben sie erst 20 Feuerwaffen zerlegt: eine glatte Befehlsverweigerung.

Davon berichtet der Kommandeur der Kaserne nun Baron de Besenval – und auch von aufrührerischen Flugschriften, die in den Höfen des Arsensals zirkulieren. Eher, so schließt der Offizier, würden die Soldaten seine, des Kommandeurs, Wohnung unter Feuer nehmen, als auf das Volk zu schießen.

Baron de Besenval beendet die Inspektion. Unglaublicherweise gibt er keine neuen Befehle. Nichts geschieht.

BASTILLE, ABENDS. Unbekannte feuern sieben Musketenschüsse auf die Bastille. Niemand kommt zu Schaden, doch Gouverneur de Launay wird immer unruhiger.

Die Füsiliere haben ihre Schleppei beendet: Mindestens zwei Tonnen Schießpulver lagern nun in der Festung.

VERSAILLES, NATIONALVERSAMMLUNG, 23.00 Uhr. Seit 14 Stunden tagen die Abgeordneten – und erfahren nur nach und nach, was in Paris vor sich geht. Am Nachmittag haben sie eine Delegation zum König geschickt, um erneut gegen die Massierung der Truppen rund um Paris und Versailles zu protestieren. Ludwig XVI. hat die Deputierten mit ein paar Sätzen abgefertigt und keinen Zweifel daran gelassen, dass er nicht einen einzigen Soldaten zurückziehen werde (obwohl er zu diesem Zeitpunkt schon wissen muss, dass Besenval die Innenstadt von Paris geräumt hat).

Kurz nach 22.00 Uhr ist der Präsident der Nationalversammlung erneut zum Schloss gegangen, um dem Monarchen eindringlich klarzumachen, dass die Ab-

geordneten gegen die Entlassung Neckers protestieren, dass sie kein Vertrauen in die neu ernannten Minister haben – und dass sie die Bildung einer Bürgermiliz in Paris offiziell anerkennen.

Doch Seine Majestät, so ist dem Präsidenten beschieden worden, sei schon in die Gemächer der Königin gegangen. Er möge doch morgen wiederkommen.

Nun haben die Abgeordneten genug: Sie wählen den Marquis de La Fayette, einen der prominentesten Reformer, zum Vizepräsidenten. La Fayette ist erst 31, aber schon weit bekannt: als eloquenter Redner und Kriegsheld im amerikanischen Unabhängigkeitskampf an der Seite George Washingtons. Der neue starke Mann der Nationalversammlung ist also ein erfahrener Heerführer.

Da unter den Abgeordneten Gerüchte umlaufen, manchen von ihnen drohe die nächtliche Verhaftung, bleiben viele Männer zusammen. Gegen 23.30 Uhr

12. Juli, 23.00 Uhr



Nach den Zusammenstößen mit den Dragonern Ludwigs XVI. glauben die Pariser, dass die königlichen Soldaten bald mit aller Macht zurückschlagen werden. Also ziehen sie nachts durch ihre Stadt und plündern Läden und Schmieden, um sich mit Gewehren, Piken und Degen zu bewaffnen

unterbricht La Fayette die Beratungen, beendet aber nicht offiziell die Sitzung. Mehr als 100 Abgeordnete harren im Saal aus und versuchen, auf dem Boden oder den harten Bänken Schlaf zu finden.

DIENSTAG, 14. JULI, Paris, Rathaus, 7.00 Uhr. Chaos auf der Place de Grève: Karren mit Vorräten und Waffen stauen sich auf dem Pflaster, hastig aufgeworfene Barrikaden sichern die Zugänge zu den verschiedenen Straßen, Hunderte Menschen drängen sich zusammen. Seit drei Stunden schon steht die Sonne über dem Horizont, doch es wird kein schöner Sommertag: Tief ziehen Wolken über den Himmel, vorangetrieben von einem frischen Westwind. Es ist nicht einmal 20 Grad Celsius warm.

Im Rathaus hockt Jacques de Flesselles. Er ist blass und übernächtigt. Gestern Abend hat er sich nicht mehr nach Hause getraut, denn mit seiner undurch-

sichtigen Verzögerungstaktik hat das Oberhaupt der Stadtverwaltung in der Menge Zorn erregt. Jetzt fürchtet er, angegriffen zu werden.

Bailly und die Wahlmänner formen derweil eine Art militärisches Hauptquartier. Noch immer erwarten sie eine Attacke jener Soldaten, die auf dem Marsfeld und im Umland verschanzt sind. 35 Fässer Schießpulver haben die Aufständischen gestern auf einem Kahn in der Seine entdeckt und in den Keller des Rathauses geschafft.

Nicht genug.

Die Wahlmänner beschließen, einen Gesandten zum Hôtel des Invalides zu schicken. Dort lagern Musketen und Kanonen, mit denen man ihre Miliz ausstatten könnte.

HÔTEL DES INVALIDES, 7.30 UHR. Der Gesandte der Wahlmänner sieht, dass die Kaserne belagert wird. Als er das Hôtel

des Invalides erreicht, ragt dessen Dom aus einem Meer an Köpfen auf. Es mögen 80 000 Menschen sein, die sich um die Anlage drängen. Der Gesandte tritt ans Haupttor und wird von Wachen zum Gouverneur geleitet. Nach kurzer Verhandlung erklärt der sich bereit, nichts zu unternehmen, bis ein Kurier mit neuen Befehlen aus Versailles eintrifft.

Doch als der Gesandte die Menge informieren will, schreit jemand, dass man nun lange genug gewartet habe – und Tausende drängen hinzu, zerschlagen das Tor, stürmen die Kaserne.

Die Wachen leisten keine Gegenwehr.

Die Angreifer eilen durch das Gebäude, hinunter in die Kellergewölbe, wo die Musketen lagern. Dort herrscht bald ein ungeheures Durcheinander, da immer mehr Menschen hinunterdrängen, während die Ersten, die sich Waffen genommen haben, vergebens wieder hinaus wollen. Schließlich pflanzen einige Ver-

13. Juli, 7.00 Uhr



Die ganze Nacht des 13. Juli über ist Paris geplündert worden – aber gezielt. Nicht nur Waffen erbeuten die Rebellen, sondern auch Nahrung. Am frühen Morgen etwa rauben Bürger das Kloster Saint-Lazare im nördlich gelegenen Faubourg Montmartre aus. Das dort gelagerte Getreide wird abtransportiert und billig auf dem Markt verkauft



Das Bedford-Stundenbuch

Das Bedford-Stundenbuch ist einer der größten Schätze der British Library in London. Mit sichtbarer Freude stattete der Künstler das Werk vor über 600 Jahren mit überbordendem Luxus aus: üppige Partien aus strahlendem Gold durchziehen das gesamte Buch, Bilder in leuchtenden Farben auf jeder Seite. Der Faksimile Verlag Luzern legt das reichste Stundenbuch des Mittelalters nun exklusiv in einer weltweit auf 980 Exemplare limitierten originalgetreuen Faksimile-Edition auf.

**Fordern Sie weitere
Informationen an!**

Museen zwischen zwei Buchdeckeln

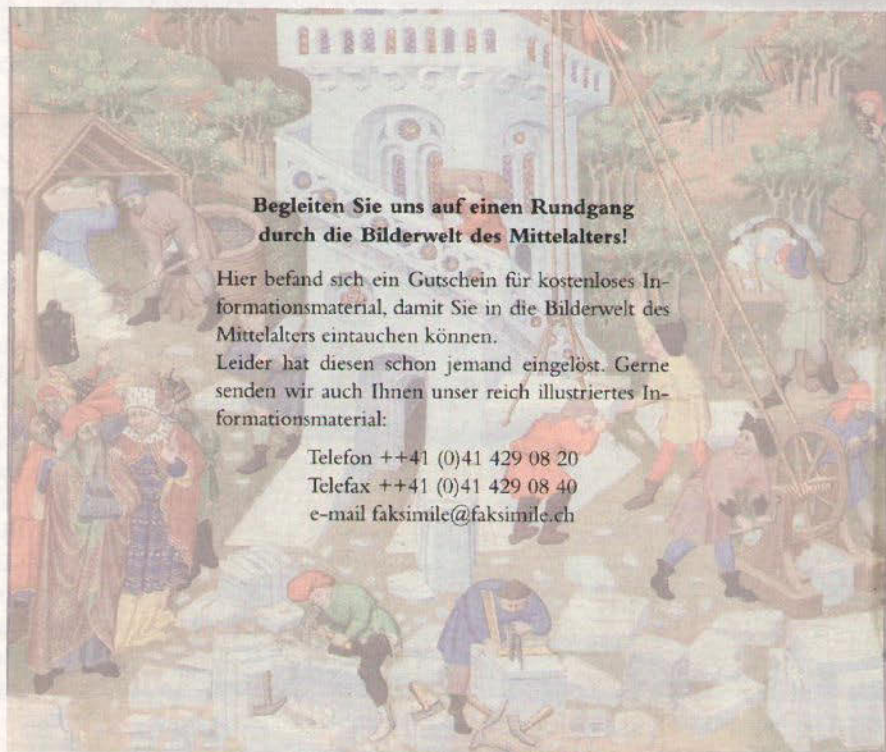
Strahlende Farben, bis ins feinste Detail ausgeführte Malerei, Verzierungen in glänzendem Gold – dies ist das prachtvollste Mittelalter, wie man es nur selten zu sehen bekommt. Denn die meisten uns erhaltenen Zeugnisse aus dem Mittelalter sind im Laufe der Jahre verblaßt und gealtert, sie tragen die Spuren der Zeit.

Blättert man jedoch in mittelalterlichen Handschriften, ist man erstaunt, wie farbenfroh das Mittelalter gewesen ist. Nirgendwo ist das Fundament unserer heutigen Kultur so unverwechselbar überliefert wie in den Bilderhandschriften des Mittelalters, den Kunstwerken im Buchformat mit ihren unerschöpflichen Bildergalerien.

Begleiten Sie uns auf einen Rundgang durch die Bilderwelt des Mittelalters!

Hier befand sich ein Gutschein für kostenloses Informationsmaterial, damit Sie in die Bilderwelt des Mittelalters eintauchen können. Leider hat diesen schon jemand eingelöst. Gerne senden wir auch Ihnen unser reich illustriertes Informationsmaterial:

Telefon ++41 (0)41 429 08 20
Telefax ++41 (0)41 429 08 40
e-mail faksimile@faksimile.ch



zweifelte Bajonette auf die soeben erbeuteten Waffen und kämpfen sich den Weg frei. Blut fließt, doch niemand stirbt.

Danach geht die Plünderung geordneter voran. Die Aufständischen haben Musketen und Kanonen erbeutet.

VERSAILLES, Nationalversammlung, 9.00 Uhr. La Fayette setzt die Sitzung fort. Die übernächtigten Abgeordneten debattieren, wie in den Tagen zuvor, über den Entwurf einer Verfassung.

PARIS, BASTILLE, 10.00 UHR. Mehrere hundert Menschen drängen sich in den Straßen und Gassen rund um die Bastille: ein paar Gardisten, vor allem aber Bürger aus dem Faubourg Saint-Antoine. Kunsttischler und Schreiner, dazu Hutmacher, Schlosser, Schuster, Schneider.

Die Menge ist bereits im Ulmenhof, dem ersten der beiden Vorhöfe der Bastille – dort, wo die Läden stehen. Die Zugbrücke zum zweiten Hof und erst recht das mächtige Bollwerk zur eigentlichen Festung sind jedoch verschlossen.

Drei Delegierte der Wahlmänner aus dem Rathaus klopfen an die Zugbrücke zum zweiten Hof.

Gouverneur de Launay ist verzweifelt. Was soll er tun? Schießen will er nicht,

angesichts der prekären Lage der Bastille. Aber sich kampflös ergeben? Wäre dies nicht Verrat?

De Launay gibt den Befehl, die Abgesandten in die Bastille zu lassen – und sie zu einer Mahlzeit einzuladen. Während die drei in der Festung verschwinden, um mit dem Gouverneur zu tafeln, wartet die

Die Bastille muss fallen, denn sie gilt als **Kerker** der Despotie

Menge vor dem Gebäude. Zunächst geschieht nichts.

VERSAILLES, Nationalversammlung, 12.00 Uhr. Die Beratungen über die Verfassung werden von La Fayette für diesen Tag beendet. Die Versammlung vertagt sich auf 17.00 Uhr. Nichts Neues aus Paris. Kein Wort vom König.

BASTILLE, 12.30 UHR. Die drei Gesandten der Pariser Wahlmänner sowie ein später hinzugekommener Delegierter aus einem angrenzenden Wohnviertel haben die Bastille wieder verlassen – gesättigt, doch ohne greifbares Ergebnis. De Launay, sichtlich nervös, weigert sich, seine Festung ohne ausdrücklichen Befehl sei-

ner Vorgesetzten zu öffnen. Die Abgesandten machen sich wieder auf den Weg zum Rathaus, um sich mit den Wahlmännern zu beraten; im Gedränge kommen sie jedoch nur langsam voran.

Sie sind kaum verschwunden, da klettern ein paar junge Burschen auf die Dächer der Läden und springen hinunter

in den zweiten Hof. Die Wagemutigen sind nun im Schussfeld der Bastillebesatzung, doch von dort nimmt sie niemand unter Feuer. Ungehindert dringen sie zur Rückseite der Zugbrücke vor. Dann lassen sie die hölzerne Rampe hinab. Sofort strömen Hunderte in den zweiten Hof.

Da gerät de Launay in Panik.

Noch immer ist die eigentliche Bastille nicht erobert, ja nicht einmal direkt angegriffen worden. Auch vom zweiten Hof aus ist es fast unmöglich, das Bollwerk frontal zu attackieren. Und noch immer ist der Aufstand in Paris relativ unblutig verlaufen. Zwar hat es bei den Zusammenstößen mit den Dragonern schon Opfer gegeben, doch in Paris, wo jedes Jahr 19 000 Tote registriert werden, sind das kaum mehr als tragische Einzelfälle.

Nun aber befiehlt der Gouverneur der Bastille: „Feuer frei!“

Eine Kanone schießt ihre Ladung auf kürzeste Distanz in die zusammengedrückte Menge im zweiten Hof, die Füsiliere und Invaliden feuern Musketensalven.

Dutzende Opfer bleiben tot im Hof zurück, während Hunderte Menschen in den Vorhof, in die Gassen, hinter Hauswände fliehen. „Monster!“, „Verräter!“, schreien sie zu de Launay hoch, nun schießen auch die Angreifer mit Musketen.

Die Aufständischen sehen ihre Alpträume bestätigt. Ist es nicht eine besonders perfide Falle gewesen, die Menschen zunächst in den zweiten Hof zu lassen, um sie dann zusammenzuschießen? All der Hass, der aus der Not geboren ist und aus der Angst vor den anrückenden Trup-

14. Juli, 7.30 Uhr



Das Hôtel des Invalides am linken Seineufer ist Heimstatt für verdiente königliche Soldaten – und eines der größten Arsenalen von Paris. Als der dritte Tag des Aufstandes anbricht, stürmen 80 000 Menschen die Anlage. Die dort stationierten Soldaten wehren sich nicht. Unbehelligt ziehen die Angreifer mit Kanonen und Tausenden Musketen ab



Die Bastille im Osten der Innenstadt ist Festung, Gefängnis und Stein gewordenes Symbol des Absolutismus. Hier lagert das Pulver, das die Revolutionäre dringend benötigen. Der Befehlshaber der Bastille, der Gouverneur Bernard-René de Launay, lässt auf die Angreifer feuern. Es wird das blutigste Gefecht des Sommers, 98 Aufständische sterben

pen des Königs, entlädt sich nun in Musketensalven und Verwünschungen.

Damit allein aber ist die Festung nicht zu nehmen.

RATHAUS, 13.30 UHR. Das Gebäude erzittert vom Donner einer Detonation, dann sind Schüsse aus der Richtung der Bastille zu hören. Als wenige Minuten später die ersten Nachrichten über den „Hinterhalt“ des Gouverneurs eintreffen, schicken die Wahlmänner eine zweite Gesandtschaft zum Staatsgefängnis.

BASTILLE, 14.00 UHR. Die Abgesandten der Wahlmänner wollen die Menge beruhigen und mit de Launay verhandeln, doch ihre Rufe gehen im Musketenfeuer und Geschrei unter.

Erst als sich einer von ihnen eine große weiße Fahne schnappt und ein Tambour Trommelsignale wirbelt, stellen Angreifer wie Verteidiger das Feuer ein.

In der Stille wollen die Abgeordneten vorgehen – da peitschen erneut Schüsse von den Mauern der Bastille. Einige Demonstranten sinken in den Gassen tödlich getroffen zusammen.

Ungeheuer ist nun die Wut der Menschen aus dem Faubourg Saint-Antoine; es sind schließlich ihre Nachbarn, die verbluten. „Verräter“, schallt es jetzt sogar den Abgesandten aus dem Rathaus entgegen – als seien sie selbst Teil einer Verschwörung. Mit knapper Not entkommen sie einem Lynchmord und eilen zurück in Richtung Place de Grève.

Ein wohlhabender Bierbrauer aus der Nachbarschaft hat die Idee, drei Karren mit feuchtem Stroh zu beladen, vor das Hauptportal der Bastille zu zerren und anzustecken. Bald zieht beißender Qualm über die Festung. Er soll den Füsilierten und Invaliden, die hinter den Mauern fast unverletzbar sind, wenigstens die freie Sicht nehmen. Allerdings

verhüllen die grauschwarzen Schwaden des Schwelbrandes auch den Angreifern das Ziel.

RATHAUS, 14.30 UHR. Widersprüchliches kommt aus der Stadtverwaltung: Während die Wahlmänner sich bemühen, die Bewaffnung und Verteidigung der Metropole zu koordinieren, lässt de Flesselles all diejenigen, die sich an ihn wenden, ins Leere laufen. Viele, die auf Seiten der Aufständischen kämpfen wollen, wimmelt er ab. Und seit Stunden warten zwei Kompanien des 3. Bataillons der Gardes Françaises tatenlos auf der Place de Grève.

Nun erst erfahren die Gardisten von den Kämpfen an der Bastille. „Meine Freunde, seid ihr Bürger? Ja, ihr seid Bürger! Marschieren wir zur Bastille!“ Das ruft ihnen ein gut aussehender Mann mit volltönender Stimme zu. Es ist Pierre-Augustin Hulin, 30 Jahre alt und Wä-

schreibesitzer im Dorf Saint-Denis bei Paris. Bis vor zwei Jahren war er Unteroffizier bei der Schweizer Truppe Seiner Majestät.

Drei junge Sergeanten führen die Gardisten an, die Offiziere sind ja königstreu und in der Kaserne geblieben. Für Hulin – selbstsicher, gewandt in der Rede, charismatisch – ist es nicht schwer, sich zum Anführer der Sergeanten und ihrer Männer aufzuschwingen.

Unter seinem Kommando ziehen die Gardisten und Hunderte Bürger los. Hulin hat genug Übersicht, um drei Kanonen mitzerren zu lassen, darunter die silber beschlagene Prunkwaffe des Königs von Siam.

BASTILLE, 15.00 UHR. Pulverdampf und beißende Schwaden stehen in der Luft über der Festung. Plötzlich verändert sich das Feuer der Angreifer: Es ist nicht länger eine ungeordnete Schießerei. Die

Mauern werden nun mit konzentrierten Salven bestrichen. Die beiden Kompanien der Garde sind eingetroffen.

Bald darauf reißen einige Beherzte die brennenden Karren wieder weg vom Tor. Als sich deren Qualm langsam verzieht, erkennen Angreifer wie Verteidiger, weshalb: Hulin lässt die Kanonen in Stellung bringen.

Er möchte freies Schussfeld haben. Die Prunkkanone zeigt genau auf die hochgezogene Zugbrücke der Bastille. Es ist, wie de Launay weiß, die einzige Stelle, wo Kanonenkugeln das Bollwerk durchschlagen können.

Der Gouverneur verzweifelt, als er von der Beobachtungsplattform die aufgestellten Kanonen sieht. Bald werden die Aufständischen den Zugang zur Festung sturmreif schießen. Mutlos zieht sich de Launay zurück.

Der Schweizer Leutnant von Flühe, noch immer relativ ruhig, findet ihn etwa

zwei Stunden später in dessen Büro. Jetzt erst ist der junge Offizier entsetzt: Der Gouverneur denkt an Kapitulation – oder an Selbstmord. Ernsthaft erwägt er, die zwei Tonnen Schießpulver im Herzen der Bastille explodieren zu lassen.

BASTILLE, 17.00 UHR. Der Gouverneur gibt auf. Nicht einmal eine weiße Fahne oder ein Bettlaken hat er – also lässt er auf einem der Türme ein weißes Taschentuch schwenken. Tatsächlich flaut das Feuer ab. Dann wird es ruhig.

Leutnant von Flühe, der sich später nur zurückhaltend über die Ereignisse dieses Tages äußern wird, bebt, so ist zu vermuten, vor Zorn und Verachtung über seinen Vorgesetzten, denn selbst jetzt sieht er keinen Grund zur Kapitulation: Noch sind die Tore unversehrt, und noch haben die Mannschaften genügend Munition.

Doch muss er, Befehl ist Befehl, eine Kapitulationsnote zum Haupttor tragen.

14. Juli, 17.00 Uhr

Nach siebenstündiger Belagerung kapituliert die Besatzung der Bastille. Die meisten Verteidiger sind ältere Soldaten, die schon lange in der Festung leben und bei den Menschen in der Nachbarschaft gut bekannt sind. Gegen sie richtet sich nun die Wut der Sieger



Dort speißt er das von de Launay eigenhändig verfasste Schreiben auf einen Degen und schiebt es durch eine ins Tor eingelassene Schießscharte hinaus.

Um die Bastille verläuft der vier Meter breite Wassergraben. Wie sollen die Angreifer an das Schreiben kommen?

Einer hat eine Idee: Beim Schreiner Lamarchand in der Rue de Tournelles, gegenüber der Bastille, gibt es Holzplanen. Also holen ein paar Mann ein Holzstück, legen es über den Graben und lassen jemanden darüber balancieren. Der Unglückliche stürzt jedoch ab, ehe er das Schriftstück erreichen kann. Erst der nächste Mann hat Erfolg.

Und so lesen die Angreifer endlich de Launays Botschaft: „Wir haben 20 Zentner Pulver. Wir werden das ganze Viertel und die Festung in die Luft sprengen, wenn ihr die Kapitulation nicht annehmt. De Launay, in der Bastille, fünf Uhr nachmittags, 14. Juli 1789.“

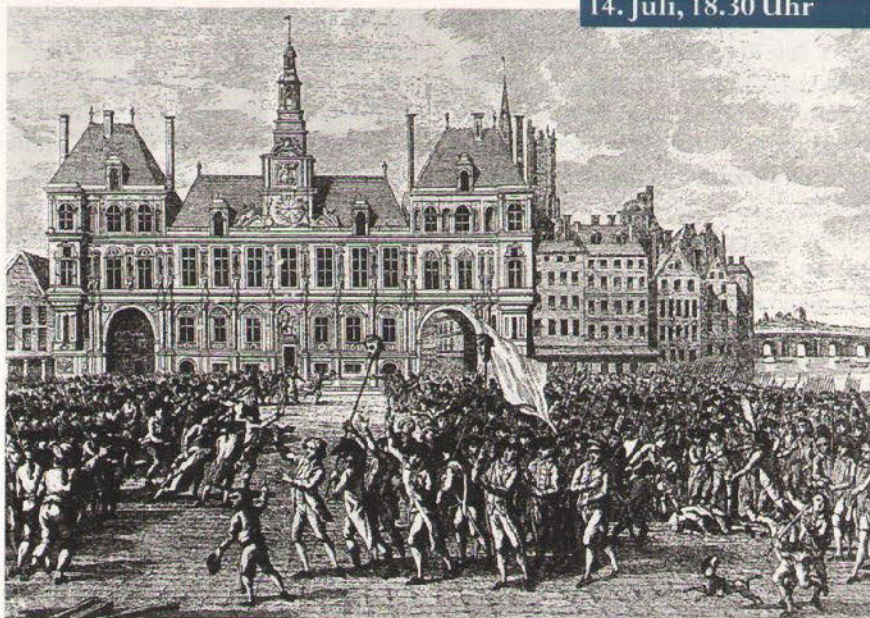
„Wir nehmen an! Lasst die Brücken herunter!“, schreit einer der Angreifer. Doch das hört kaum jemand. Leutnant von Flühe gar versteht: „Keine Kapitulation! Lasst die Brücken herunter!“ Er wendet sich ab, um Gouverneur de Launay Bericht zu erstatten.

Einige Invaliden aber haben offensichtlich genug vom Kampf. Einer ihrer Kameraden ist gefallen, drei sind verwundet. Und die Angreifer, auf die sie seit Stunden schießen, sind ja ihre Nachbarn aus dem Faubourg Saint-Antoine. Vier Soldaten jedenfalls treten nun, während sich Leutnant von Flühe abwendet, zum Eingang der Bastille – und lassen eigenmächtig die kleinere der beiden Zugbrücken herunter.

Sofort stürmen Hunderte Angreifer hinein, reißen auch die große Zugbrücke herunter, stürzen in die Türme und auf die Mauer.

Die Bastille ist gefallen.

Niemand wehrt sich. Die meisten Angreifer ignorieren zunächst die Schweizer Söldner, von denen sich einige hastig ihre Uniformröcke ausziehen. Schlimmer ergeht es den Invaliden (die schließlich den Angreifern bekannt sind): Viele werden geschlagen. Einem, der zufällig



Grausige Feier: Gouverneur de Launay, der Befehlshaber der Bastille, sowie ein hoher Beamter der Stadtverwaltung werden von der wütenden Menge gelyncht, ihre Köpfe auf Piken gesteckt und im Triumph vor dem Rathaus herumgetragen – ein Ritual, das sich während der Revolution noch oft wiederholen wird

einen Gefängnissschlüssel in der Hand hält, hackt ein Aufständischer diese Hand ab. Sie wird, mit dem Schlüssel, als Trophäe herumgezigt.

Die Männer stürmen in die Büros und Wohnstuben. Bald dringt der Lärm zer Schlagenen Mobiliars heraus, Akten fliegen aus den Fenstern in die Innenhöfe. Es dauert einige Zeit, bis sich die Angreifer der Gefangenen besinnen. Schließlich befreien sie die sieben Eingekerkerten.

Hulin und ein paar Gardisten bemächtigen sich des Gouverneurs. Der Wäscherbesitzer nimmt de Launay am Arm – eher eine beschützende als eine fordernde Geste. Hulin will mit seinen Gefangenen, zu denen auch von Flühe gehört, so rasch wie möglich das Rathaus erreichen.

Der Wut der Angreifer entgeht schließlich auch das große Uhrwerk im Mitteltrakt der Bastille nicht. Die Uhr wird für immer angehalten. Die Zeiger stehen auf 17.15 Uhr.

PLACE DE GRÈVE, 18.30 UHR. Das Leben des Gouverneurs Bernard-René de Lau-

nay endet in der Arkade Saint-Jean am Rand der Place de Grève, nur wenige Schritte vom Rathaus entfernt. Der Weg von der Bastille, der normalerweise eine halbe Stunde dauert, ist eine qualvoll lange Tortur gewesen. Hulin kommt mit seinen Gefangenen kaum voran im Gedränge. Alle wollen das „Monster“ sehen und viele sich an ihm rächen. De Launay, den viele Bürger von Paris erkennen, wird immer wieder aus der Menge mit Degen und Bajonetten traktiert.

Hulin und die Gardisten versuchen, den Gouverneur zu schützen, wobei sie ihr eigenes Leben riskieren. Als sie endlich die Place de Grève erreichen, stoppt der Zug. Das nutzen Dutzende Beistehende, um über de Launay herzufallen. Der, am Ende seiner Nervenkraft, schlägt und tritt um sich und schreit, man solle ihn doch töten. Dabei trifft er einen arbeitslosen Koch im Unterleib.

Dieser Tritt besiegelt sein Schicksal. Mit einem Bajonettstich und einem Schuss wird de Launay getötet. Jemand reicht dem Koch einen Säbel: Er solle dem Gouverneur den Kopf abschneiden.

Als sich die Waffe als zu stumpf erweist, greift der Koch zu einem Messer und vollendet die Tat. Er greift sich eine Pike, steckt die Trophäe darauf, paradiert mit ihr durch die Straßen und übergibt sie schließlich einem Wächter des Kriminalgerichts – gegen Quittung.

Die Menge will Blut sehen, schließlich sind 98 Angreifer der Bastille tot oder liegen im Sterben. Und so werden fünf zufällig herausgegriffene Invaliden an Straßenlaternen aufgeknüpft – darunter der Unglückliche, dem man bereits die Hand abgeschlagen hat.

Auch ins Rathaus drängen wütende Männer und verlangen Genugtuung. Ihr Ziel ist de Flesselles. Er soll sich rechtfertigen!

„Also gut, Monsieur, gehen wir zum Palais Royal!“, ruft daraufhin de Flesselles. Dort will er zur Menge sprechen. Der Beamte ist auffallend blass. Er verlässt das Rathaus. Draußen hat Regen

eingesetzt, es wird kühl. Niemand beheligt ihn – zunächst.

Doch auch er kommt nur bis zum Ende der Place de Grève. Dort wird er von einem Unbekannten mit einer Pistole erschossen. Niemand hält den Täter auf.

Der höchste Beamte der Stadt ist tot, die Festung des Königs gefallen. Paris ist in der Hand der Revolutionäre.

VERSAILLES, SCHLOSS, abends. Ludwig XVI. ist enttäuscht darüber, dass an diesem Tag die geliebte Jagd ausgefallen ist. Stets trägt er in seinem Tagebuch die Strecke ein, die er geschossen hat. Heute ist er nicht zum Schuss gekommen.

Seine Notiz für den 14. Juli 1789 fällt deshalb kurz aus: „Rien.“ – „Nichts.“

VERSAILLES, Nationalversammlung, gegen 21.00 Uhr. In die Beratungen der Abgeordneten platzt, erschöpft und staubbedeckt, ein Bote aus Paris. Atem-

los hören die Männer seinen Bericht: Hôtel des Invalides geplündert, die Bastille gestürmt, ihr Gouverneur ermordet, die Bürger in Waffen, verstärkt von der Garde!

Die Abgeordneten schicken eine Delegation ins Schloss. Doch Ludwig zeigt sich nur wenig beeindruckt. Zwar verspricht er, die Truppen vom Marsfeld endgültig aus der Stadt zu beordern. (Tatsächlich räumen sie ab 21.00 Uhr Paris.) Doch die neu aufgestellte Bürgermiliz, verkündet der König, werde künftig von seinen Offizieren geführt. Angesichts der Ereignisse der vergangenen 24 Stunden ein absurdes Ansinnen.

Tief in der Nacht unterbricht La Fayette die Sitzung der Nationalversammlung, beendet sie aber nicht. Wieder bleiben viele Abgeordnete im Saal.

VERSAILLES, SCHLOSS, nach Mitternacht. Ludwig berät sich mit seinem Bruder,

14. Juli, 18.30 Uhr

Jacques de Flesselles ist einer der höchsten königlichen Beamten von Paris. In den vergangenen Stunden hat er im Rathaus taktiert, verzögert, getäuscht. Nun fordert die Menge Rechenschaft von ihm. Doch bevor er zum Volk sprechen kann, wird er von einem Unbekannten erschossen



Marie-Antoinette sowie einigen Höflingen. Soll er Paris stürmen lassen? Der Bruder des Königs ist, so scheint es, noch immer für die gewaltsame Lösung. Doch einige Höflinge und Offiziere setzen sich mit ihrer Ablehnung durch: Niemand könne mehr für die Loyalität der Soldaten garantieren.

Ludwig XVI. hat **Paris** verloren – doch er weiß es noch nicht

Daraufhin raten Bruder und Gattin des Königs – die beiden wohl treibenden Kräfte hinter der Eskalation der letzten Tage – zur Flucht ins Ausland. Für Ludwig aber kommt das, ebenso eine Abdankung, nicht in Frage: zu würdelos.

Bleibt allein, sich der Lage zu stellen und in die Gegebenheiten zu fügen. Deshalb beschließt der König irgendwann in jener Nacht, den Machtkampf verloren zu geben. Er wird die neuen Herren von Paris und deren Bürgerarmee akzeptieren, und er wird sein politisches Schicksal in die Hände der Nationalversammlung legen.

Frankreich hat, am Ende dieses langen Sommertages, sein absolutes Königtum für immer verloren.

LUDWIG XVI. VERSUCHT in den folgenden Tagen nur noch, in der Niederlage wenigstens seine Würde und einen Rest von Autorität zu bewahren. Und für ein paar Tage taktiert er so gut, wie kaum je zuvor während der Revolution – und wie niemals wieder.

Noch am 15. Juli versichert er den erleichterten Abgeordneten, dass er die Truppen zurückziehe. 88 Deputierte brechen daraufhin in einem Korso von 40 Kutschen von Versailles nach Paris auf, um dort die gute Nachricht zu übermitteln.

Nichts beruhigt die Lage mehr als diese Meldung: Sogleich setzen die Wahlmänner eine Prämie von neun Livres für jede wieder im Rathaus abgegebene Muskete aus. Sie wollen zwar die Bürgermiliz unter Waffen haben – aber niemanden sonst. Die Stadt, in der es

noch wenige Stunden zuvor zu Kämpfen, Plünderungen und Lynchmorden gekommen ist, bleibt ruhig.

Und Paris bekommt seinen ersten Bürgermeister. Jean-Sylvain Bailly wird von den Wahlmännern erkoren. Der Astronom ist es auch, der nur drei Tage nach dem Sturm auf die Bastille dem

König die Schlüssel der Stadt überreicht. Denn Ludwig XVI. hat sich auf Drängen von Miliz und Abgeordneten der Nationalversammlung nach Paris geleiten lassen.

„Diese Schlüssel“, ruft Bailly, „wurden einst Heinrich IV. überreicht, als er sein Volk zurückgewonnen hatte; nun hat das Volk seinen König zurück gewonnen.“

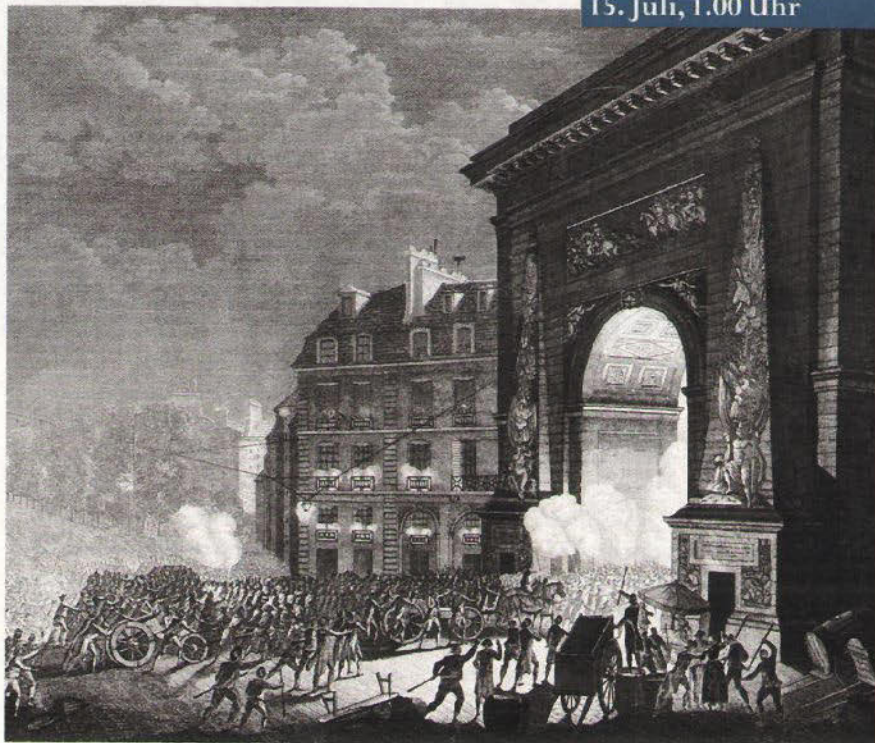
Die Menge klatscht Beifall und jubelt. Doch der König erlebt hier zum ersten Mal, was ihm die nächsten zwei Jahre noch oft entgegenschlagen wird: Der Jubel hat etwas Herausforderndes, die Hochrufe klingen bedrohlich.

Vor dem Rathaus etwa sind die Abteilungen der Bürger-Soldaten der Distrikte aufmarschiert, die sich jetzt „Nationalgarde“ nennen – und seit zwei Tagen von dem Amerika-Veteranen La Fayette kommandiert werden. Mit blankem Degen grüßen sie den König: Ehrenbezeugung und Machtdemonstration zugleich.

Ludwig lässt sich die blau-rote Kokarde anstecken. Er nickt, ist huldvoll – und spricht nur einen einzigen Satz: „Mein Volk kann immer auf meine Zuneigung zählen.“

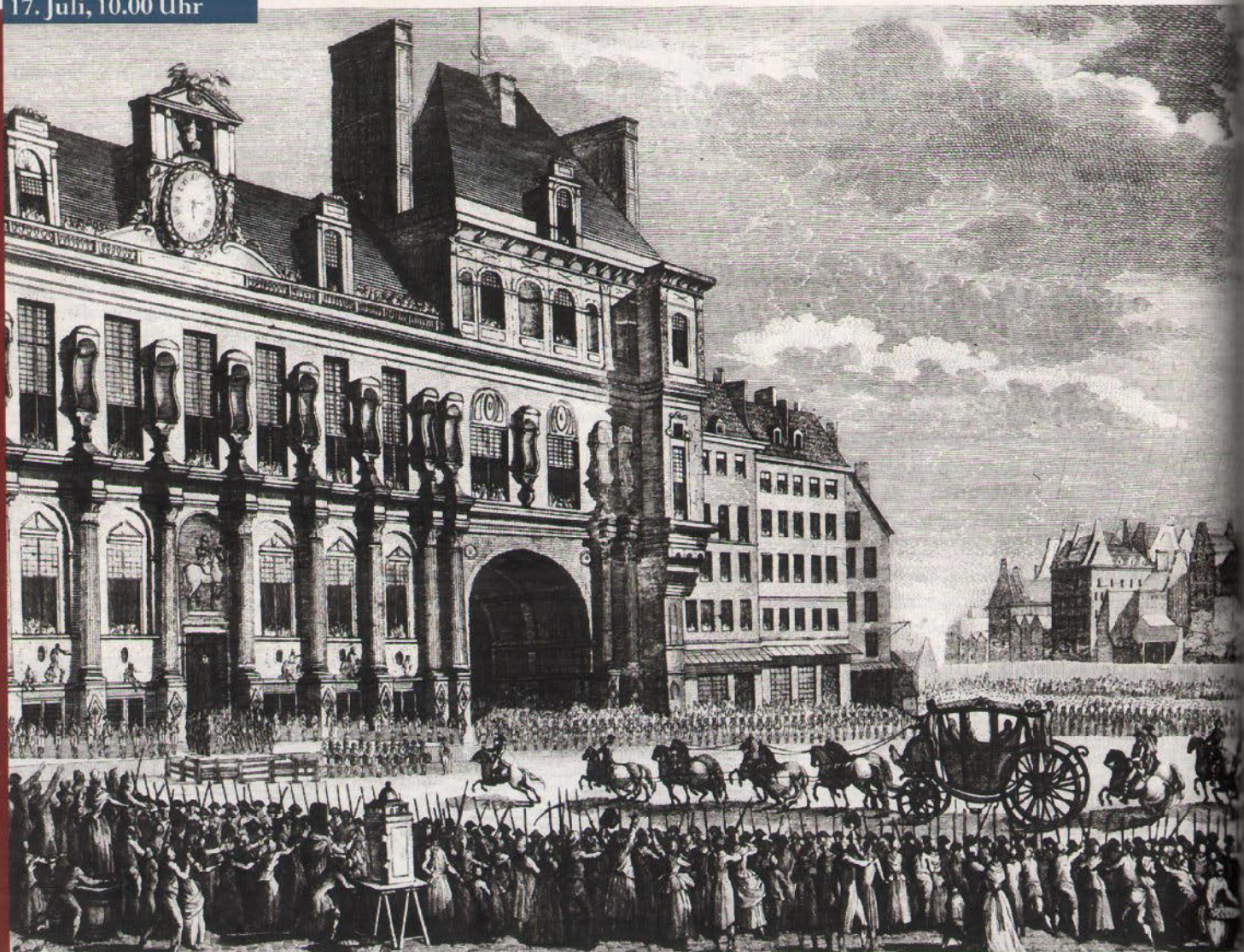
Gegen 22.00 Uhr ist er zurück in Versailles. Erschöpft, aber glücklich, noch im Amt und am Leben zu sein. Um diese

15. Juli, 1.00 Uhr



In der Nacht nach dem Sturm auf die Bastille treiben Gerüchte über einen königlichen Gegenschlag mehrmals bewaffnete Bürger zusammen – etwa an der Porte Saint-Denis, einem Triumphbogen. Doch es sind Fehlalarme. Ludwig XVI. kann Paris nicht zurückerobern, weil sich viele Soldaten weigern, auf ihre Landsleute zu schießen

17. Juli, 10.00 Uhr



Kapitulation eines Monarchen: Drei Tage nach dem Fall der Bastille fährt Ludwig XVI. am Rathaus vor. Dort empfängt ihn eine freundliche, doch bewaffnete Menge. Zuvor hat der König den Finanzminister Necker wieder ins Amt berufen und eine von Parisern gebildete Bürgerwehr akzeptiert, die Nationalgarde

Zeit hat sich sein Bruder, ohne dessen Drängen diese dramatische Woche vielleicht nie stattgefunden hätte, bereits heimlich davongemacht ins Exil.

Doch während Ludwig XVI. an jenem Abend wohl meint, das Schlimmste überstanden zu haben und – irgendwie – weiter amtieren zu können, sehen manche Beobachter dies bereits realistischer. Thomas Jefferson etwa, der Botschafter der USA in Frankreich

(und spätere Präsident seines Landes), schreibt in einem Brief, er habe soeben „die bedingungslose Kapitulation“ des Königs erlebt.

IN DER TAT: Kapitulierte hat der König – doch vor wem? Schloss Versailles, notiert ein Beobachter, „gleich einer Wüste“. Wie der Comte d’Artois verlassen ehemals einflussreiche Minister und Adelsfamilien das Land (Jacques Necker

dagegen holt der Monarch nach nur fünf Tagen Exil zurück ins Amt).

Es sind die Bürger von Paris, die jetzt die Verfassungsrevolution der Versailler Abgeordneten stützen und festigen. Damit ist das Volk, bislang nur Zuschauer und Untertan, als entscheidender Machtfaktor auf die Bühne der Politik getreten.

Andererseits hat die Nationalversammlung mit ihren prominenten Abgeordneten Bailly und La Fayette Einfluss in der Hauptstadt. Dank der gut 10 000 Mann starken Nationalgarde verfügt sie auch über militärische Macht – und tatsächlich sind es ja deren Waffen, die

jeden Gedanken an einen gewaltsamen Gegenschlag Ludwigs XVI. unterbinden.

Viele Abgeordnete der Nationalversammlung stehen dieser neuen Machtkonstellation indes kritisch gegenüber, denn so viel steht fest: Von nun an bis zum Ende der Revolution werden die Bürger von Paris mit Forderungen und Drohungen, durch ihre gute Organisation sowie ihre schiere Präsenz Einfluss nehmen auf das Schicksal einer jeden Regierung.

Doch außerhalb der zerstörten Zollmauern entsteht ein Machtvakuum. Und das ländliche Frankreich versinkt schon bald in der Anarchie der *grande peur*, der „Großen Angst“.

DIE NACHRICHTEN AUS PARIS sickern ins Land mit der Geschwindigkeit von Kutschen und Fußgängern, sind zudem oft unzusammenhängend, verzerrt, übertrieben. Ist der König auf Seiten des Volkes? Was tut die Nationalversammlung? Gelten neue Gesetze oder nicht? Welche Privilegien sind noch gültig?

Eines nur ist klar: Im Moment haben der König und seine Beamten keine Macht.

Es dauert ungefähr eine Woche, bis die allgemeine Erregung auf dem Land in Rebellion umschlägt. Vielerorts verweigern die Bauern schon seit dem Frühjahr ihren adeligen Grundherren die Abgaben. Nun beginnt die heiße, vorratslose Zeit: die Zeit des Hungers auch auf dem Land. Aber auch ein Moment des Atemholens, bevor alle Hände benötigt werden, um die neue Ernte einzubringen.

Zunächst sind es nur Gerüchte, die von Dorf zu Dorf, von Markt zu Markt eilen: Die Adeligen wollen sich rächen. Sie haben österreichische, spanische, britische, gar schwedische Truppen ins Land geholt, die fremden Soldaten sind schon im Nachbarweiler, wo sie plündern und unaussprechliche Gräueltaten verüben!

Nichts davon ist wahr. Doch weil sie jeder erzählt – und weil sich die Adeligen aus Furcht vor einem Aufstand verschanzen –, werden die Gerüchte immer absurder, steigern sich zur Hysterie.

Und so greifen die Bauern zu den Waffen.

Vom 20. Juli an kommt es in vielen Dörfern und Weilern zu Aufständen, brennen die Schlösser. Das erste Ziel der Rebellierenden sind meist die Akten, in denen die verhassten Privilegien verzeichnet sind. Oft machen Pfarrer dabei mit, manchmal auch des Königs Beamte, denn vielerorts glauben die Vertreter des Staates, mit der Zerstörung der Adelsmacht im Sinne des Monarchen zu handeln. Hat sich Ludwig XVI. nicht die Kokarde angesteckt?

Nicht nur die Aristokraten leben in jenen Tagen gefährlich. Im Spätsommer ziehen stets arme Wanderarbeiter mit ihren Familien durchs Land – nun sieht man in ihnen gefährliche Fremde und Vaganten. Im Mâconnais attackieren

erhebt sich der Vicomte de Noailles zu einer Rede.

Dem Königtum, so stellt es der Vicomte dar, bleibe nach dem 14. Juli und der Grande Peur nur noch die Wahl: entweder vollständig zerstört zu werden, oder sich zu einem in ganz Europa bewunderten Vorbild zu wandeln. Er fordert Steuergerechtigkeit – also auch Steuern für den Adel – sowie die Abschaffung vieler Privilegien, etwa der Frondienste.

Was dann geschieht, hat wohl niemand geplant. Manche Adelige denken schon seit Jahren liberal, andere haben wohl einfach Angst davor, dass die Bauern erneut losschlagen. Wieder andere hoffen darauf, dass ihnen das Opfern überkommener Privilegien eine ange-

Die **Aufständischen** haben gesiegt. Der König trägt die Farben der Revolution

Bauern die Holzfäller und Köhler, die tief in den Wäldern leben. Im Elsass werden Juden bedroht.

Und doch sterben im ganzen Land wohl nicht mehr als ein paar Dutzend Menschen. Die Bauern belassen es meist dabei, Adelige, deren Verwalter sowie alle anderen Missliebigen zu verprügeln und zu verjagen. Auch in den meisten Städten werden die Beamten des Königs entmachtet.

So schnell, wie der Spuk aufgekommen ist, ist er auch wieder vorüber. Nach der ersten Augustwoche hört man kaum noch von Übergriffen. Schließlich ist jetzt Erntezeit, und die Bauern müssen auf die Felder. (Sie werden mehr Getreide einbringen als in den Krisenjahren zuvor.)

Zwei Folgen jedoch haben die drei Wochen der Hysterie: Der König hat nicht nur die Kontrolle über seine Hauptstadt, sondern auch über das Land verloren. Und den Abgeordneten der Nationalversammlung wird deutlich, dass sie schnell Ergebnisse vorweisen müssen, wenn sie ihre Autorität erhalten wollen.

Dienstag, 4. August 1789, Versailles, Nationalversammlung, abends. Eine Sitzung über Steuerrechte. Routine. Da

messene Entschädigung einbringen wird. Auf jeden Fall erheben sich nun nacheinander die Großen Frankreichs: Grafen, Bischöfe, die Reichsten der Reichen – und fordern die Abschaffung aller Privilegien, ja überbieten einander in der Radikalität.

Frondienste? Hinweg damit!

Rechtsungleichheit vor Gericht? Kirchenzehnt? Adelsprivilegien bei der Ämtervergabe? Sonderrechte einzelner Provinzen? Hinweg, hinweg, hinweg!

Stunde um Stunde gehen diese Reden. Immer schwärmerischer, immer patriotischer sind die Worte. Ein Adelige, der sich von der Begeisterung nicht anstecken lässt, steckt dem Vorsitzenden eine Notiz zu: „Sie sind nicht bei Sinnen, vertagt die Sitzung.“

Doch es ist kein Halten mehr. Am Ende dieser langen Nacht liegen sich die Abgeordneten in den Armen, manche weinen. „Einen Augenblick patriotischer Trunkenheit“ nennt es ein Teilnehmer.

Am Morgen des 5. August 1789 jedenfalls, nach der vielleicht denkwürdigsten und chaotischsten Sitzung der Nationalversammlung, haben Adel und Klerus freiwillig auf sämtliche Privilegien verzichtet: Frankreich ist keine Ständege-

sellschaft mehr. Aber auch noch keine Bürgergesellschaft.

Schon am 11. Juli hat La Fayette den Antrag eingebracht, eine Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte vor die (noch unfertige) Verfassung zu stellen. Der Marquis träumt von einer französischen Variante der von Thomas Jefferson verfassten „Virginia Bill of Rights“: von einem Staat also, dessen Einwohner sich mit einer Erklärung selbstbewusst als gleichberechtigte Bürger einer Nation definieren.

Nach den Umwälzungen in Paris und im Land verabschieden die Abgeordneten am 26. August 1789 die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte.

Auf viele der Sieger des 14. Juli 1789 wartet ein schreckliches **Ende**

17 Artikel und eine Präambel sind es, und jeder Satz gibt das Pathos der Freiheit und das Selbstbewusstsein von Männern wieder, die sich als Sieger eines historischen Kampfes sehen.

Einige Artikel definieren die demokratischen Rechte des Bürgers: Teilhabe an der Gesetzgebung, gleicher Zugang zu Ämtern, Steuergleichheit, Steuerbewilligungsrecht, das Recht, von allen Beamten Rechenschaft zu fordern, die Gewaltenteilung der Staatsorgane.

Andere setzen die Menschenrechte fest: Freiheit, Eigentum, Sicherheit, Widerstand gegen Unterdrückung (die Parole „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ wird erst ein Jahr später aufkommen).

Die Erklärung ist ein Fanal: die Präambel für die Verfassung eines der immer noch mächtigsten Staaten der Welt. Und zugleich Programm einer neuen politischen Bewegung – der modernen Demokratie.

In den folgenden Jahrhunderten wird die französische Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte zum Vorbild etlicher europäischer Verfassungen. So wie der Sturm auf die Bastille zum Symbol gerinnt für den Angriff auf den Despotismus, so ist der erste Satz der Erklärung das Ideal aller Kämpfer gegen jedes Un-

rechtsregime: „Von ihrer Geburt an sind und bleiben die Menschen frei und an Rechten einander gleich.“

*

47 Tage nur liegen zwischen der selbstherrlichen Entscheidung eines Monarchen, seinen Minister zu entlassen, Truppen in die Hauptstadt zu beordern und seine Untertanen im übrigen zu ignorieren – und einem Dokument, in dem eben diese Untertanen dem Monarchen und der ganzen Welt erklären, dass die Bürger künftig ihre Regierung selbst bestimmen.

Anderthalb Monate nur zwischen einem Monarchen in Waffen und einem

Volk ohne Waffen – hin zu einem Monarchen ohne Waffen und einem Volk mit Waffen.

„Der 14. Juli ist der Tag der Befreiung von der Knechtschaft Ägyptens und der Durchquerung des Roten Meeres. Er ist der 1. Tag des Jahres I der Freiheit“, schreibt Camille Desmoulins, der gescheiterte Anwalt, der im Palais Royal den Ruf nach Waffen angestimmt hat. So wie er hoffen viele Bürger, dass in jenen Wochen die Revolution bereits vollzogen ist und nun an einem neuen Zeitalter gebaut werden kann.

Tatsächlich jedoch haben Desmoulins und all die anderen im Juli 1789 der bereits in Versailles begonnenen Revolution überhaupt erst zum Durchbruch verholfen. Männer wie Desmoulins, die dem König und dessen Ministern endgültig die Initiative entreißen, haben eine Umwälzung vorangetrieben, in der ihnen irgendwann selbst die Initiative entgleiten wird. Am 14. Juli 1789 und den Folgetagen ist das Alte zerschmettert worden, das Neue jedoch muss, allen Erklärungen zum Trotz, erst noch geschaffen werden. Und dieser Schöpfung einer neuen Nation haftet etwas Dämonisches an.

Viele Akteure des Ancien Régime verschwinden von der historischen Bühne,

doch kommen sie glimpflich davon. Der Befehlshaber der Pariser Truppen etwa, Baron de Besenval, von Höflingen als Feigling geschmäht, den man exekutieren müsse, stirbt 1791 als freier Mann an Altersschwäche. Und selbst Ludwig von Flühe, der Verteidiger der Bastille, dessen Schweizer Füsiliere am 14. Juli in die Menge feuerten, wird nach ein paar Stunden Haft im Rathaus laufen gelassen und kann sich absetzen.

Der Vicomte de Noailles jedoch, der Adelige, dessen Rede jene legendäre Nachtsitzung der Nationalversammlung eingeleitet hatte, in der die Abschaffung sämtlicher Privilegien beschlossen wurde, wird, als die Revolution sich radikalisiert, als Royalist bedroht. Er geht ins Exil – ebenso wie La Fayette, der erste Kommandeur der Nationalgarde und Antragsteller für die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte.

Pierre-Augustin Hulin, der Anführer der Attacke auf die Bastille, wird von den Jakobinern in den Kerker geworfen (und wird später ein Gefolgsmann Napoleons). Jean-Sylvain Bailly, der Astronom, der sich zum ersten revolutionären Pariser Bürgermeister aufgeschwungen hat, gerät in die mörderischen Parteien- und Machtkämpfe seiner Stadt – und endet auf der Guillotine.

Und Camille Desmoulins? Der Volksredner des 12. Juli macht Karriere als Publizist. Statt des Grafen Mirabeau, der 1791 an Krankheit stirbt, erkürt er sich den begnadeten Demagogen Danton zum Mentor. Bald schon wird Desmoulins zu den meistgelesenen Zeitungsautoren der Metropole und attackiert alle Revolutionäre, die ihm nicht radikal genug sind. Doch schließlich gerät er in Opposition zu den Jakobinern unter Robespierre und wird zum Staatsfeind erklärt.

Am 13. April 1794 besteigt auch Camille Desmoulins das Schafott, erst 34 Jahre alt. „So also muss der erste Apostel der Freiheit enden“, sollen seine letzten Worte gewesen sein. □

Cay Rademacher, 40, ist Geschäftsführender Redakteur von GEOEPOCHÉ und Autor mehrerer Bücher zu historischen Themen, zuletzt „Wer war Jesus?“ (Eieler und Richter Verlag).



Dieses Land blüht auf. Genau wie seine Besucher. **Kroatien.**

Weitere Themen

Lake District

Britanniens mystische Bergwelt.

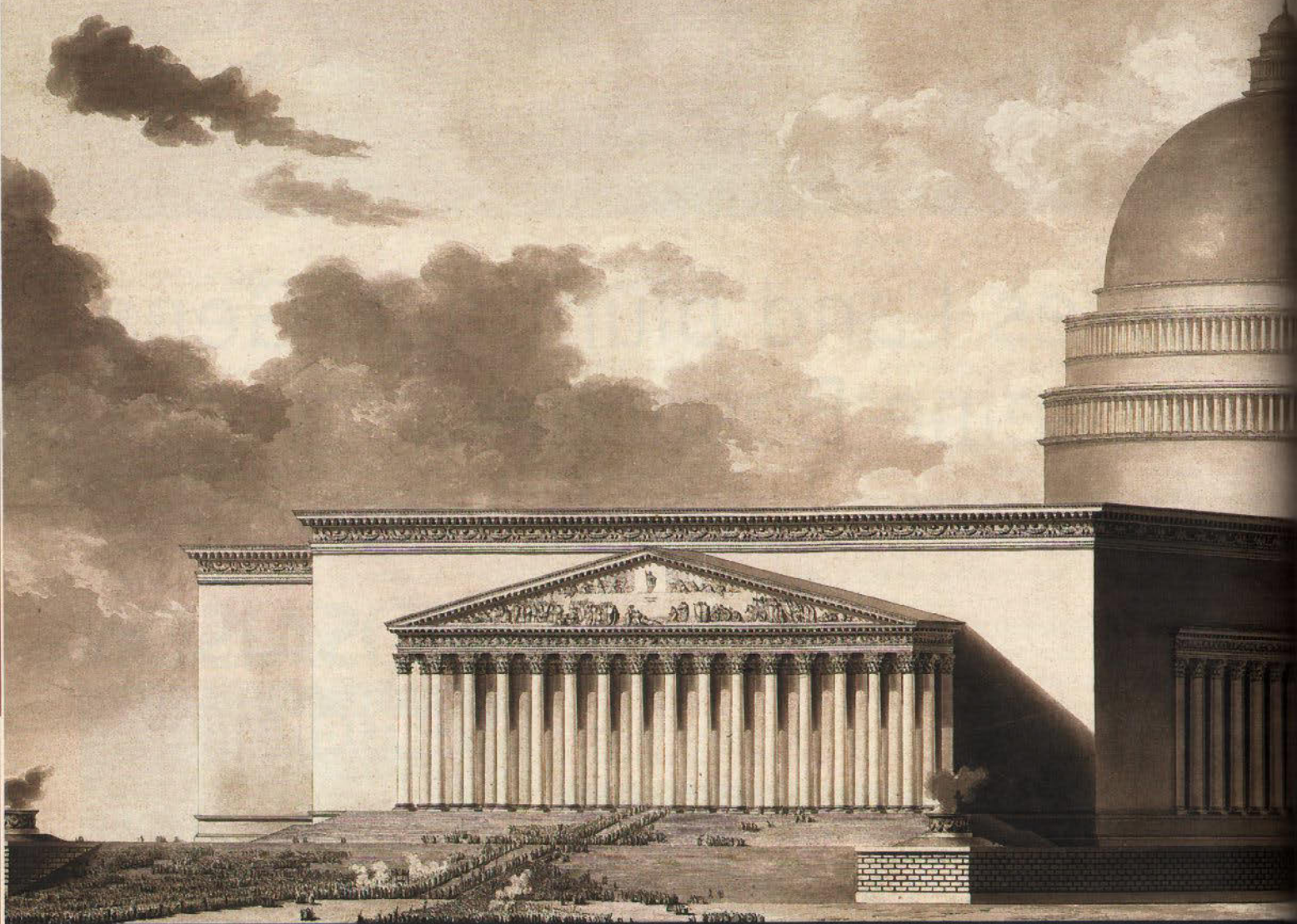
Baltikum

Osteuropas aufregendes Dreiländereck.

Plus Extra-Heft

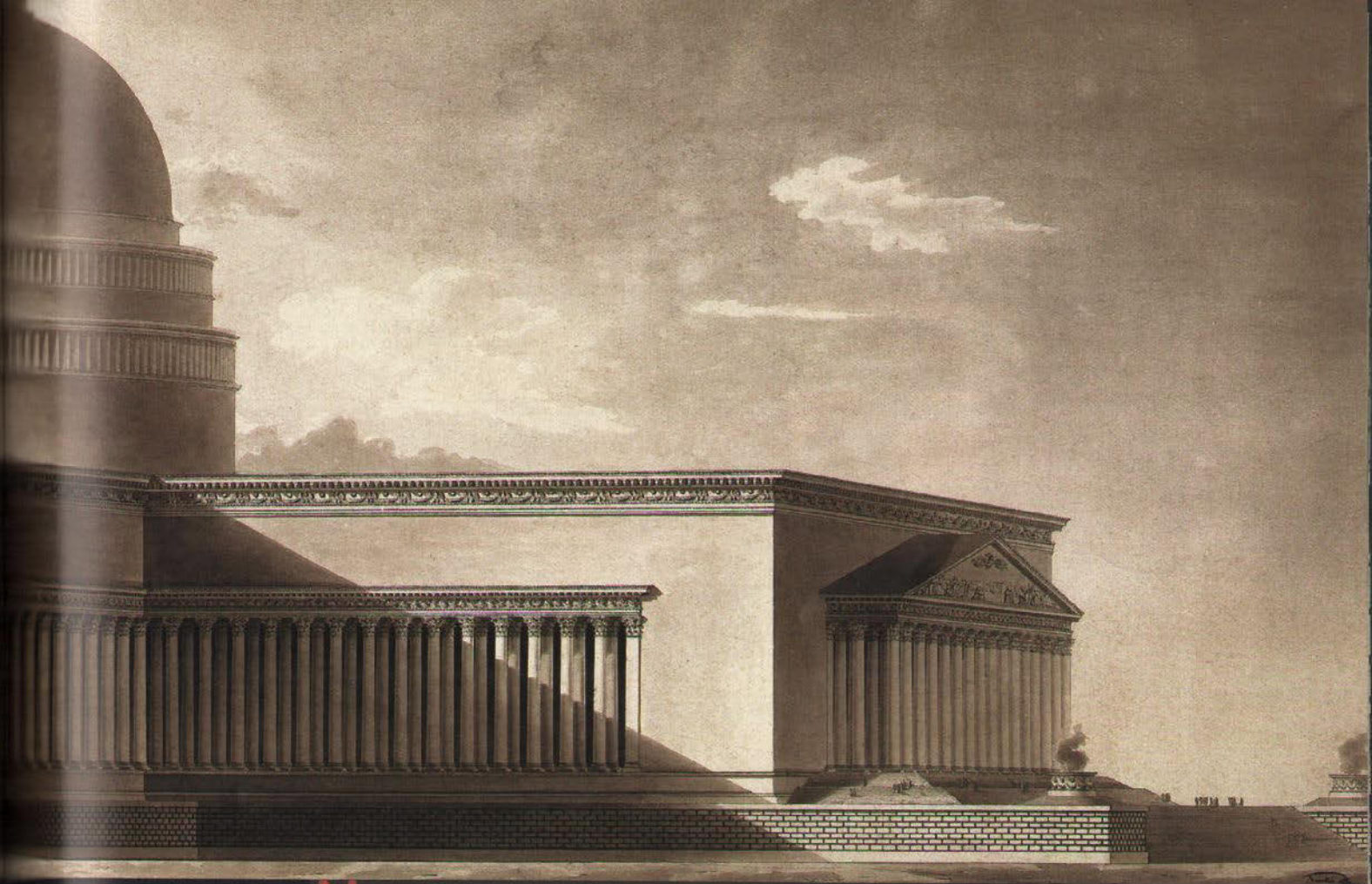
Andalusien-Guide zum Herausnehmen.



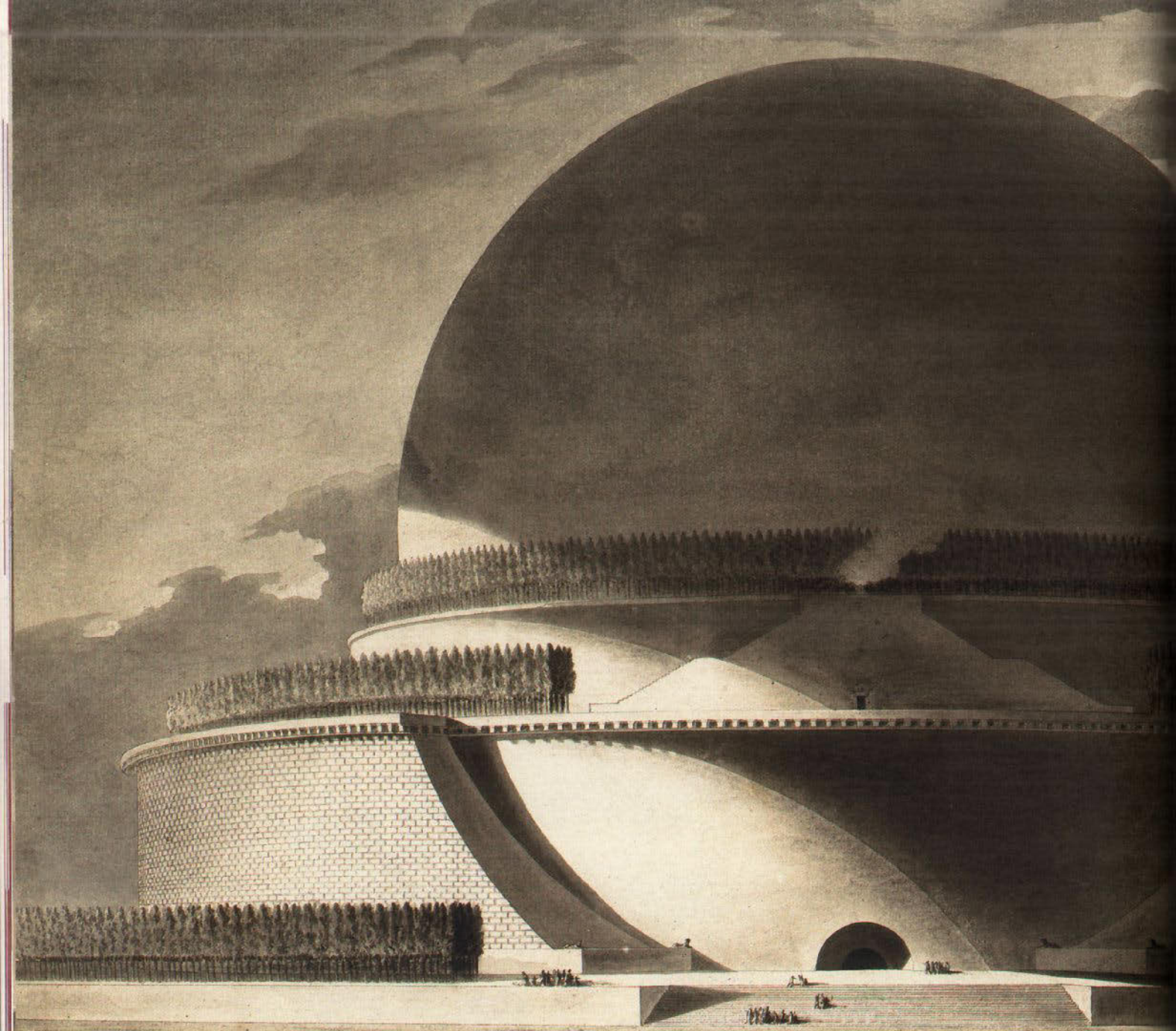


Diese Kathedrale entwirft Etienne-Louis Boullée 1781/1782: eine Komposition aus Quader, Zylinder und Halbkugel, geschmückt wie ein antiker Tempel – Zierrat, auf den der Architekt bei späteren Entwürfen verzichtet. Gebaut aber wird das Gotteshaus nicht

Monumente einer neuen Zeit



Nicht allein in der Politik soll der Wechsel kommen, sondern auch in der Baukunst: Visionäre träumen Ende des 18. Jahrhunderts von einer revolutionären Architektur, die sich von der verspielten Eleganz des Rokoko löst. Sie experimentieren mit geometrischen Figuren wie Kugel, Pyramide und Quader – klaren Formen, die den Menschen im Sinne der Aufklärungsphilosophie zum Guten verändern sollen. Und niemand entwirft so kühne und monumentale Bauwerke wie Etienne-Louis Boullée



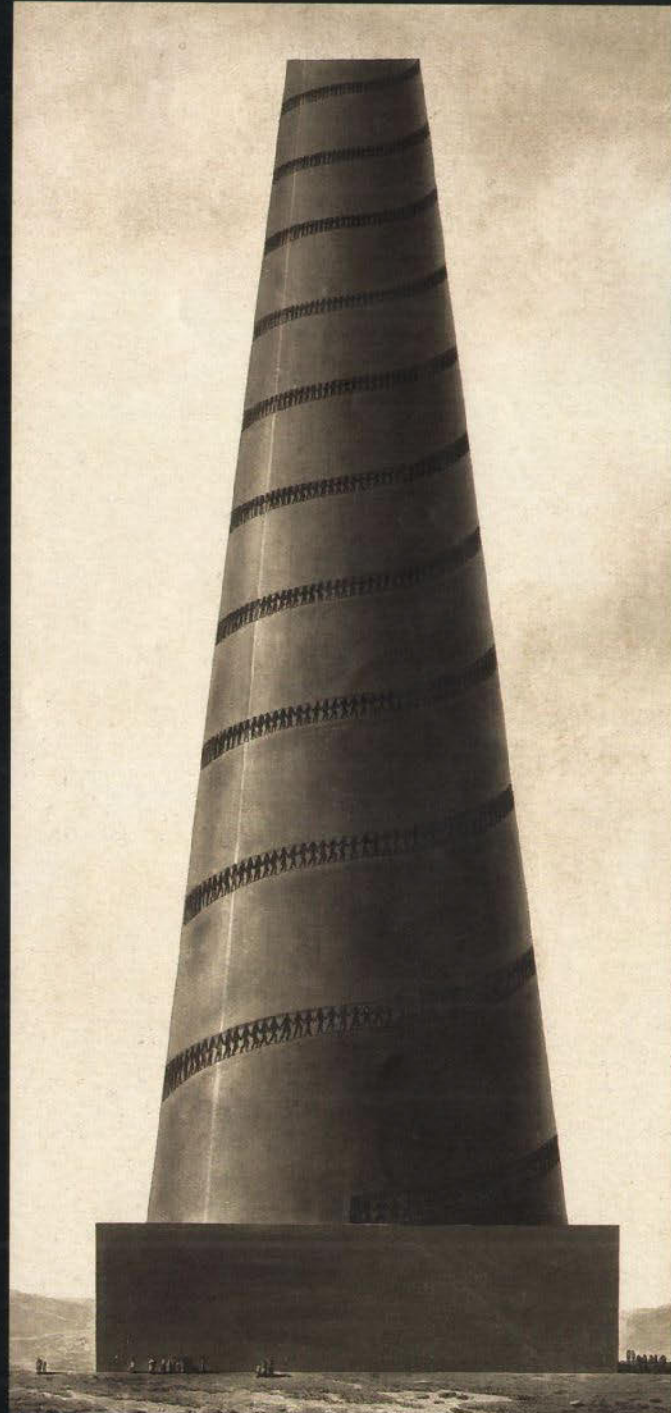
Grabmonument für Isaac Newton, Entwurf ca. 1784

Zunächst schafft Boullée konventionelle Häuser und Paläste – Gebäude, deren Fassaden durch aufgesetzte Säulen und Reliefs kulissenhaft wirken. Ab 1777 arbeitet er nur noch als Professor und zeichnet Prototypen für eine neue Zeit. Inspiriert von dem Philosophen Jean-Jacques Rousseau – der mit seinen

Schriften über die Natur und das Naturrecht auch die späteren Revolutionäre beeinflusst –, findet Boullée zu reinen und »natürlichen« Formen. Sein bekanntester Entwurf ist ein Kenotaph für den Physiker Isaac Newton, dessen 150 Meter hohe Kugel die Unendlichkeit des Universums symbolisiert

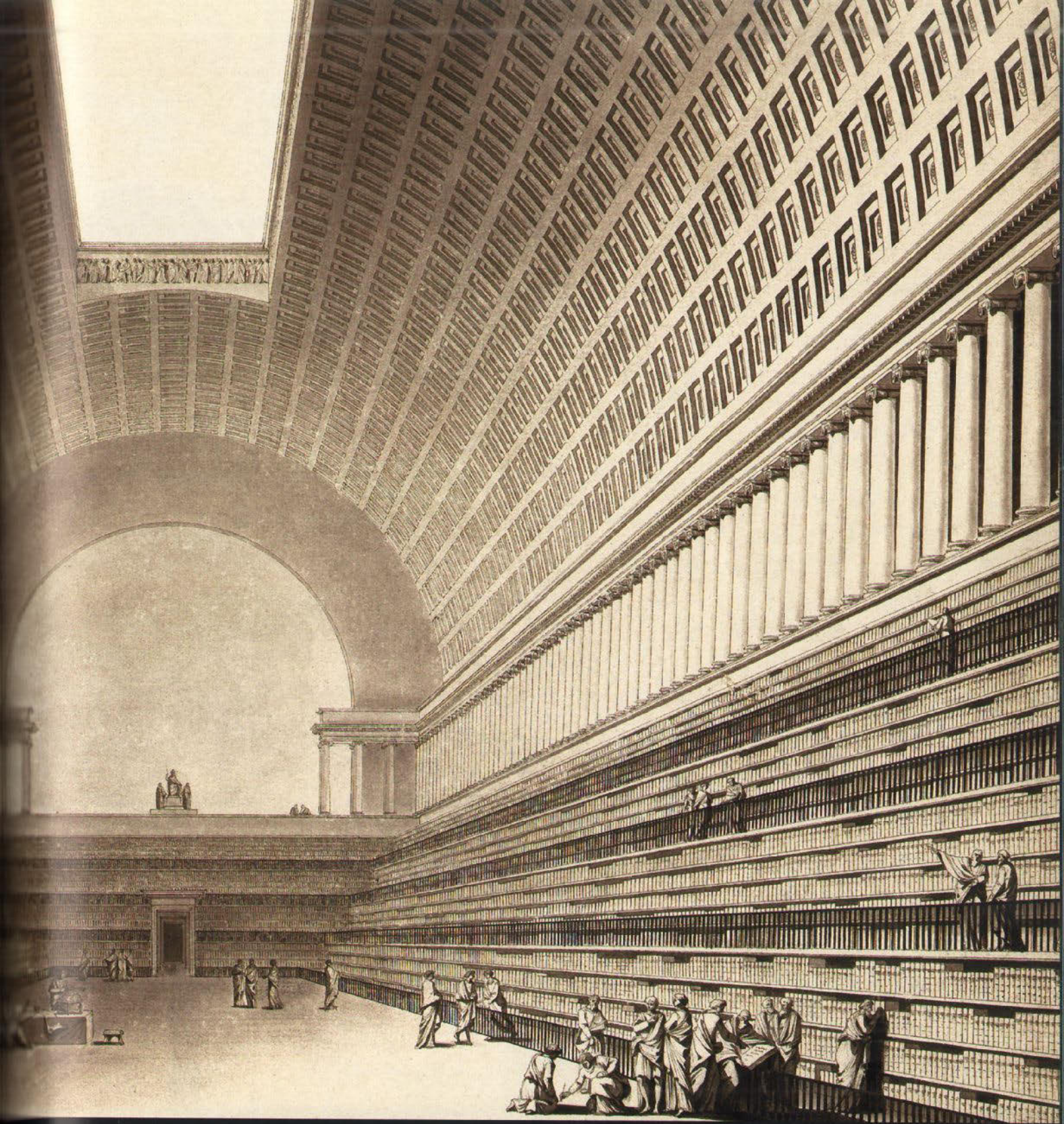


Leuchfeuer mit Relief, Entwurf ohne Datum

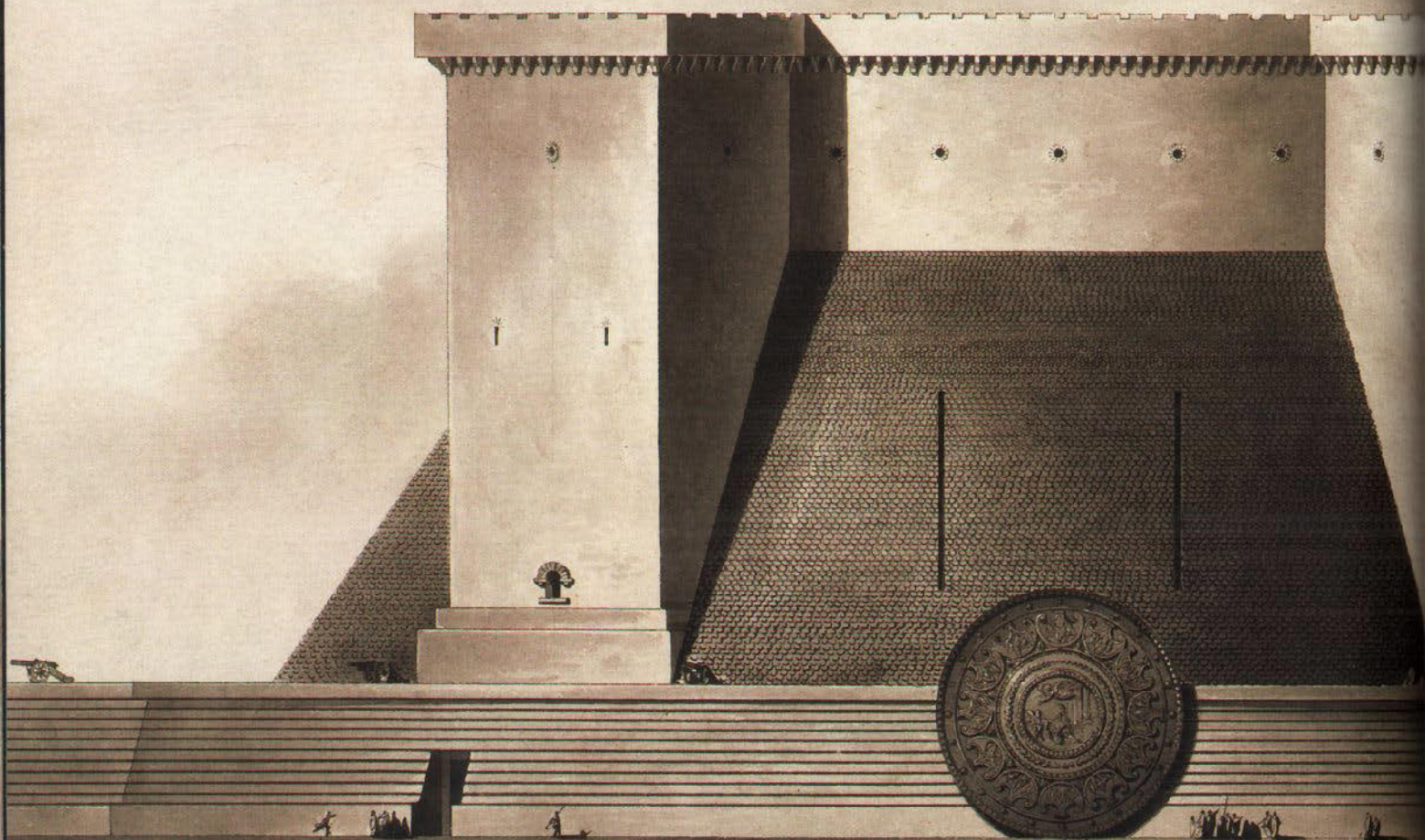


Boullée entwickelt die *architecture parlante*, die »sprechende Architektur«. Mit den vollkommenen Formen seiner Gebäude will der Baumeister die Bürger ihrerseits zur Vollkommenheit erziehen. So sollen sie moralisch besser und politisch reifer werden. Boullées Ideen aber werden niemals in der Praxis umgesetzt: weil sich die riesigen Gewölbe und Kuppeln mit den technischen Mitteln seiner Zeit nicht bauen lassen – oder deren Realisierung nicht zu finanzieren ist

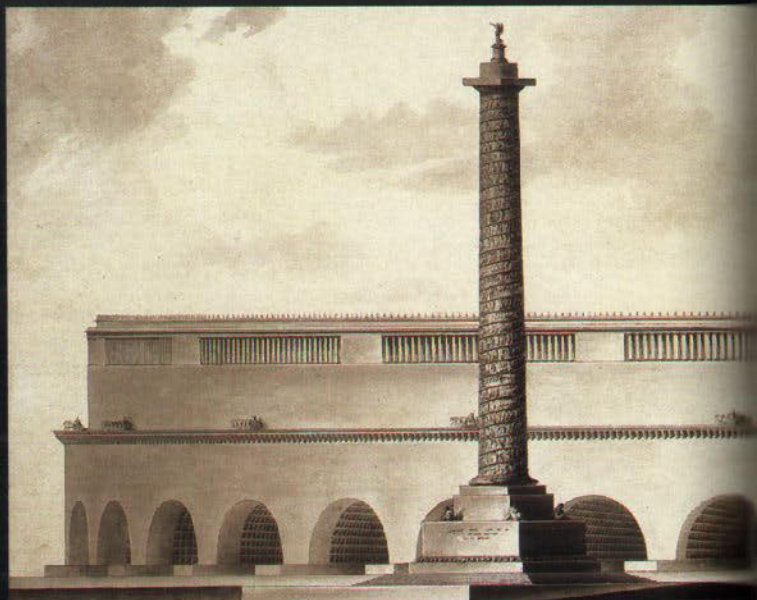


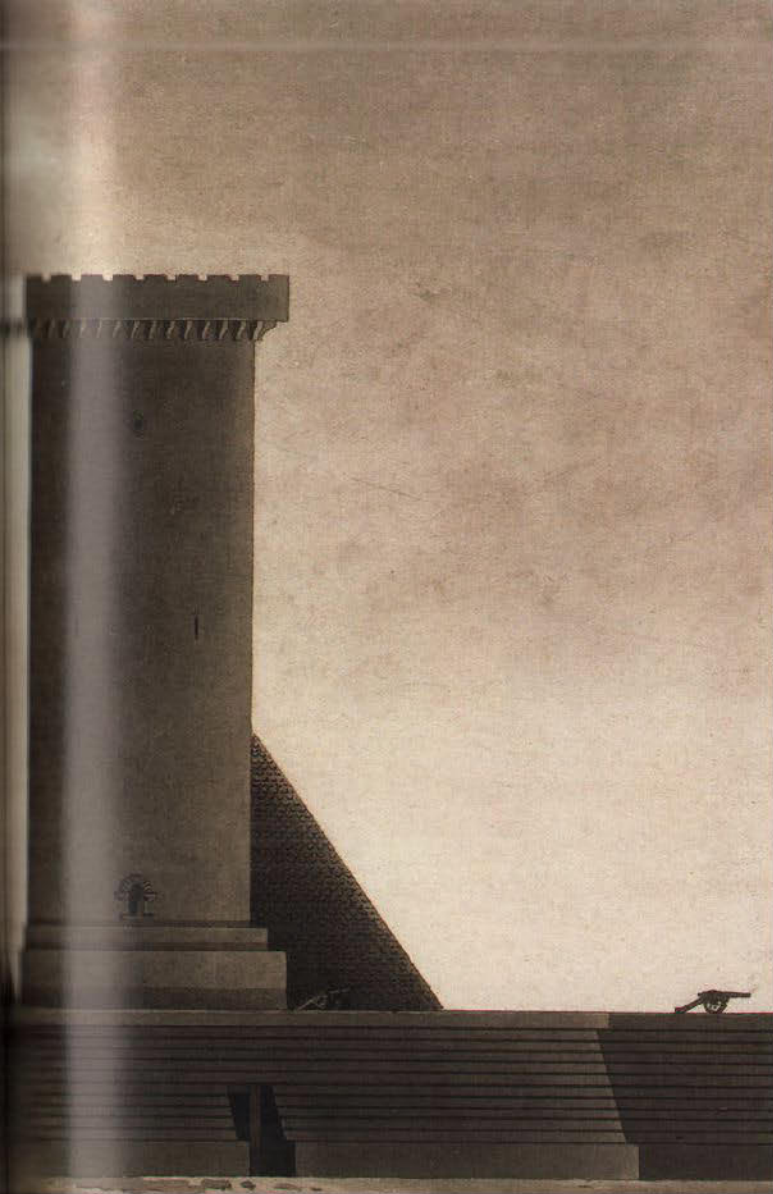


Entwurf eines Lesesaals zur Erweiterung der Bibliothèque Nationale, ca. 1785



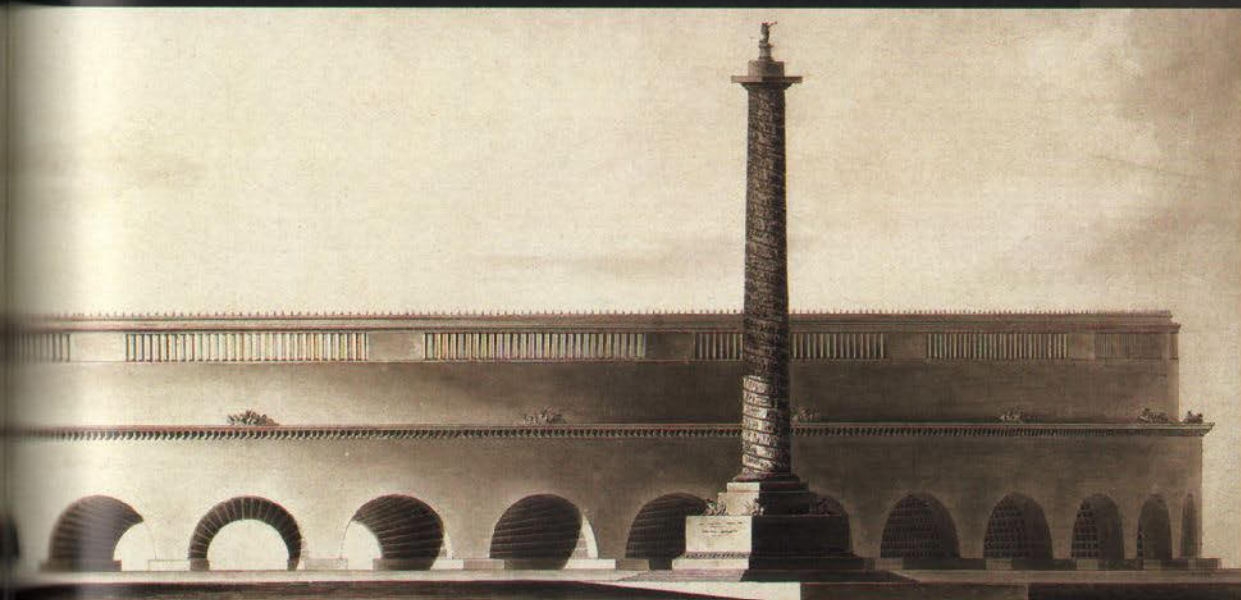
Stadion, Entwurf ohne Datum





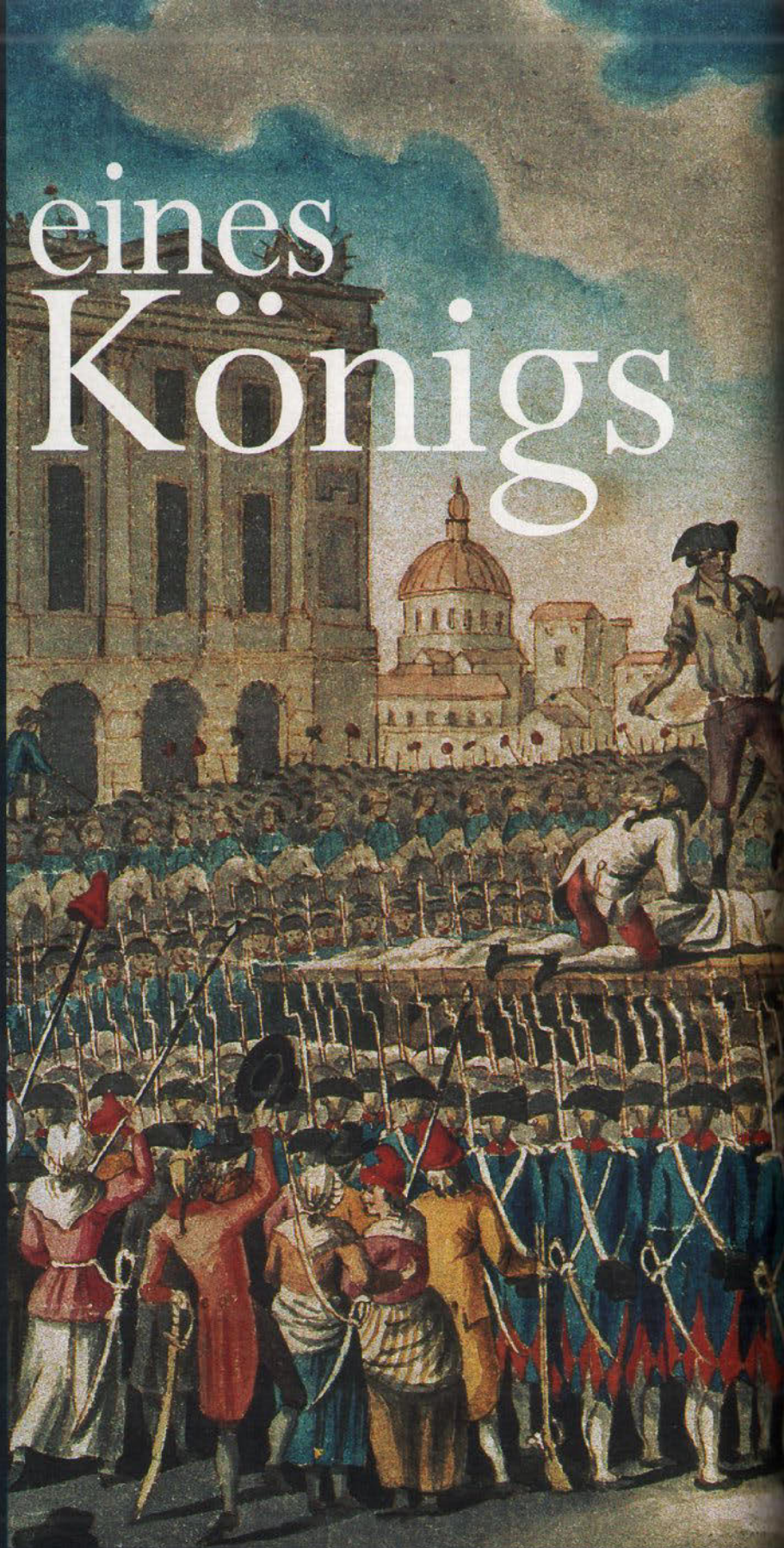
Festung, Entwurf ohne Datum

Nach seinem Tod 1799 gerät Boullée weitgehend in Vergessenheit. Erst im 20. Jahrhundert entdecken Architekturhistoriker seine Arbeiten wieder. Von den gewaltigen Ausmaßen seiner Entwürfe inspirierte Monumentalbauten werden nun etwa in Nazi-Deutschland projektiert, um mit solch monströser Architektur den Machtanspruch des Regimes zu demonstrieren. Die klare, oft schlichte Formensprache Boullées übernehmen die Architekten indes nicht □

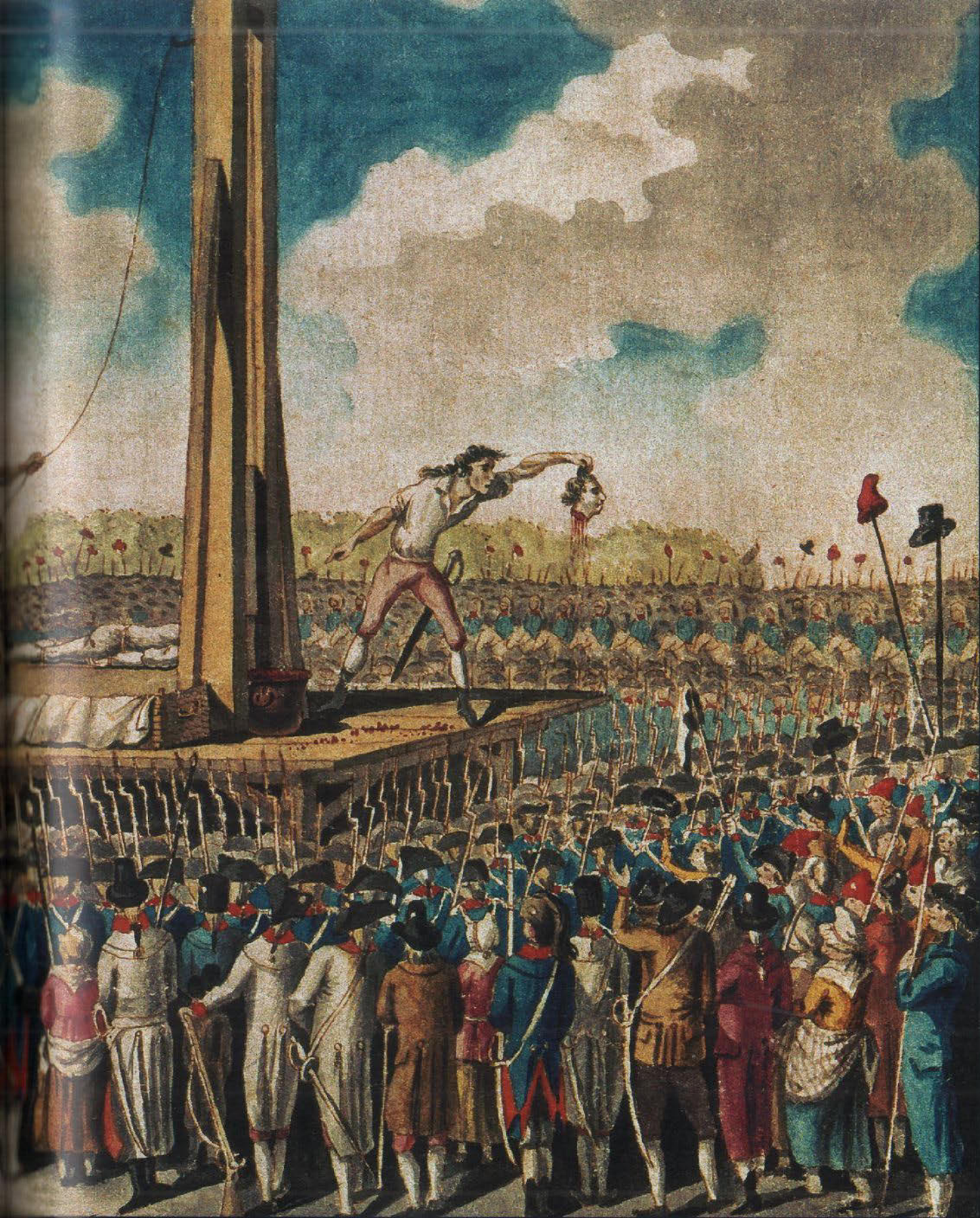


Ende eines Königs

Ludwig XVI. riskiert ein gefährliches Doppelspiel: Offiziell arbeitet der Bourbone mit der Nationalversammlung zusammen, doch insgeheim versucht er, mit Mächten wie etwa Österreich gegen das neue Regime zu paktieren. Als er und seine Familie im Juni 1791 auf der Flucht aus dem revolutionären Paris ertappt werden, halten ihn selbst viele seiner Anhänger für einen Verräter. Der Niedergang der Monarchie beginnt – und der einst mächtigste Mann Frankreichs wird schließlich zum Tode verurteilt wie ein gewöhnlicher Krimineller



19 Monate nach seiner gescheiterten Flucht wird Ludwig XVI. am 21. Januar 1793 wegen Hoch



verrats hingerichtet. Anschließend präsentiert der Henker der gaffenden Menge das abgetrennte Haupt

Bereits am Morgen schlagen die Trommeln auf der Place de la Révolution, prasselnd wie ein Gewitterregen. Zehntausende Bewaffnete und Schaulustige füllen den Platz. Es ist der 21. Januar 1793. Ein Montag, nass und kalt, und über den Dächern von Paris liegt Dunst, dicht und schwer wie eine Decke.

Das Prasseln auf der Place de la Révolution schwillt an, und im tosenden Wirbel der Trommeln scheint die Zeit stillzustehen.

Dann fällt das Beil, und die Köpfmaschine erzittert.

Es ist 10.22 Uhr, als der Bürger Louis Capet stirbt. Enthauptet von der neuen, nach dem Pariser Arzt Joseph Guillotin benannten Exekutionsapparatur.

„Vive la Nation!“, schreit die Menge. „Vive la République!“ Auf dem Gerüst mit der Guillotine präsentiert der Henker den Kopf wie ein Priester die Monstranz, und Männer und Frauen durchbrechen die Reihen der Nationalgardisten, um mit Taschentüchern das Blut des Geköpften aufzuwischen. Beinahe so, als könnten erst die blutigen Tücher sie davon überzeugen, dass das Unglaubliche tatsächlich geschehen ist.

Die Gehilfen des Henkers verstauen den Toten in einem Weidenkorb, das Haupt zwischen den Beinen. Und während sich die Menschen auf dem Revolutionsplatz an den Händen fassen, die Marseillaise anstimmen und im Reigen um das Schafott tanzen, schafft ein Karren den Korb zum Madeleine-Friedhof.

Dort ist alles vorbereitet: ein Holzsarg, eine offene Grube und frischer Löschkalk. Der Tote im Sarg wird mit zwei Lagen Kalk zugedeckt. Nichts soll überdauern von der Leiche. Frankreich ist ein tief katholisches Land, und auch die Revolutionäre fürchten offenbar die Magie, die Macht und die politische Sprengkraft von Reliquien.

Unverzüglich wird der Sarg in der Erde versenkt, das Loch zugeschaufelt, der Boden eingeebnet. So findet Louis Capet ein Grab, karg wie für einen Armen.

Doch Louis Capet war einmal Ludwig XVI., von Gottes Gnaden König von

Frankreich und Navarra. Bis die Revolution zuerst das Königtum hinwegfegte. Und dann auch den König.

DEN WEG ZUM SCHAFOTT tritt der Monarch schon zu Beginn der Revolution an. Obwohl Ludwig XVI. die Nationalversammlung Ende Juli 1789 anerkennt, weigert er sich, die „August-Dekrete“ zur Abschaffung aller Privilegien und Feudalrechte sowie die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte zu unterzeichnen. So nimmt zwischen dem König und den Abgeordneten ein zähes Ringen um die Vorherrschaft seinen Anfang. Noch regieren beide gemeinsam das Land: Ludwig XVI. und die Versammlung.

Aber das Volk wird unruhig, denn das Brot bleibt weiterhin teuer.

Herbst 1789: Noch hofft der König auf ein Ende der Revolte

Und was macht der Hof zu Versailles?

Er beordert das Flandernregiment in die Residenzstadt – und gibt Bankette.

„Der Hof war von einer einzigartigen Verblendung erfasst“, notiert später die Gattin des königlichen Kriegsministers de La Tour du Pin. „Und er sah keines der verhängnisvollen Ereignisse voraus.“

Wie fast an jedem Tag begibt sich Ludwig XVI. auch am Montag, dem 5. Oktober 1789, auf die Jagd. Jeden Pirschgang, jede Treibhatz protokolliert er, und seine Listen verzeichnen die aberwitzige Zahl von etwa 200 000 erbeuteten Tieren: Hirsche, Rehe, Wildschweine, Füchse, Kaninchen, Schwalben.

81 Stück Wild hat der König an diesem Montag bereits erlegt, als er von einem Boten des Hofes im Wald gestört wird. In sein Tagebuch schreibt er: „Durch diese Ereignisse unterbrochen.“

Denn schon am frühen Morgen des 5. Oktober läuten in Paris die Sturmglocken. Auf den Märkten und in der Vorstadt Saint-Antoine sind Unruhen ausgebrochen. Wegen des Hungers, wegen der Arbeitslosigkeit. Frauen sind die Anführerinnen des Protests: Arbeiterinnen aus den Vorstädten, Fisch- und Marktfrauen des Hallenviertels, aber auch einige Bürgerinnen der reicheren Quartiere.

Die Frauen ziehen zum Rathaus, um auf ihre elende Lage aufmerksam zu machen. Und um gegen den Hof von Versailles zu demonstrieren. Einen Hof, dem sie vorwerfen, dass er – während sie in Paris hungern – in Versailles mit den Feinden des Volkes Orgien feiere und das Volk mit Truppen bedrohe. Die Menge wächst und wächst. Und mit ihr die Wut.

Im Versailler Schloss und im Saal der Hoflustbarkeiten, wo die Nationalversammlung tagt, wollen die Frauen Brot fordern. Und den König in die Hauptstadt bringen.

Ludwig XVI. in Paris: Das muss der Menge wie eine magische Garantie gegen Mehlknappheit und Hunger erscheinen. Denn wenn der König in Paris residiert, dann wird dort – so hofft wohl das Volk – alles unternommen, um die Versorgung des Hofes und auch der Stadt sicherzustellen.

Daher macht sich am Vormittag des 5. Oktober eine Kolonne von vielleicht 7000 Menschen auf den knapp 30 Kilometer langen Weg nach Versailles. Unaufhörlich fällt Regen an diesem Tag.

Nach dem Abzug der Frauen und unter dem Sturmgeläut der Glocken strömen auch Soldaten der Nationalgarde vor dem Pariser Rathaus zusammen. Hunderte. Tausende. Sie sind begeistert von der Idee der Frauen, und sie wollen ihnen folgen.

Gilbert Motier, Marquis de La Fayette, der Kommandeur der Nationalgarde, zögert, sich an die Spitze der Erhebung zu stellen. Aber die Bewaffneten fordern den Aufbruch. Auch die Vertreter der Pariser Stadtverwaltung drängen La Fayette, den König nach Paris zu holen. Denn sie fürchten, Ludwig XVI. könne ins Ausland entfliehen und dort die Kräfte der Gegenrevolution um sich scharen.

So wälzt sich am späten Nachmittag ein zweiter, noch viel längerer Zug nach Versailles: 15 000 Nationalgardisten unter dem Kommando La Fayette, der sich der revolutionären Stimmung beugen musste. Hunderte Arbeiter und Bürger,



Mit derben Zeichnungen, wie sie etwa an den Ufern der Seine verkauft werden, schüren Karikaturisten die Wut der Revolutionäre. Auf diesem Blatt besudeln zwei Teufel einen Kleriker und einen Edelman. Vor allem Geistliche und Adelige haben zuvor in der Nationalversammlung den Katholizismus als Staatsreligion befürwortet und treten für die Beibehaltung kirchlicher Rechte ein. Die Angriffe gegen Vertreter des alten Regimes – auch gegen den König und dessen Familie – werden von Monat zu Monat aggressiver



Scheu nähern sich Bauernkinder, als Ludwig XVI. in ihrem Dorf Almosen verteilt. Der König möchte von seinen Untertanen geliebt werden. Es gelingt ihm allerdings nicht, für stabile Getreidepreise zu sorgen. Brot ist daher oft zu teuer

die sich mit Gewehren, Sicheln, Piken und Stöcken bewaffnet haben, folgen den Gardisten.

Das sind die Ereignisse, die Ludwig XVI. am 5. Oktober bei der Jagd stören. Gegen 15 Uhr kehrt der Herrscher zurück ins Schloss und nimmt die Beratungen mit seinen Ministern auf. Im Palast weiß man zu diesem Zeitpunkt nur vom Zug der Marktfrauen nach Versailles. Einige Minister verlangen den Einsatz der loyalen Truppen des Flandernregiments, der königlichen Leibwache sowie der Schweizer Garde, um das rebellische Volk aufzuhalten. Andere dagegen warnen eindringlich davor, auf die Frauen schießen zu lassen. Denn das könne einen Bürgerkrieg auslösen.

Was soll der König tun? Angreifen? Sich im Palast verbarrikadieren? Oder gar fliehen – ins Schloss Rambouillet, südwestlich von Versailles? Ludwig ist hin- und hergerissen. Und da er ohnehin zum Zögern und zum Aufschieben neigt, wartet er einfach ab.

Nur fahl dringt das Sonnenlicht durch einen dichten Wolkenteppich. Regen prasselt aufs Pflaster. Dann ist das Volk in Versailles.

Die Frauen sind durchnässt und mit Schlamm bespritzt. Sie stinken nach Schweiß, nach nassen Lumpen und auf-

geweichten Kleidern, und sie sind hungrig. In der Nationalversammlung, die sie zuerst aufsuchen, haben sie von der Weigerung des Königs erfahren, die August-Dekrete zu unterzeichnen. Nun ziehen sie vom Saal der Hoflustbarkeiten zum Schloss. Sie verlangen nach Brot. Und danach, dass der König unterzeichnet.

Ludwig erklärt sich bereit, eine Delegation der Frauen im Palast zu empfangen. Wenig später stehen sechs Fischweiber vor ihrem König und bitten um Brot.

Er überreicht ihnen sieben Goldmünzen, verspricht, dass es an Brot in Paris

nun gewiss nicht mehr fehlen werde und verabschiedet die hungrigen Frauen in die Palastküche.

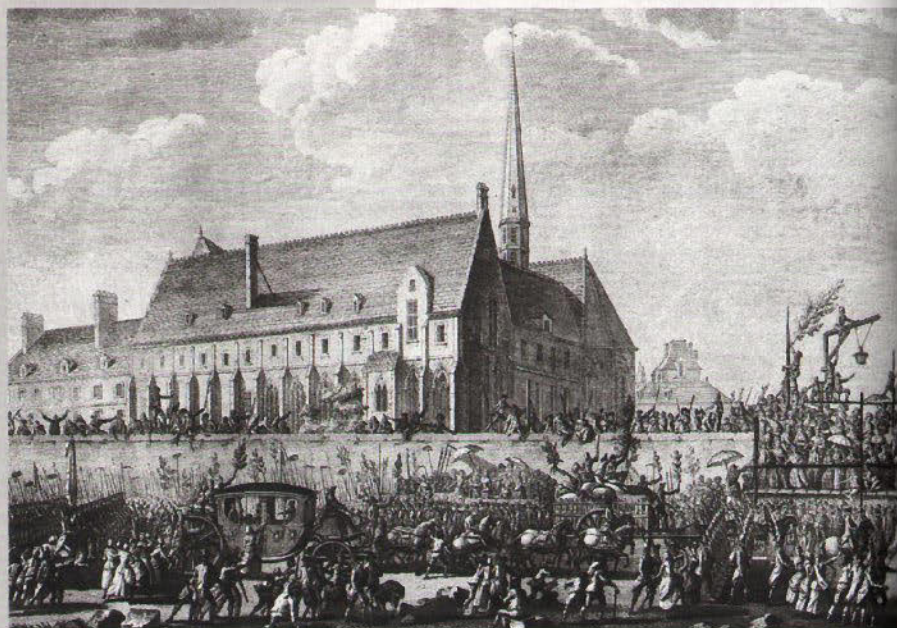
Diese Abordnung kann er so abspeisen. Doch die wartende Menge vor dem Schloss harrt aus. Und als bald danach ein Bote die Nachricht vom Marsch Zehntausender Nationalgardisten auf Versailles überbringt, bricht Panik aus im Palast.

Jetzt will Ludwig aus Versailles flüchten. Mit Marie-Antoinette, den beiden vier und elf Jahre alten Kindern Louis Charles und Marie Thérèse Charlotte sowie seiner Schwester Madame Elisabeth. Das Anspannen der Kutschen wird befohlen. Aber zu spät: Marktfrauen umringen die Karossen.

„Im Nu warf man sich auf die Wagen“, berichtet die Marquise de La Tour du Pin, „zerschnitt das Geschirr, führte die Pferde weg.“ In den königlichen Gemächern herrscht Ratlosigkeit. Und Angst. Was soll man tun?

Gegen 20 Uhr bestätigt Ludwig XVI. dem Präsidenten der Nationalversammlung schriftlich, dass er die August-Dekrete nun doch anzunehmen gedenke. Vermutlich hofft der König, dass sich die Nachricht schnell in Versailles verbreiten und das Volk sodann abziehen werde.

Doch auch diese Entscheidung kommt zu spät: Der Saal der Hoflustbarkeiten, wo der Präsident die Neuigkeit verkündet, hat sich mit der Dunkelheit in eine Art öffentliche Kneipe verwandelt. Be-



trunkene Frauen wanken durch die Reihen der Abgeordneten. Es wird gesungen, es wird gegrölt. Und der plötzliche Sinneswandel des Königs beeindruckt die Frauen aus Paris nicht mehr.

Nach 23 Uhr trifft La Fayette im Palast ein. Der Kommandeur der Nationalgarde beruhigt den König. Er spricht von Ergebenheit und Treue zur Monarchie. Ganz so, als sei die Nationalgarde nur gekommen, um dem König ihre Aufwartung zu machen. Auch seinen Auftrag, Ludwig nach Paris zu bringen, betont der General offenbar nicht allzu sehr.

Die Angst im Schloss legt sich. Der Hof begibt sich zur Nachtruhe. An die Menschen, die zu Tausenden in der Nähe des Palasts an offenen Feuern lagern, wird Brot verteilt.

Doch die Lage bleibt explosiv. Schon bei Tagesanbruch branden Demonstranten gegen die Pforten des Palastes. Die Gittertore springen auf, und im Schlosshof prallen Aufständische und Leibgarde aufeinander. Die Soldaten werden beiseite gedrückt, Palasttüren splittern. Einige Rebellen dringen bis in die Gemächer der Königin vor.

Marie-Antoinette hat ihr Schlafzimmer bereits verlassen und ist in die Räume des Königs geflüchtet. Während des Überfalls wird ein 17-Jähriger von einem Leibgardisten erschossen. Die Angreifer schreien nach Rache. Zwei königliche Soldaten werden erschlagen und geköpft. Nur mithilfe der Nationalgarde gelingt es, Ludwig XVI. und dessen Familie zu schützen.

Nun steigen Rufe auf aus der Menge, die das Schloss dicht umlagert: „Nach Paris! Nach Paris!“ Lauter und lauter. Und noch immer und von allen Seiten strömen neue Demonstranten heran. Es gibt nur eine Möglichkeit, die Masse friedlich aufzulösen: Der König muss dem Druck des Volkes nachgeben. Der König muss nach Paris.

Zwar schützt die Nationalgarde den Monarchen. Aber sie ist eine revolutionäre Truppe. Und schließlich sind die Soldaten eigens nach Versailles marschiert, um den König zu holen. Angesichts dieser Lage empfiehlt auch Alexis

de Guignard, Comte de Saint-Priest, dem König, sich nach Paris zu begeben.

Ludwig XVI. hört auf den Rat seines Vertrauten. Und so setzt sich am 6. Oktober 1789 kurz nach Mittag ein gewaltiger und lärmender Zug in Bewegung.

Vorneweg und wie die Standarten der Revolution trägt man die aufgespießten Köpfe der königlichen Leibwachen. Es folgen Nationalgardisten, auf deren Bajonetten Brotlaibe stecken. Dann Marktfrauen mit Pappelzweigen, Getreidewagen und Regimenter entwaffneter königlicher Soldaten.

Dahinter rollt die Karosse der Königsfamilie: Ludwig XVI., Marie-Antoinette, die Kinder, Ludwigs Schwester Elisabeth. Die Wagen der Abgeordneten der Nationalversammlung schließen sich an. Und hinter ihnen marschiert das Volk und das Gros der Nationalgarde.

Im Tempo eines Leichenbegängnisses kriecht der Zug nach Paris. Die ganze Stadt ist auf den Beinen, um dem Spektakel der Ankunft beizuwohnen. Und als die königliche Kutsche endlich vorm Tuilerien-Schloss im Zentrum hält, ist die Nacht längst hereingebrochen. Seit der junge Ludwig XV. das Palais im Jahr 1722 verlassen hat, steht es leer. Der Pariser Palast ist unbeliebt bei der königlichen Familie.

Jetzt hat das Volk den König zurückgebracht.

Kein Wort verliert Ludwig in seinem Tagebuch über die Demütigungen und den Verlust an Macht und Bewegungsfreiheit. „Abfahrt nach Paris um zwölf Uhr dreißig“, notiert er unter dem 6. Oktober. „Besuch im Rathaus, Souper und Übernachtung in den Tuileries.“

Sonst nichts. Als hätte er einen Ausflug unternommen.

DER MONARCH HAT einen verhängnisvollen Fehler begangen. Er weiß, dass er das Volk mit den ihm noch verbliebenen Leib- und Schweizer Garden sowie dem Flandernregiment entweder hätte aufhalten müssen – oder aber flüchten. Der König in Rambouillet: Dann wäre wohl alles anders gekommen und der Aufstand der radikalen Massen ins Leere gelaufen.

Hätte, würde, wäre. Jetzt ist Ludwig XVI. in Paris. Ein Gefangener seines Volkes. Und das Königspaar denkt nun wohl oft an eine Flucht aus der Stadt.

In den Tuileries wird die Familie praktisch festgehalten. Dem König werden zwar Leib- und Schweizer Garden zugebilligt, zusammen etwa 1000 Mann. Aber das ist kaum mehr als Staffage. Denn das Schloss wird zusätzlich von zahlenmäßig weitaus stärkeren Einheiten der Nationalgarde bewacht. Und viele Gardisten misstrauen dem König. Sie fürchten, er könne ins Ausland fliehen und dort die Feinde der Revolution um sich scharen.

Paris muss dem König und der Königin wie ein Albtraum erscheinen. Die Stadt ist das Herz der Revolution. Das Schloss bei den Tuileries ist altmodisch; viele Verwandte und Hölflinge sind bereits geflohen. Und die königliche Familie leidet unter der penetranten Neugier der Pariser.

Die Gärten der Tuileries sind dem Publikum geöffnet, und das dort spazierende Volk wünscht oft lauthals, die Königin zu sehen. Die Menschen sammeln sich in den Gärten und rufen und rufen, und erst wenn sich Marie-Antoinette am Fenster zeigt, zerstreut sich die Menge wieder. Auch ihren König beordern die Untertanen gern ans Fenster.

Seit dem 10. Oktober 1789 ist Ludwig XVI. nicht mehr „Ludwig von Gottes Gnaden König von Frankreich und Navarra“. Sondern „Ludwig von Gottes Gnaden und durch die Staatsverfassung, König der Franzosen“. Die Nationalversammlung hat den absoluten König degradiert. Zum konstitutionellen Monarchen. Er ist nicht mehr der Souverän.

Doch der König ist nicht bereit, das hinzunehmen. Von Anfang an legt er sich in Paris eine Doppelstrategie zurecht. In der Öffentlichkeit will er dem Volk guten Willen zeigen und für die Deputierten den vorbildlichen Monarchen der Verfassung geben. Aber hinter den Kulissen die Gegner der Revolution ermutigen.

Bereits in einem Geheimbrief aus seinen ersten Pariser Tagen deckt Ludwig XVI. dem spanischen König sein Doppelspiel auf. „Ich wende mich an Eure

Majestät“, schreibt er dem Verwandten, „um Euch den feierlichen Protest zu übergeben, den ich gegen alle Handlungen erhebe, die der königlichen Autorität aufzuzwingen werden.“

MIT DEN EREIGNISSEN vom Oktober 1789 sowie einem König unter der Aufsicht des Volkes und der Abgeordneten scheint die Revolution nach dem 14. Juli ihren wichtigsten Sieg errungen zu haben.

Aber noch weiß niemand, welchen Weg Frankreich gehen wird. Zu viele Unbekannte gibt es in dieser verwickelten Rechnung. Denn nun geht die politische Gestaltungsmacht vollständig über an die Nationalversammlung, die dem Hof nach Paris gefolgt ist und im Manège-Saal residiert – einem ehemaligen Zirkus am Rand der Tuileries. Sie will Frankreich von Grund auf erneuern. Durch neue Institutionen, durch Gesetze. Und durch eine Verfassung auf der Grundlage der Souveränität des Volkes, der ersten in der Geschichte des Landes.

Wie aber werden die Gegner der Revolution reagieren? Die Aristokraten, die Emigranten. Wollen sie die alte Ordnung wiederherstellen? Vielleicht mithilfe von Truppen aus Österreich und Preußen? Und schließlich das Volk: Wird es sich weiter radikalisierten?

Welche Konstitution genau soll Frankreich erhalten? Und welche Rolle soll dabei der König spielen? Darüber wird diskutiert und gestritten. Unaufhörlich, hitzig und nicht nur im Manège-Saal. In Paris entstehen Salons und Klubs, wo sich Deputierte, Damen des Adels und wohlhabenden Bürgertums, Journalisten und Anwälte sowie Ärzte und Professoren treffen zur politischen Auseinandersetzung.

Der einflussreichste aller dieser Klubs ist die „Gesellschaft der Freunde der Verfassung“. Sie lässt sich Ende 1789 in der Pariser Rue St.-Honoré nieder, im ehemaligen Kloster der Jakobiner. Bis Mitte 1791 gelingt es dem so genannten „Jakobinerklub“, landesweit ein Netz von mehr als 400 Dependancen aufzubauen.

So breiten sich die Ideen der Revolution in ganz Frankreich aus. Präsident der

Jakobiner wird im März 1790 der 33-jährige Maximilien Robespierre.

Vor der Revolution war Robespierre ein unbedeutender Anwalt in der Provinz, ohne Vermögen, ohne Einfluss. Doch in den Generalständen begann sein einzigartiger Aufstieg.

Robespierre tritt für die endgültige politische Entmachtung des Königs ein. Für ihn ist der Monarch vor allem ein *Repräsentant* des Staates – die *Souveränität* aber soll vom Volk ausgeübt werden.

Der Jakobinerklub ist kein Volksklub. Zwölf bis 24 Livres Jahresbeitrag – das ist zu hoch für viele. Dagegen steht der radikalere Klub der Cordeliers allen offen. Er tagt in einem ehemaligen Kloster der Franziskaner, die in Frankreich wegen der einfachen Kordeln um ihre Kutten Cordeliers genannt werden.

Der degradierte Herrscher sinnt auf Rache

Einer der Wortführer dort ist der Advokat und Volksredner Georges-Jacques Danton. Die Cordeliers machen es sich zur Aufgabe, die Volksmassen in einer Stimmung misstrauischer Wachsamkeit gegen den Hof zu halten. Sie predigen Hass auf die Reichen und auf die Kirche.

Und der Klub ist nicht nur die Bühne für Danton, sondern auch für Journalisten wie Jean-Paul Marat – einen hitzigen Fürsprecher der kleinen Leute, der unnachgiebig gegenrevolutionäre Bestrebungen denunziert.

Die revolutionärste Neuerung aber ist die freie Presse. Sie ist oft aggressiv und antimonarchistisch – wie der „Ami du Peuple“, das Blatt von Marat. Und sie ist ungemein aktuell. Denn nun erscheinen die Zeitungen in der Regel wöchentlich, nicht mehr wie zuvor nur monatlich. Manche erreichen Auflagen von 15 000 Exemplaren. Wie die „Révolutions de Paris“, die erste Zeitung, die den Umsturz im Titel führt.

Ende 1789 wird Frankreich durch Beschluss der Nationalversammlung in

83 Departements aufgeteilt; sie haben – anders als die historischen Provinzen, die sie ersetzen – jeweils etwa die gleiche Größe und den gleichen Rechtsstatus.

Um die Finanzprobleme der Nation zu lösen, verstaatlichen die Abgeordneten die Kirchengüter – auf Vorschlag des Bischofs Charles-Maurice de Talleyrand-Périgord. Die Mehrzahl der Geistlichen ist zunächst für die Nationalisierung des Kirchenbesitzes, denn sie stehen zur Revolution und hoffen auf ein geregeltes, besseres Einkommen. Papst Pius VI. aber, der die Revolution verabscheut, verdammt dieses Gesetz – und bringt damit die patriotische Geistlichkeit in Gewissensnöte.

Auf drei Milliarden Livres schätzt man den Kirchenbesitz. Aber bis zum Verkauf der Ländereien existiert diese Summe nur in der Theorie. Deshalb wird ein Gesetz über die Ausgabe von „Assignaten“ beschlossen: Eine Art Papiergeld soll in Umlauf gebracht werden, gedeckt durch die kirchlichen Güter. Wenn diese nach und nach verkauft sind, soll den Besitzern der Scheine jener Betrag ausgezahlt werden, der auf ihnen „assigniert“ ist.

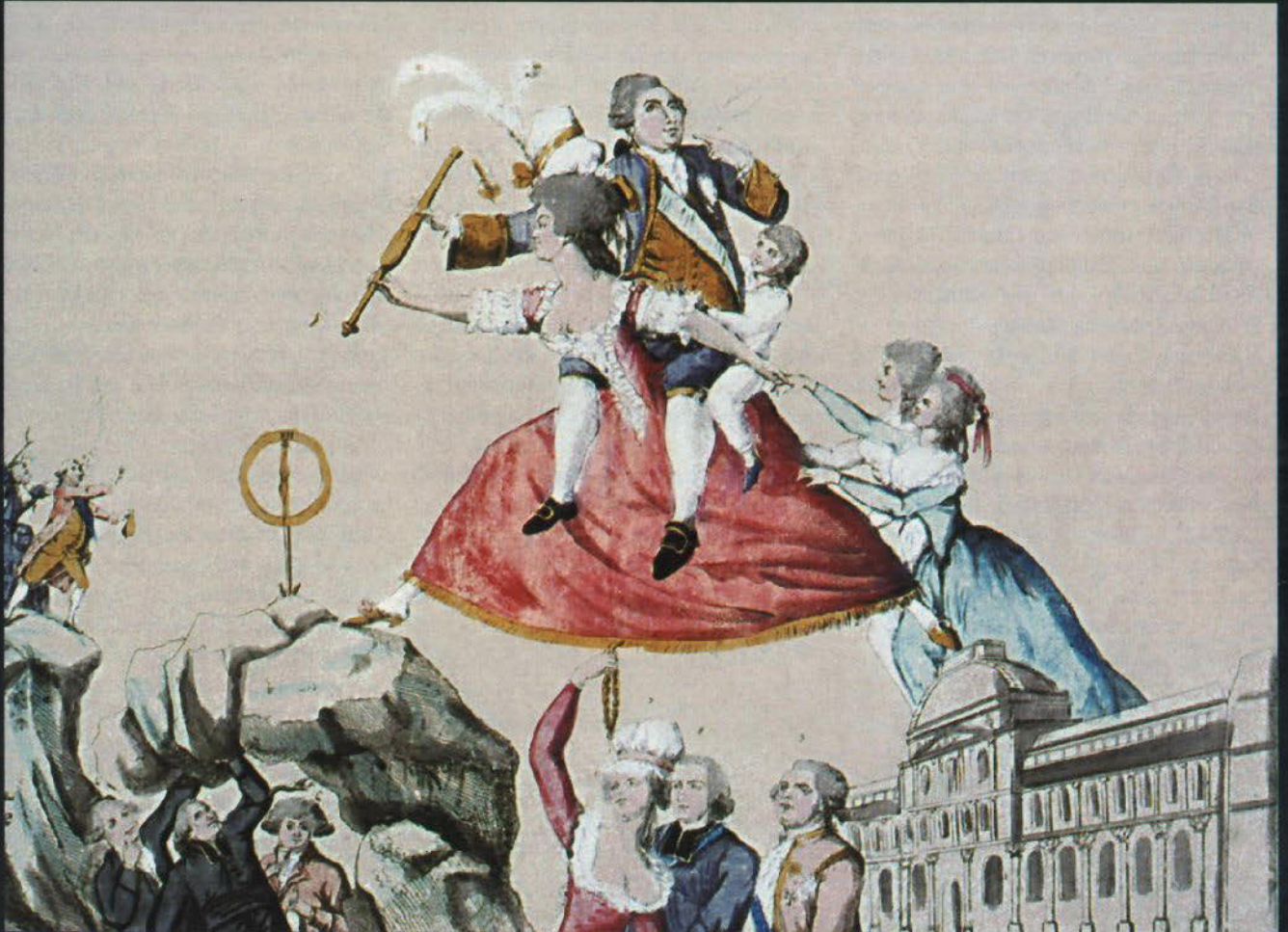
Doch die Assignaten finden erst kaum Anklang. Nur langsam werden sie akzeptiert und zu einem echten Zahlungsmittel.

IN DER ZWISCHENZEIT verfolgt Ludwig XVI. weiterhin sein Doppelspiel.

Im Februar 1790 tritt er vor der Nationalversammlung auf. Feierlich verkündet er, dass er sich nun als Führer der Revolution betrachte – eines Umsturzes, gemäß den Wünschen des Volkes.

Der König als oberster Revolutionär! Die meisten Deputierten glauben Ludwig. Wollen ihm glauben. Denn sie wünschen sich die konstitutionelle Monarchie und ein Ende der Revolution.

Die Führer der so genannten „Patrioten“ in der Nationalversammlung (jene Abgeordnete, die – im Gegensatz zu Robespierre – für ein starkes, wenn auch nicht übermächtiges Königtum eintreten) brauchen Ludwig XVI. Denn sie glauben, nur die Institution des Königtums könne die weitere Radikalisierung der Revolution verhindern und somit die Anarchie.



Marie-Antoinette, so diese Karikatur, ist die treibende Kraft hinter den Fluchtplänen ihres Mannes. In der Hand ein zerbrochenes Zepter – König und Kronprinz auf dem Rücken, setzt sie vom Tuileries-Schloss hinüber auf einen Berg. Dessen Gipfelkreuz zierte eine Uhr. Berg (*mont*) und Mittagszeit (*midi*) spielen auf die Festung Montmédy an der Grenze zum heutigen Belgien an, wo des Königs Bruder die Fliehenden bereits mit einem Beutel Geld erwartet

Deshalb ist Ludwig XVI. für die Patrioten unverzichtbar.

Auch Gabriel de Riqueti, Comte de Mirabeau, befürwortet die konstitutionelle Monarchie. Er ist der wohl talentierteste Redner der Nationalversammlung und ein scharfer Kritiker des Ancien Régime. Aber im Gegensatz zu den Anführern der Patrioten wünscht er eine konstitutionelle Monarchie mit einem sehr starken König, der etwa durch sein Veto Gesetze verhindern kann. Einem König, der ihn, den Comte de Mirabeau, zum Minister ernennen soll.

Mirabeau – dieser „Tribun der Aristokratie im Gewand eines demokratischen Abgeordneten“, wie der Schriftsteller François-René Chateaubriand höhnt – ist hoch verschuldet und bestechlich. Seit Mai 1790 berät der Graf den König und vertritt auch dessen Interessen. Dafür begleicht Ludwig XVI. Mirabeaus immense Schulden und lässt ihm eine üppige Monatsrente von 6000 Livres anweisen.

Noch hat der König Zugriff auf die Staatskasse. Erst ab Oktober 1790 wer-

den seine Ausgaben aus einer „Zivilliste“ bestritten – genehmigt von der Nationalversammlung, verwaltet von einem Intendanten. Fortan ist Ludwig XVI. auf das Wohlwollen der Nationalversammlung angewiesen. Zug um Zug verliert er so weiter an Macht.

Nach seinem Bekenntnis zur Revolution erweitert sich die Bewegungsfreiheit des Königs. Anfang Juni kann die königliche Familie in die Sommerresidenz Saint-Cloud vor den Toren von Paris reisen. Dort nimmt sie ihr früheres Hofleben wieder auf. Konzerte werden gegeben, Theaterstücke aufgeführt. Und endlich kann Ludwig XVI. wieder jagen.

Erst am Morgen des 14. Juli 1790, dem ersten Jahrestag des Sturms auf die Bastille, fährt die königliche Familie zurück nach Paris. Der Regen fällt in Strömen. Überall in Frankreich wird gefeiert. In Paris, auf dem Marsfeld, ist alles bereit für einen gigantischen Gottesdienst der ganzen Nation: das „Föderationsfest“.

Abordnungen aus allen Departements sind nach Paris geladen. Die Feier soll

die Föderationen, die im ganzen Land gegen die Feinde der Revolution und die unruhigen Volksmassen gebildet wurden, bekräftigen. Sie soll gleichzeitig zum Gründungsereignis des neuen Frankreich werden. 50 000 Mann unter Waffen und 300 000 Zuschauer haben sich auf dem Marsfeld eingefunden. Inmitten dieser gewaltigen Arena erhebt sich ein monumentaler Altar. Dort liest Talleyrand die Messe, und 300 Priester assistieren dem Bischof.

La Fayette, der Kommandeur der Nationalgarde, legt als Erster den Eid am Altar des Vaterlandes ab. Um der Nation, dem Gesetz – und dem König – die Treue zu schwören. Die Menge ist begeistert: Monarchie und Freiheit sind eins. Und vielen Menschen muss es erscheinen, als finde an diesem 14. Juli 1790 die Große Revolution der Franzosen ihr grandioses Finale.

Ein Detail trübt das Bild: Der König leistet seinen Eid auf die Nation nicht am Altar, sondern an seinem Platz. Unter einem Zeltdach und gegenüber dem Altar.

Aber weshalb dort? Wo er doch am Altar die Massen so leicht für sich gewinnen könnte.

Manches spricht dafür, dass der Grund die Zivilkonstitution des Klerus ist: ein Gesetz, das nur zwei Tage zuvor verabschiedet worden ist – im Schatten der Vorbereitungen gewissermaßen. Ludwig ist gläubiger Katholik. Dieses Gesetz aber greift tief in die Rechte der Kirche ein: Fortan sollen die Pfarrer von ihren Gemeinden gewählt werden. Will der Staat die Grenzen der Diözesen bestimmen.

Vielleicht ist die Tatsache, dass Ludwig den Eid an seinem Platz ablegt, der königliche Protest gegen dieses Gesetz. Denn mit der Zivilkonstitution hat der Zusammenbruch der alten Ordnung auch die Religion erfasst. Die Kirche soll entmachtet werden – zugunsten des Staates. Für den tiefgläubigen Monarchen möglicherweise der entscheidende Grund, nun endgültig die Flucht aus Paris zu planen. An der Zivilkonstitution zerbricht das Bündnis von Revolution und Klerus.

Ludwig XVI. ist in auswegloser Lage: Als konstitutioneller König muss er das



21. Juni 1791: In der Kleinstadt Varennes stoppen Nationalgardisten die Kutsche, mit der die königliche Familie zu fliehen versucht. Obwohl sich Ludwig XVI. als einfacher Diener verkleidet hat, wird er erkannt

Gesetz unterzeichnen – es als katholischer König aber verhindern. Unterschreibt er, droht das Schisma mit Rom. Tut er es nicht, riskiert er den offenen Machtkampf mit den Revolutionären.

Der König sucht Ausflüchte. Er laviert und schiebt auf. So geht das über Monate. Erst am 26. Dezember 1790 unterzeichnet er es schließlich doch.

Wie eine Lawine muss sie dem König erscheinen, diese Revolution. Eine Lawine, die alles zertrümmert.

Im März 1791 wird ein Brief des ehemaligen österreichischen Botschafters in Paris an Marie-Antoinette abgefangen. Das Schreiben erinnert die Königin daran, „dass die Großmächte nichts umsonst tun“. Im Fall einer Intervention zur Wiederherstellung des Ancien Régime, schreibt der Diplomat, beanspruche Österreich Elsass und Lothringen. Und Spanien fordere Teile von Navarra.

Nun hat die Nationalversammlung den Beweis: Die Monarchen Europas machen gemeinsame Sache! Koordiniert vom „österreichischen Komitee“ der Königin! Die Revolutionäre sprechen von Verrat und von Verschwörung.

Offiziell aber werden weder der König noch die Königin des Hochverrats beschuldigt. Weil die Patrioten den König ja brauchen für ihre konstitutionelle Monarchie. Und so treten deren Führer in gewisser Weise das Erbe des Comte de Mirabeau an, der am 2. April plötzlich

stirbt und den sie oft und vehement als Vertrauten des Hofes attackiert haben.

„Die Revolution ist vorüber“, beschwört Adrien Duport – ein populärer Wortführer der Patrioten – bald nach Mirabeaus Tod die Versammlung. „Nun gilt es, alle Exzesse zu bekämpfen.“

AM 18. APRIL 1791 schickt sich die königliche Familie an, Paris zu verlassen, um Ostern in Saint-Cloud zu feiern. Jetzt zeigt sich die Wirkung der Depesche des österreichischen Diplomaten. Nationalgardisten stellen sich der Kutsche bereits im Hof der Tuileries in den Weg. Und entlang der Schlossgitter drängt sich das Volk und feuert die Garden an, den König, der offenbar flüchten wolle, aufzuhalten. Er muss aussteigen. Muss zurück ins Schloss.

Tags darauf tritt Ludwig XVI. vor die Nationalversammlung. Aber seltsam: Er protestiert nicht gegen die Aktion der Garde. Der König geißelt vielmehr das Ancien Régime – und preist die Revolution. Er spricht von den Missbräuchen der absolutistischen Monarchie und davon, dass er sich mit Leib und Seele der Revolution verschrieben habe. Die Versammlung applaudiert. Jean-Paul Marat aber ist misstrauisch. Schöne Worte. Doch er ist sich sicher: Der Monarch bereitet insgeheim die Flucht vor.

„Unser Weg liegt darin“, erklärt sich Marie-Antoinette in einem Brief dem

spanischen Botschafter, „im Strom zu schwimmen. Um unser Leben zu retten und hier um jeden Preis herauszukommen.“

König und Königin planen nun tatsächlich ihr Entkommen. Ihr Problem: Sie müssen aus einem Palast verschwinden, in dem weit mehr als 2000 Menschen arbeiten und wachen. Einem Schloss mitten in Paris. Dem Zentrum der radikalisierten Masse.

Die Flucht teilen sie in mehrere Etappen. Zunächst muss es ihnen gelingen, aus dem Schloss zu verschwinden und heimlich zum Zolllor Saint-Martin im Nordosten der Stadt zu gelangen. Danach soll es auf die fast 300 Kilometer lange Strecke über Varennes nach Montmédy gehen. Nördlich von Montmédy, im Château Thonnelle an der Grenze zu den österreichischen Niederlanden will sich der Monarch dann unter den Schutz dort stationierter königstreuer Truppen stellen.

Zu keinem Zeitpunkt denkt der Herrscher indes daran, Paris den Revolutionären zu überlassen. Ludwig hofft vielmehr, bald mit eigenen sowie ausländischen Armeen nach Paris zurückzukehren – zu seinem „guten Volk“.

Die Koordination der Flucht übernimmt Marie-Antoinette – gemeinsam mit Axel von Fersen, einem schwedischen Grafen, dem sie, wie es heißt, auch amourös zugetan ist.

Im Frühjahr 1791 kommt es in den Räumen der Königin zu geheimen Besprechungen. Durch eine unbewachte Pforte ist es von Fersen möglich, Marie-Antoinettes Gemächer jederzeit ungesehen zu betreten. Helfer bauen im Schloss Geheimtüren ein, verpacken Schmuck und Teile der Garderobe.

All das bleibt nicht gänzlich unbeachtet. Eine Palastdienerin informiert am 21. Mai den Pariser Bürgermeister über verdächtige Umtriebe. Der aber warnt die Königin nur.

Dann wird der Tag der Aktion festgelegt: 20. Juni. Von Fersen besorgt die Kut-



25. Juni 1791: Schweigend empfangen die Pariser den Monarchen, der mitsamt seiner Frau, seinen Kindern und seiner Schwester zur Rückkehr von Varennes nach Paris gezwungen worden ist. Von nun an lebt Ludwig in seinem Schloss wie in einem Gefängnis

sche für die Flucht, eine geräumige Reisekarosse: dunkelgrün, ausgelegt mit Leder und Taft, bespannt mit sechs Pferden. Sie wird in der Nähe des Zolltors Saint-Martin geparkt; die gefälschten Reisepapiere sind ausgestellt auf eine „Madame Korff“, deren Kinder und Gefolge.

Der 20. Juni 1791 verläuft in gespielter Normalität. Die königliche Familie geht zur Messe. Man speist, spielt Billard, geht spazieren, bringt die Kinder zu Bett.

Um 22.30 Uhr, als wie jeden Abend viele Bedienstete das Schloss verlassen, beginnt das Abenteuer. Die Königin geleitet zuerst ihre Kinder durch die unbewachte Tür in den Hof, wo die Gouvernante Herzogin Louise-Elisabeth de Tourzel, alias Madame Korff, wartet. Dann zieht Marie-Antoinette sich zurück. Die Gouvernante führt den Prinzen und seine Schwester zu den Droschken, die sich wie stets abends entlang des Palastes aufreihen. Sie steigt mit den Kindern in einen Wagen, auf dem der als Kutscher verkleidete Graf von Fersen sitzt.

Elisabeth, die Schwester des Königs, verlässt das Schloss gegen 23 Uhr – ausgestattet als Dienerin. Ohne Probleme erreicht sie die Kutsche. Nun soll ihr Bruder folgen. Doch der König wird aufgehalten, von La Fayette und dem Bürgermeister. Erst um 23.30 Uhr kann er die Männer verabschieden. Dann entlässt er den Kammerdiener, verkleidet sich mit Leinenweste und Hut als Bediensteter, schleicht zur Kutsche.

Marie-Antoinette kommt als Letzte. Im Hof stößt sie fast mit La Fayette zusammen, der für die Sicherheit der Königsfamilie zuständig ist. Doch der Kommandeur erkennt die kostümierte Monarchin nicht.

Um 0.30 Uhr setzt von Fersen die Droschke in Bewegung. Er wählt einen Umweg, um sich bei einem Helfer zu erkundigen, ob die Reisekarosse am vereinbarten Ort bereitsteht. Am Zolltor steigt die königliche Familie um in den komfortableren Wagen und setzt gegen 2.30 Uhr ihre Reise fort. Die Flucht aus dem Palast und aus Paris ist gelungen.

Die Pferde galoppieren auf der Hauptstraße in Richtung Osten. Nach einer

halben Stunde erreicht die königliche Kutsche unbemerkt Bondy. Dort werden die Pferde gewechselt. Die Dämmerung naht, denn es ist die kürzeste Nacht des Jahres. Von Fersen verabschiedet sich. Die Arbeit des Grafen ist getan.

Gegen vier Uhr, als die Sonne aufgeht, durchquert die Karosse die Champagne. Langsam fällt die Anspannung von den Flüchtenden ab. Gegen sechs Uhr ist man in Meaux. Jetzt, da der gefährlichste Teil hinter ihnen liegt, spüren sie ihren Hunger. Und während die Kutsche auf La Ferté-sous-Jouarre zurollt, nimmt die königliche Familie ein Frühstück ein. Mit den Fingern.

Gegen sechs Uhr findet der Kammerdiener das Bett seines Herrn leer vor. Er schlägt Alarm. Erst läuft die Wachmannschaft zusammen. Und dann ganz Paris. Der König ist verschwunden!

Um acht Uhr hält die Kutsche in La Ferté-sous-Jouarre. Die Luft ist warm, und der erste Tag des Sommers verspricht heiß zu werden. Nach dem Pferdewechsel geht es weiter in Richtung Montmirail.

Ludwig XVI. bittet andere Monarchen, ihn zu retten

In Paris tritt um neun die Nationalversammlung zusammen. Zunächst übernimmt sie die Exekutivgewalt. Bestürzt gibt der Parlamentspräsident Vicomte Alexandre de Beauharnais eine Erklärung ab: Ludwig XVI. ist entführt worden! Von Gegenrevolutionären! Denn so wollen die Gegner des Volkes die größte Errungenschaft der Revolution vernichten: die konstitutionelle Monarchie.

Die Idee, die Flucht als eine Entführung auszugeben, stammt wahrscheinlich von Bürgermeister Bailly, Vicomte de Beauharnais und La Fayette, der den Patrioten nahe steht. Doch dann taucht der Justizminister auf, in den Händen ein Schreiben aus der Feder Ludwigs. Der König hat es offen und demonstrativ auf seinem Schreibtisch zurückgelassen. Für die Nationalversammlung. Für das fran-

zösische Volk. Umständlich legt Ludwig in seinem Brief dar, dass er alle revolutionären Dekrete und Gesetze nur unter Zwang signiert habe. Und dass er sich in Paris als Gefangener fühle.

Die Abgeordneten sind sprachlos. Vor allem darüber, dass der König sein Doppelspiel auch noch schriftlich eingesteht. Und in diesem Moment ahnen im Grunde viele in der Versammlung, dass dies das Ende der Monarchie ist. Denn wie soll dieser Ludwig der König einer Verfassung sein, die er verachtet? Doch am Ende schließt sich die Mehrheit der Version ihres Präsidenten an – in der vagen Hoffnung, so die Errungenschaften der Revolution retten zu können.

Gegen 11 Uhr erreicht die königliche Familie die Stadt Montmirail, 100 Kilometer von Paris entfernt. Nach und nach verwandeln sich die Flüchtenden in Reisende. Zwar erregt ihre luxuriöse Kutsche die Neugier der Bauern und Kleinstädter. Aber solche Gefährte haben sie seit der Revolution viele gesehen auf der Straße nach Osten.

Der König fühlt sich bereits sicher. Ohnehin glaubt er nicht, dass die Revolution jenseits der Stadtgrenzen von Paris große Sympathien genießt beim Volk. An den Poststationen steigt er aus und vertritt sich die Beine. Einmal unterhält er sich sogar mit Bauern.

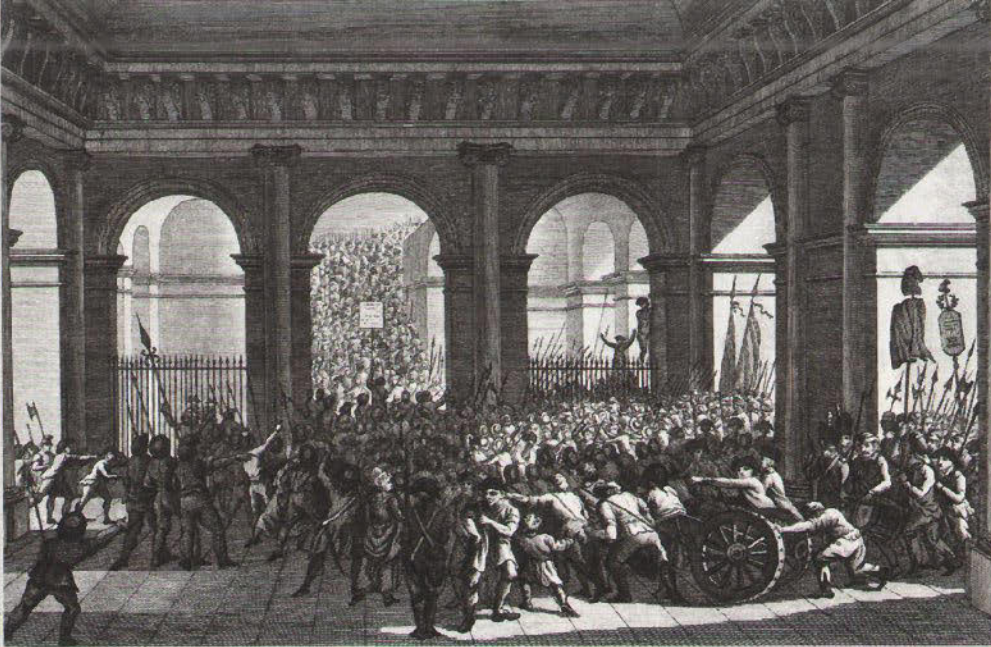
Um 15 Uhr hält die Kutsche in Châlons-sur-Marne. Der Wechsel der Pferde zieht sich ungewöhnlich lange hin, und Madame Elisabeth wird misstrauisch. Sie ist sich sicher: „Wir sind ganz und gar erkannt worden.“ Erst um 16.30 Uhr geht es weiter. Nach Somme-Vesle und dann in Richtung Sainte-Menehould.

In Sainte-Menehould verbreitet sich das Gerücht blitzartig: Der König ist da! Doch auch hier kann die Familie gegen 20.30 Uhr ihre Flucht mit frischen Pferden unbehelligt fortsetzen. Die Reisenden wissen nicht, dass es nach ihrer Abfahrt in Sainte-Menehould zu einem Tumult kommt. Und sie ahnen nichts von dem Reiter, der sie irgendwann im Galopp überholt.

Gegen 23 Uhr taucht dieser Reiter – es ist Jean-Baptist Drouet, der Postmeister



In einem mit Stroh ausgelegten Karren bringen Nationalgardisten die »Familie der Schweine« nach dem Fluchtversuch vom Juni 1791 in ihren Koblen zurück. Fortan werden die Karikaturisten in ihren Zeichnungen immer drastischer. Unterdessen schickt der König aus den Tuileries Geheimdepeschen an Preußen und Österreich. Die Botschaft: Sie sollen die revolutionären Truppen niederringen



20. Juni 1792: Anti-Monarchisten stürmen das Tuileries-Schloss, dessen Wachen tatenlos zusehen (oben). Die Angreifer zwingen Ludwig, auf die Nation zu trinken. Kurz darauf kommt es erneut zum Sturm – und der Monarch flieht ins Parlament

von Sainte-Menehould – in Varennes auf. Er behauptet Ungeheuerliches. Der König versuche zu fliehen! In Kürze werde er Varennes passieren. Und man müsse die Kutsche aufhalten. Für das Wohl der Nation! Für die Revolution!

So wiegelt der Postmeister die Männer in einer Kneipe auf. Er kann sie überzeugen. Einige von ihnen sind Nationalgardisten – Freiwillige, die vor zwei Jahren beim Fest der Föderierten in Paris dabei waren. Und es gibt sogar einen Klub der Jakobiner in Varennes. So ist die Revolution selbst in diesem kleinen Ort am Rand der Argonnen tiefer verankert, als Ludwig XVI. vermutet.

Die Männer der Nationalgarde von Varennes eilen mit Drouet zur einzigen Brücke der Stadt, die über das Flüsschen Aire führt. Mit einem Wagen, auf dem Möbel gestapelt sind, versperren sie die Brücke. Nun ist der Weg blockiert.

Dann hält die Kutsche in Varennes. Der Bürgermeister leuchtet mit einer Laterne ins Innere der Karosse. Sechs Personen, zwei Kinder, drei Frauen, ein Mann. Den König vermag er in dem fülligen Mann nicht zu erkennen. Auch die Reisepapiere der Madame Korff scheinen in Ordnung zu sein.

Der Bürgermeister will die Kutsche schon ziehen lassen, doch Drouet insis-

tiert: Das ist der König! Und wer ihn entkommen lässt, ein Hochverräter! So werden die Insassen gedrängt, auszusteigen. Weil es leider schon zu spät sei, die Papiere genauer zu prüfen.

Man offeriert den Fremden das Haus des Bürgermeisters zur Nacht. Und dort erkennt ein Richter aus Varennes, der Ludwig XVI. bei mehreren Anlässen gesehen hat, den König wieder. Ohne jeden Zweifel.

Der Monarch gibt sein Inkognito auf. Er habe aus Paris fliehen müssen, sagt er, weil fanatische Jakobiner die Stadt über-

nommen und das Leben seiner Familie gefährdet hätten. Nun müsse man ihm helfen. Die Pferde wechseln. Den Weg freigeben.

Doch die Flucht ist zu Ende. Denn die zwei Jahre Revolution haben Frankreich vollkommen verändert. Früher hätte die Präsenz des Herrschers die Menschen von Varennes einfach überwältigt. Niemals hätten sie seinem Befehl offen zuwidergehandelt. Jetzt aber kann selbst ein Postmeister den König gegen dessen Willen aufhalten.

Die Nationalgardisten senden Boten aus in alle Richtungen: Bürger und Bauern der Umgebung sollen nach Varennes eilen und selber Kuriere in weitere Dörfer und Städte schicken. Damit der König sicher in den Händen des Volkes ist. Bis Verantwortliche kommen, um über sein Schicksal zu befinden.

Und als um zwei Uhr der Eilbote nach Paris zur Nationalversammlung aufbricht – mit der Nachricht: Der König ist in Varennes! –, treffen bereits von überall her Menschen ein. Die gesamte Region gerät in Bewegung. Am Morgen sind Tausende in der Stadt.

Für den Monarchen und seine Familie muss das, was nun folgt, wie ein Déjà-vu sein. Denn unter den Rufen: „Nach Paris! Nach Paris!“ setzt sich die Karosse schließlich wieder in Bewegung. Nach Westen. Begleitet von Nationalgardisten. Und inmitten einer derartig großen



Menschenmasse, dass die königliche Kutsche wie ein Stück Treibholz in einem Meer wirkt.

Paris erwartet Ludwig XVI. in ungewöhnlicher Stille. Das Volk entlang der Straßen schweigt. Wie bei einem Begräbnis.

Mit der gescheiterten Flucht des Königs bricht die Revolution auseinander. Ein Graben, tiefer als je zuvor, trennt die Lager: konstitutionelle Monarchisten gegen Republikaner. Selbst den Klub der Jakobiner zerreißt diese Front. Die Anhänger eines eingeschränkten Königtums verlassen ihn und tagen künftig im ehemaligen Kloster der Feuillants (Zisterzienser).

Die Jakobiner – das sind jetzt die Republikaner um Robespierre.

Viele fordern die Absetzung des Königs. Doch die Mehrheit in der Nationalversammlung beharrt nach wie vor auf einer konstitutionellen Monarchie. Denn sie wollen die Revolution jetzt beenden – und nicht mit der Ausrufung der Republik erneut anfachen.

Wie aber stoppt man eine Revolution?

AM 17. JULI 1791, knapp vier Wochen nach der gescheiterten Flucht des Königs, versammeln sich Tausende von Republikanern auf dem Marsfeld. Am „Altar der Nation“ unterzeichnen sie eine Petition für die Wahl einer neuen Nationalversammlung.

Umzüge, Trommeln, aufgeputschte Massen und schließlich ein neues, womöglich radikaleres Parlament: All das wäre der Albtraum für die monarchistisch gesinnte Mehrheit der Deputierten. Um einen vermeintlichen Aufruhr zu verhindern, rufen sie unverzüglich das Kriegsrecht aus und setzen die Nationalgarde in Marsch, Richtung Marsfeld.

Dort werden Unterschriften gesammelt; 6000 Republikaner haben die vom Klub der Cordeliers verfasste Petition bereits unterzeichnet, als die Truppen eintreffen: 10 000 Mann unter dem Kommando La Fayette.

Die Demonstranten werfen Steine auf die Soldaten. La Fayette befiehlt: Feuer! Es gibt viele Verletzte und mindestens 15

Tote. Zum ersten Mal haben Revolutionäre auf Revolutionäre geschossen.

Aber lässt sich so die republikanische Rebellion stoppen? Ludwig XVI. lebt nun fast wie in einem Gefängnis: Wachen in den Gärten, Wachen vor den Fenstern, Wachen auf dem Dach. Selbst Spaziergänge sind untersagt. Und der König weiß: Daran wird sich nichts ändern – bis die Konstitution unterzeichnet ist.

Die Verfassung vom Herbst 1791 schreibt die konstitutionelle Monarchie fest, die de facto längst das politische Geschehen in Frankreich bestimmt. Die Souveränität des Königtums geht nun auch de jure über an die Nation. Und der Regent ist jetzt absetzbar – bei Hochverrat oder wenn er das Land ohne Erlaubnis der Nationalversammlung verlässt.

Zwar liegt die Exekutivgewalt formal weiterhin bei Ludwig XVI. – tatsächlich aber muss der König die Entscheidungen der Legislative ausführen lassen.

Nur durch sein aufschiebendes Veto-recht kann er Beschlüsse des Parlaments für maximal zwei Legislaturperioden blockieren. Er ernennt zwar die der Nationalversammlung verantwortlichen Minister, aber für jede seiner Entscheidungen braucht er deren Unterschrift. Auch in der Außenpolitik muss der König die Macht mit dem Parlament teilen: Über eine Kriegserklärung befindet die Nationalversammlung auf seinen Vorschlag.

Die gesetzgebende Gewalt wird jetzt von einer nach dem Zensuswahlrecht bestimmten Versammlung ausgeübt. Und die Väter der Konstitution – Patrioten vor allem – haben festgelegt: Nur Männer, die mindestens 25 Jahre alt sind, dürfen die Wahlmänner bestimmen. Jeder, der jährlich weniger als zwei Livres an direkten Steuern abführt, ist ausgeschlossen von der Wahl des Parlaments. So erklärt die Verfassung von 1791 die Armen – etwa ein Drittel der erwachsenen Wählerschaft – zu Bürgern zweiter Klasse.

Am 14. September 1791 gibt der König seinen Segen zu der neuen Konstitution. Die Zeremonie im Manège-Saal ist demütigend. Es gibt keinen Thron für den Monarchen, nur einen Sessel. Demonstrativ behalten die Abgeordneten

ihre Hüte auf. Demonstrativ setzen sie sich, während er den Eid spricht. Nun ist Frankreich auch formal eine konstitutionelle Monarchie. Und der königlichen Familie ist das Flanieren in den Gärten wieder gestattet.

Am 1. Oktober tritt nach einer Wahl gemäß dem Zensusrecht das neue Parlament zusammen: die *Assemblée législative* (Gesetzgebende Versammlung; siehe Seite 172). Rechts im Manège-Saal nehmen 264 Deputierte Platz: die gemäßigten Monarchisten. Links weitere 136 Volksvertreter: die Republikaner. Dazwischen sitzen die Unabhängigen: 345 Abgeordnete, die wechselnd abstimmen.

Die Anreden „Majesté“ und „Sire“ sind fortan untersagt. Die Abgeordneten sitzen, wenn der Monarch spricht, und behandeln ihn mit größtem Misstrauen. Doch er hat überlebt. Allerdings nur, weil man eben einen König braucht in einer konstitutionellen Monarchie.

Und was tut Ludwig für die Verfassung, die sein politisches Überleben ermöglicht?

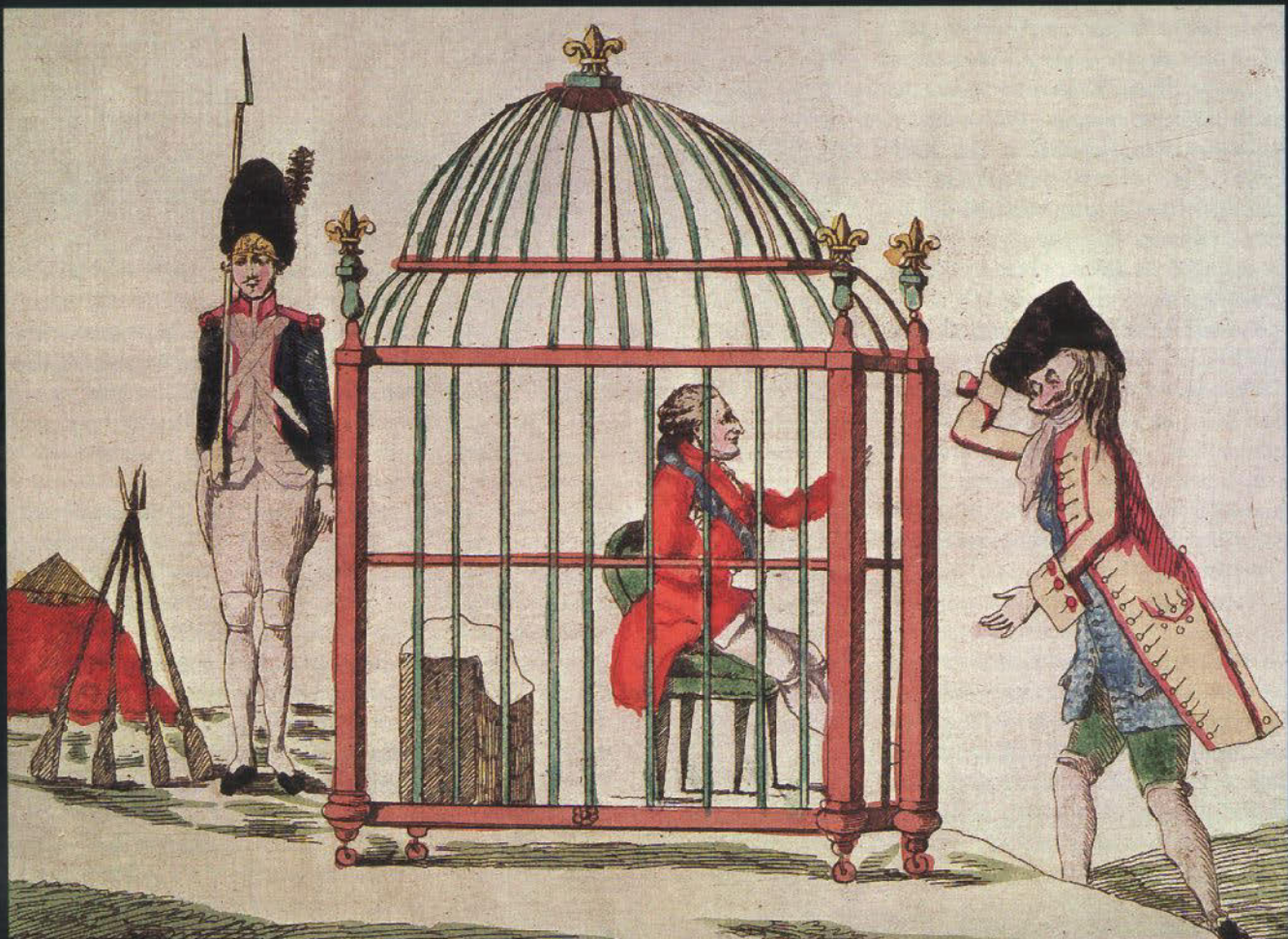
Nichts.

Der König gibt den Ministern keinen Auftrag. Der König hat kein politisches Programm. Nur gegen Beschlüsse der Versammlung legt er wiederholt sein Veto ein. Ansonsten lässt er alles treiben. So diskreditiert sich die verfasste Monarchie selbst.

Das Volk aber radikalisiert sich weiter. In der Pariser Stadtverwaltung haben Ende 1791 kompromisslose Republikaner das Sagen, und aus Gründen der „revolutionären Wachsamkeit“ beginnen die Menschen nun einander zu bespitzeln und zu denunzieren.

Ausländische Herrscher erklären die Sicherheit des Königs zu ihrer Angelegenheit. In Paris ist bald von Krieg die Rede: Europas Monarchien gegen Frankreichs Revolution.

Eine Gruppe republikanischer Abgeordneter drängt den König zum Präventivschlag. Wenn man den Großmächten Zeit ließe, sich gegen Frankreich zu verbünden, so argumentieren sie, wäre der Kampf schon verloren. Am 20. April 1792 erklärt die Gesetzgebende Ver-



Er tue Buße, antwortet Ludwig, als ein Passant den König im goldenen Tuileries-Käfig fragt: »Was macht Ihr da?«
 Am 13. August 1792 wird er mitsamt seiner Familie verhaftet und in ein Gefängnis gebracht. Nun beginnt der letzte Kampf des abgesetzten Herrschers – der um sein Leben. Am 11. Dezember 1792 wird vor dem Parlament der Prozess gegen ihn eröffnet. Am 17. Januar 1793 empfängt er sein Todesurteil

sammlung auf Antrag Ludwigs Österreich den Krieg. Zuvor aber hat der König einen Geheimkurier nach Wien gesandt. Um Kaiser Franz II., den Neffen seiner Frau, zu informieren, dass er, Ludwig XVI., den Sieg des Kaisers wünsche, damit er so die Macht wiedergewinne.

Erste Gefechte der Franzosen, die in den Österreichischen Niederlanden angreifen, enden in verheerenden Niederlagen. Ganze Regimenter der französischen Armee laufen über zum Feind.

Die prekäre Kriegslage mobilisiert die Gegner der Monarchie. Der Ton gegen den König, gegen den Feind im Inneren, wird immer schärfer. In Paris organisieren radikale Mitglieder der Stadtverwaltung und der politischen Klubs eine bewaffnete Volksbewegung: die der *Sansculotten*, der „Ohne-Hosen“, die keine Kniehosen, sondern lange Beinkleider tragen und so den Bruch mit wohlhabendem Bürgertum und Adel schon durch ihre Kleidung verraten.

In den frühen Morgenstunden des 20. Juni 1792 sammeln sich in den Vororten der Hauptstadt die Sansculotten. 20 000 zählt die mit Äxten, Piken und Stangen ausgerüstete Menge. Unaufhaltsam wälzt sich der Zug in Richtung der Tuilerien. Die Gitter am Schloss sind dem Ansturm nicht gewachsen.

Der König hält sich im Thronsaal auf, als die Menge eindringt. Er sitzt erhöht in einer Fensternische, und das Volk marschiert an ihm vorbei. Ludwig muss eine rote Freiheitsmütze aufsetzen. Er trinkt Rotwein aus der Flasche eines Aufständischen. Er hört sich Beleidigungen an, liest Banner mit der Aufschrift: „Erzittere, Tyrann, deine Stunde hat geschlagen!“, sieht Frauen und Männer, die mit kleinen Galgen winken.

Das revolutionäre Defilee dauert den ganzen Tag über an. Erst abends lässt die Pariser Stadtverwaltung, die weitgehend in der Hand republikanischer Jakobiner ist, das Schloss räumen.

Ludwig ahnt, dass der Tag der Abrechnung mit der Monarchie naht. Und mit ihm die Stunde seines Prozesses. Deshalb vernichtet er diverse Schriftstücke und lässt in einem Korridor des

Schlusses ein Geheimgang einbauen, um darin weitere Dokumente zu verstecken.

Angesichts der Bedrohung von außen und innerer Unruhen ruft die Versammlung im Manège-Saal am 11. Juli 1792 den nationalen Notstand aus: „Das Vaterland ist in Gefahr!“

Unverzüglich melden sich Scharen von Kriegsfreiwilligen zur Verteidigung des Landes. Und zum Jahrestag des Föderationsfests von 1790 marschieren Nationalgardisten aus den Provinzen nach Paris. Erst Hunderte, dann Tausende: ein gewaltiges Heer, und die meisten dieser Gardisten sind Republikaner.

Das Schloss in Paris wird zur letzten Festung des Königs

Als Robespierre, der Anführer der radikalen Jakobiner, begreift, welche politische Macht diese Föderierten verkörpern, beschließt er, gemeinsam mit den Männern aus der Provinz die Absetzung des Königs und die Wahl eines neuen Parlaments durch *alle* Staatsbürger zu verlangen. Doch die von den gemäßigten Monarchisten dominierte Gesetzgebende Versammlung sperrt sich dagegen.

Am 1. August wird in Paris das „Manifest“ des Herzogs von Braunschweig bekannt. Der Oberbefehlshaber der preussischen und österreichischen Truppen droht mit der „totalen Zerstörung“ von Paris, falls der königlichen Familie ein Haar gekrümmt werde.

Nun haben die Führer der Volksbewegung endgültig genug von der Monarchie. Feindliche Truppen bedrohen im Namen Ludwigs XVI. Frankreich. Und der König und sein „österreichisches Komitee“ residieren im Schloss. Mitten in Paris! Mitten im Krieg!

SO FACHT DER KRIEG die Revolution nun an wie ein Sturm das Feuer. Denn die Pariser Republikaner bereiten den Volksaufstand vor. Eine zweite Revolution.

Aus den Gittern und den Eisentoren von Kirchen werden Waffen geschmie-

det. Und in der Nacht vom 9. auf den 10. August 1792 läuten die Pariser Glocken Sturm. Die Massen sammeln sich.

Nach und nach treffen am Morgen des 10. August im Rathaus Abgesandte aus den einzelnen Wahlbezirken ein. Sie rufen am Vormittag die *Commune insurrectionelle* aus, die Stadtverwaltung der Aufständischen. Eine Gegenregierung zur Gesetzgebenden Versammlung.

Doch Jean Gaillot, Marquis de Mandat, der Befehlshaber der Nationalgarde und Nachfolger La Fayette (der als Kommandeur an der Front steht) widersetzt sich. Daraufhin wird er ermordet und durch Antoine-Joseph Santerre ersetzt, einen Parteigänger der Cordeliers und begeisterten Republikaner.

Auf das Schloss bei den Tuilerien schiebt sich das Volk nun in zwei so gewaltigen Marschkolonnen zu, als habe es vor, den Palast einfach zu zerquetschen.

Für den König kommt der Angriff nicht überraschend. Dieses Mal ist das Schloss gesichert. Eine Festung, verteidigt von den letzten loyalen Soldaten, die dem Hof noch verblieben sind: im wesentlichen 1200 Männer der Schweizer und Leibgarden.

Die 2000 Nationalgardisten aber, die das Schloss und den König zusätzlich und im Namen der Revolution bewachen, flüchten oder laufen zu den Angreifern über.

Angesichts der heranflutenden Massen flieht die königliche Familie. Zu Fuß und inmitten von Bewaffneten begeben sich der König, die Königin, die Kinder und Madame Elisabeth zum Manège-Saal, der nur drei, vier Fußminuten entfernt am Rand der Tuilerien liegt.

So wird um das leere Palais gekämpft. Über Stunden. Am Ende sind 600 Schweizer gefallen. Und auf Seiten der Aufständischen fast 100 Föderierte und 300 Männer aus den Pariser Bezirken. Und als das Volk gesiegt hat, beginnt eine mörderische Menschenjagd. Auf die überlebenden Schweizer, die letzten Verteidiger der Monarchie.

Die königliche Familie sucht Zuflucht in der Gesetzgebenden Versammlung. Ein Deputierter bemerkt, dass die Verfas-

sung die Anwesenheit des Königs bei Beratungen verbiete. Wohin also mit dem Monarchen, für den nirgendwo mehr Platz zu sein scheint?

Die königliche Familie ist in Lebensgefahr. Deshalb beschließt die Gesetzgebende Versammlung, dem Monarchen Asyl zu gewähren. Doch dafür bleibt nur eine winzige Loge, der einzige abgetrennte Raum im Manège-Saal. Dort wird die Familie mehr verstaut als untergebracht.

Unter dem Druck der Straße, eingeschüchtert vom Aufstand der Massen, verkünden die Deputierten schließlich: Ludwig XVI. ist suspendiert!

Doch was tun mit dem lästigen König in der Loge?

Am Abend bringen Abgeordnete den Monarchen und dessen Familie in das neben dem Parlamentsgebäude gelegene Versammlungshaus der gemäßigten Monarchisten. Dort sind vier Zellen für die Flüchtlinge hergerichtet. Dienstboten bringen ihnen frische Kleider aus dem Schloss.

Währenddessen stürzt das Volk Statuen des Ancien Régime von den Sockeln und zerstört Denkmäler. Am späten Nachmittag des 13. August wird die königliche Familie in den Temple gebracht. Begleitet vom Pariser Bürgermeister, eingezwängt in eine Hofkarosse und eskortiert von Nationalgardisten.

Der Temple ist der einstige Sitz des Templerordens. Ein Gefängnis.

DIE KONSTITUTIONELLE MONARCHIE ist damit endgültig gescheitert. Aber im Grunde war sie es schon mit der Flucht des Königs. Nur wollten es die gemäßigten Monarchisten damals noch nicht glauben. Jetzt aber ist die Zeit auch ihrer Herrschaft unwiderruflich zu Ende. Und die Revolution überrollt nun jene, die mit dem König versucht haben, die Revolution aufzuhalten.

De facto verschiebt sich mit dem Volksaufstand vom 10. August die Macht

von der Gesetzgebenden Versammlung hin zur Pariser Commune. Schon am 11. August ernannt die aufständische Stadtverwaltung einen Generalrat aus Vertretern der einzelnen Bezirke. Der funktioniert wie ein Gegenparlament zur Versammlung. Und er hat die Macht. Denn die Pariser Nationalgardisten und auch die Föderierten stehen hinter ihm.

Doch dann überschreiten preußische Truppen am 19. August die Reichsgrenze. Paris gerät in Panik.

In dieser Stimmung rufen Robespierre, Danton und Marat zur Volksjustiz an „Verrätern“ auf. Es ist ein mörderischer Mob, den sie damit aufwiegeln. Vom 2. bis zum 6. September wüten Bewaffnete und Nationalgardisten in den Pariser Gefängnissen. In einem kollektiven Wahn aus Angst und Hass massakrieren sie mehr als 1100 Häftlinge.

Diese Gefangenen sind angeblich Feinde der Revolution, Bundesgenossen der Emigranten und der alliierten Truppen – tatsächlich aber sind die Opfer zumeist Kleinkriminelle: Betrüger, Geldfälscher, Diebe, Prostituierte.

Angeichts der veränderten Machtverhältnisse fasst die Versammlung im Manège-Saal den Beschluss, ein neues Parlament wählen zu lassen. Nach dem allgemeinen Männerwahlrecht. Die neue Volksvertretung, der Konvent, soll dann auch über das weitere Schicksal des Königs entscheiden.

Am 20. September erringt die französische Armee bei Valmy überraschend einen Sieg über die Alliierten (siehe Seite 114). Er rettet die Revolution – und besiegelt das Schicksal des Königs.

Am Tag nach dem Erfolg tritt zum ersten Mal das neu gewählte Parlament, der Konvent, zusammen, in dem nur noch Anhänger der Republik vertreten sind. Denn wer hätte es schon gewagt – während der Feind im Namen des Königs Frankreich besetzt und in den Gefängnissen selbst kleine Diebe als vermeintliche Gegner der Revolution ermordet werden – als Monarchist zu kandidieren? Immer mehr Anhänger des Königtums gehen ins Exil.

So verkündet der Konvent am 21. September 1792 die Abschaffung des Königtums und ruft am 25. September die „eine, ungeteilte Republik“ aus. Damit beginnt eine neue Epoche.

Und unausweichlich und drängender als je zuvor stellt sich in Frankreich die Frage: Was soll mit dem Ex-König geschehen?

FÜR LUDWIG XVI. beginnt nun der letzte Akt, der letzte Kampf. Der des Monarchen gegen die Republik.

Am 20. November 1792 wird im Schloss bei den Tuileries sein Geheimschatz entdeckt. Darin 625 Dokumente. Sie belegen: Der König hat Politiker bestochen. Er hat konspirative Kontakte zu



Am Vorabend seiner Hinrichtung verabschiedet sich Ludwig XVI. von seiner Familie. Die Abgeordneten des Konvents haben den Bürger Louis Capet, wie er nun genannt wird, für »schuldig der Verschwörung gegen die Freiheit der Nation« befunden

Emigranten gepflegt. Er hat heimlich mit Österreich verhandelt.

Aber rechtfertigt das allein schon eine Anklage gegen einen Monarchen, den die Verfassung von 1791 noch „heilig“ nannte und „unverletzlich“?

Und wer klagt ihn an? Wer richtet ihn? Soll er ohne Prozess bestraft werden?

Nach langen Diskussionen einigt sich der Konvent auf Folgendes: Ludwig wird angeklagt, und die Abgeordneten des Konvents werden über ihn richten. In einem öffentlichen Prozess. Eine Kommission sammelt die Beweise seiner Verbrechen, und diese sind die Grundlage der Anklage gegen den Monarchen. Der König kann seine eigenen Verteidiger wählen. Nach dem Plädoyer der Verteidigung fällt der Nationalkonvent dann sein Urteil – durch die Stimmabgabe eines jeden Deputierten.

Am 3. Dezember beauftragt der Konvent die parlamentarische Untersuchungskommission, die Anklagepunkte gegen den Bürger „Louis Capet“ zusammenzutragen. Ludwig XVI. gibt es nicht mehr. Der Monarch muss nun den Beinamen Hugos I. (940–996) tragen, seines ersten königlichen Vorfahren.

Louis Capet erscheint nur zweimal vor seinen Anklägern. Am 11. Dezember, um die Anklage zu hören. Und am 26. Dezember, um seine Verteidigung zu präsentieren. Insgesamt etwas mehr als sechs Stunden.

Ludwig XVI. hat von Anfang an nicht die geringste Chance. Denn wenn der König für unschuldig befunden würde, hieße das zwangsläufig, dass die Revolution schuldig sein müsse – allein schon deshalb, weil die nun dominierenden Aktivisten der Revolution den Monarchen dann illegal vom Thron gestoßen hätten. „Ludwig muss sterben, weil das Vaterland leben muss“, fordert Robespierre deshalb vor den Abgeordneten.

Am 11. Dezember 1792 beginnt die Sitzung des Konvents zur Verlesung der Anklage. Und als der König am frühen Nachmittag eingetroffen ist, eröffnet Bertrand Barère de Vieuzac, der Präsident der Versammlung, die Verhandlung: „Louis, die französische Nation beschul-

digt Sie. Wir verlesen Ihnen nun die Anklage der Verbrechen, die Sie belasten.“

Der König vernimmt die Anklage. Ohne Verteidiger. Er muss sich anhören, dass er Hochverrat begangen und die Verfassung nur zum Schein angenommen habe. Dass er Parlamentarier wie den Comte de Mirabeau bestochen und geheime Korrespondenz mit Royalisten im Ausland geführt habe. Dass er aus Frankreich fliehen wollte und die Preußen zum Einmarsch in Frankreich aufgefordert habe. Und dass er schuld sei an den Kämpfen vom 10. August um das Schloss bei den Tuileries.

Es folgen noch etliche weitere Anklagepunkte – von der Bedrohung der Nationalversammlung bis zur Vernachlässigung des Heeres im Vorfeld der Kriegserklärung an Österreich. Nichts ist vergessen. Nichts ist vergeben.

„Louis“, wendet sich Präsident Barère de Vieuzac schließlich an den Angeklagten, „das französische Volk klagt Sie an, eine Vielzahl von Verbrechen begangen zu haben. Um eine Tyrannei zu

errichten. Und die Freiheit des Volkes zu zerstören. Was sagen Sie?“

„Es gab keine Gesetze, die mir das verboten hätten“, antwortet der König. Andere Vorwürfe seien unwahr, schlicht „absurd“.

Um 17 Uhr endet die Sitzung, und Ludwig XVI. wird zurück ins Gefängnis gebracht.

Am 12. Dezember schickt der Konvent eine Abordnung zum Temple, damit Louis Capet seine Verteidiger benenne. Wegen der Kürze der Zeit werden ihm drei Anwälte zugestanden. Denn schon am 26. Dezember will die Versammlung die Verteidigung des Angeklagten Louis Capet im Manège-Saal hören.

Vom 14. bis zum 25. Dezember konferiert der König täglich zwischen 17 und 21 Uhr mit seinen Anwälten. Jedes Beweisstück liest und prüft er selbst. Doch auch Ludwig XVI. weiß, dass dieser Prozess nicht zu gewinnen ist.

Die öffentliche Verteidigung des Monarchen beginnt am 26. Dezember 1792. Um neun Uhr. Und der Manège-Saal ist



21. Januar 1793: Zehntausende schauen zu, als Frankreichs einstiger König das Schafott besteigt. 387 Parlamentarier haben vier Tage zuvor für den Tod gestimmt, 334 dagegen. Neun Monate später wird Marie-Antoinette geköpft

mit Zuschauern gefüllt bis auf den letzten Platz.

„Louis“, beginnt der Präsident der Versammlung, „der Konvent hat beschlossen, dass Sie heute endgültig gehört werden.“

„Mein Anwalt“, antwortet der König, „wird Ihnen meine Verteidigung verlesen.“

Zwei Stunden referiert Romain DeSèze, der jüngste der drei Advokaten.

Die Verteidigung argumentiert weitgehend formaljuristisch. DeSèze beruft sich auf die „heilige und unverletzliche Person“ des Königs, die den Monarchen vor Strafe schütze. Also könne Ludwig nur als Bürger angeklagt werden. Bürger müssten sich jedoch vor ordentlichen Gerichten, nicht vor dem Konvent verantworten.

Und DeSèze verweist darauf, dass der König mit seiner erzwungenen Abdankung ja bereits bestraft worden sei, obgleich er gegen keinen Artikel der Verfassung verstoßen habe – niemand aber dürfe ein zweites Mal für die gleiche Sache bestraft werden.

„Haben Sie Ihrer Verteidigung noch etwas hinzuzufügen?“, fragt der Präsident des Konvents am Ende der Ausführungen DeSèzes den König.

„Nein.“

In namentlichen Abstimmungen entscheidet der Konvent vom 14. bis 17. Januar 1793 über die Schuld des Angeklagten. Und daran besteht für die überwältigende Mehrheit der Abgeordneten kein Zweifel. „Louis Capet, letzter König der Franzosen, ist schuldig der Verschwörung gegen die Freiheit der Nation“, verkündet schließlich der Sprecher des Konvents.

Doch die Entscheidung über das Todesurteil fällt knapp aus. 387 Abgeordnete stimmen für die Guillotine, 334 dagegen.

In seinen letzten Tagen versinkt Louis Capet häufig in lange Meditationen. Er betet viel. Und beinahe ist es, als lebe der Mann, der einmal König von Frankreich war, schon in einer anderen Welt.

Am 21. Januar 1793 wird der Verurteilte im Temple um fünf Uhr geweckt. Nach



»Anschauungsmaterial für die gekrönten Schwindler« heißt dieses nach der Hinrichtung verbreitete Blatt mit dem Haupt des Königs – eine Drohung an alle Monarchen

dem Ankleiden nimmt er gegen sechs an der Morgenmesse teil. Sie wird von Abbé Edgeworth gelesen, einem aus Irland stammenden Priester. Zum letzten Mal empfängt der Ex-König die Kommunion.

Gegen 8.30 Uhr erscheint Santerre, der Befehlshaber der Nationalgarde, um den König zu holen. Anderthalb Stunden dauert die Fahrt in der Kutsche vom Temple zur Place de la Révolution. Alle Läden sind geschlossen. Und ein schweigendes Spalier aus Zehntausenden von mit Gewehren und Piken bewaffneten Männern säumt den ganzen Weg.

Etwa um zehn Uhr erreicht der Wagen die Place de la Révolution. Der Henker Charles-Henri Sanson notiert in seinem Tagebuch: „Der König saß hinten rechts, ihm zur Seite ein Priester, sein Beichtiger. Auf dem Rücksitz befanden sich zwei Gendarmen.“

Zuletzt steigt der König aus der Kutsche. „Würdiger, ruhiger und majestätischer, als ich ihn nur je in Versailles und in den Tuileries gesehen hatte“, notiert Sanson. Der Henker des Königs ist heimlicher Anhänger der Monarchie.

Um 10.22 Uhr ist alles vorüber. Und Männer und Frauen durchbrechen die Reihen der Nationalgardisten, um mit

Taschentüchern das Blut des Geköpften aufzuwischen. Fast so, als könnten erst die blutigen Tücher sie davon überzeugen, dass das Unglaubliche tatsächlich geschehen ist...

*

Neun Monate später, am 16. Oktober 1793, wird auch Marie-Antoinette hingerichtet. Wegen Hochverrats. Der Henker führt die einstige Königin wie eine Ziege am Strick zu dem Karren, der sie zur Guillotine an der Place de la Révolution bringt. Um 12.15 Uhr präsentiert ein Henkersknecht dem Volk den Kopf. Im folgenden Jahr stirbt auch Madame Elisabeth auf dem Schafott.

Der Sohn Ludwigs XVI. – der Dauphin Louis Charles, von Royalisten als Ludwig XVII. verehrt – stirbt am 8. Juni 1795 im Temple, zehn Jahre alt, an Tuberkulose. Seine Schwester Marie Thérèse Charlotte wird noch im selben Jahr an den österreichischen Hof übergeben – im Austausch gegen Gefangene. Sie überlebt ihren Bruder um 56 Jahre und stirbt erst 1851.

Die Dynastie der Bourbonen erlischt indes nicht. Ludwigs Brüder, die während der Revolution im Exil bleiben, erneuern nach der Abdankung Napoleons 1814 die Herrschaft ihrer Familie: Sie regieren als Ludwig XVIII. (1814/15 bis 1824) und Karl X. (1824 bis 1830).

Doch weil Karl das Ancien Régime restaurieren will, zwingen ihn aufgebracht Bürger schließlich zum Verzicht auf die Krone.

Nicht besser ergeht es dessen Nachfolger, dem „Bürgerkönig“ Louis-Philippe, den das Parlament auf den Thron hebt. Dem ursprünglich liberalen Verwandten Karls wird sein beharrliches Festhalten am wieder eingeführten Zensuswahlrecht zum Verhängnis. Nach einer erneuten Revolution im Februar 1848 flieht Louis-Philippe nach Großbritannien.

Damit endet die Herrschaft des Bourbonengeschlechts über Frankreich für immer. □

Walter Saller, 49, ist Autor in Berlin.



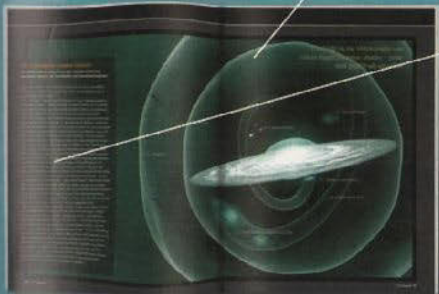
Alles Wichtige zu einem Thema. In einem Heft: Das Universum.

Begeben Sie sich mit GEOkompakt auf eine aufregende Reise in die Welt des Wissens. Jede Ausgabe liefert Ihnen alle gesicherten Erkenntnisse zu einem Thema. Und das unterhaltsam und in außergewöhnlicher Optik. So sammeln Sie Wissen auf besondere Weise: in einer ganz persönlichen Heftbibliothek.



Exzellente Bildstrecken:

GEOkompakt veranschaulicht Wissen auf beeindruckende Weise mit grandiosen Fotos und Illustrationen.



Verständliche Texte:

Erfahrene Journalisten bereiten selbst komplexe Themen leicht nachvollziehbar auf. Fachbegriffe werden extra erklärt.



Anschauliche Grafiken:

Erfassen Sie Zusammenhänge auf einen Blick. Über klare Schaubilder und Infokästen.




Ihre Wissensbibliothek:

Bauen Sie sich Heft für Heft eine Sammlung von Nachschlagewerken auf.



Wissen. Einfach. Sammeln.





Die große Wende von Valmy

Europas Monarchen sind alarmiert: Nach einem gescheiterten Fluchtversuch scheint das Schicksal Ludwigs XVI. ungewisser denn je. Obwohl Preußen und Österreich den Revolutionären zunächst nur vage drohen, ist die Empörung in Frankreich groß. Immer lauter wird der Ruf nach einem »Kreuzzug für die Freiheit«, der die Revolution stärken soll. So eröffnet Frankreich einen Krieg, der das Land schnell an den Rand des Untergangs treibt. Erst als die Preußen 180 Kilometer vor Paris stehen, gehen die französischen Armeen zum Gegenangriff über und tragen die Revolution über die Grenzen – auch nach Deutschland

Bei der Mühle von Valmy schlugen am 20. September 1792 französische Kanoniere mit ihrem Feuer anrückende preußische Truppen zurück. Dieser Triumph begründet den Mythos der unbesiegbaren Revolutionsarmee

Ein rauer Wind treibt am 20. September 1792 Regen über die Hügel der Champagne, als Johann Wolfgang von Goethe sein Pferd antreibt. Der Geheimrat nimmt den Höhenweg, von dem aus er zur Mühle von Valmy blicken kann. Zu den dort aufmarschierten Truppen hinüber. Völlig durchnässt ist der Dichter – und doch ist ihm, „als wäre man an einem sehr heißen Orte und zugleich von derselben Hitze völlig durchdrungen“. Goethe spürt Fieber, Kanonenfieber.

Am frühen Morgen ist die preußische Vorhut bei Valmy in Artilleriefire geratet. Seither bebte die Erde. Die französischen Kanoniere haben sich bei der hoch gelegenen Mühle des Dorfes verschanzt, 59 000 Soldaten in ihrem Rücken. Unablässig jagen sie schwere Kanonenkugeln durch Nebel und Rauch.

Die Preußen, 35 000 Mann, feuern von der anderen Seite eines sumpfigen Tals aus 15 Batterien. Sturmreif wollen sie den Gegner schießen und dann den Hügel frontal angreifen.

Die Revolutionäre fürchten die europäischen Monarchen

Einige der Kugeln schlagen in Goethes Nähe ein. „Der Ton ist wundersam genug, als wär er zusammengesetzt aus dem Brummen des Kreisels, dem Butteln des Wassers und dem Pfeifen eines Vogels“, wird er sich Jahre später erinnern.

Goethe ist auf Anweisung des Herzogs Karl August von Sachsen-Weimar-Eisenach nach Valmy gekommen; sein Gönner befiehlt ein Regiment der preußischen Kavallerie.

Dramatische Erfahrungen will der Dichter nun sammeln, Erkenntnisse über das Farbenspiel und den Klang des Krieges. Etwas erleben.

Für die französischen Soldaten ist Valmy kein Abenteuer. Es geht um alles. Seit fünf Monaten befindet sich Frankreich im Krieg mit Österreich und Preußen – nun stehen die feindlichen Armeen 180 Kilometer vor Paris. Dabei

träumen die Revolutionäre doch eigentlich vom Weltfrieden.

Am 22. Mai 1790 haben die Abgeordneten der Nationalversammlung feierlich erklärt, niemals „irgendeinen auf Eroberung gerichteten Krieg zu führen“. Das revolutionäre Frankreich gibt sich, ganz im Sinne der Aufklärung, pazifistisch.

Auch von den europäischen Großmächten droht zunächst keine Kriegsgefahr. Zwar fürchten die ausländischen Regierungen durchaus, dass die Revolution auf die eigenen Staaten überspringen könnte. Österreich musste in seinem Machtbereich gerade erst zwei Aufstände niederschlagen. Beunruhigend ist auch, wie Frankreichs Machthaber mit dem Völkerrecht umgehen: Sie haben im Elsass die Feudalrechte abgeschafft, obwohl dort deutsche Fürsten Besitztümer haben – und argumentieren nun, die Bevölkerung habe es so gewollt.

Doch bestimmen diese Sorgen in den Jahren 1790/91 nicht die Außenpolitik der Großmächte. Einige ihrer Führer betrachten die Ereignisse sogar mit gewisser Zufriedenheit: Ein innerlich geschwächtes Frankreich spielt auf dem Kontinent vor-

erst keine Rolle mehr. Europas Herrscher treiben ganz andere Probleme um. Österreich führt, im Bund mit Russland, seit 1788 Krieg gegen die Türken. Wiens Erzfeind Preußen versucht, sich auf Kosten Polens nach Osten auszudehnen. Und England ist vor allem mit seiner Kolonialpolitik beschäftigt.

Einzig die französischen Emigranten, vor allem im Rheinland, drängen auf einen gegenrevolutionären Feldzug. Im Frühjahr 1791 spricht der Bruder Ludwigs XVI., der Comte d'Artois, deshalb beim Kaiser in Wien vor. Doch Leopold II. stellt sich taub. Nicht einmal die Briefe aus Paris, in denen seine Schwester Marie-Antoinette ihn um Hilfe bittet, ändern seine Haltung. Er will abwarten.

Erst die gescheiterte Flucht der Königsfamilie im Juni 1791 (siehe Seite 94) rüttelt ihn schließlich auf. Nun sei es,

schreibt Leopold II. an seinen Bruder, „höchste Zeit, unsere Schwester zu retten und diese schädliche französische Seuche zu unterdrücken“.

Innerhalb weniger Wochen begräbt der Kaiser seine Rivalitäten mit Preußen. Am 25. August trifft er König Friedrich Wilhelm II. auf Schloss Pillnitz bei Dresden. Dort machen sie das Schicksal der französischen Monarchie zum „Gegenstand des gemeinsamen Interesses für alle Souveräne Europas“. Die Erklärung von Pillnitz droht den Revolutionären auch mit militärischer Aktion. Doch einem Waffengang müssten alle europäischen Großmächte zustimmen, und das ist kaum wahrscheinlich.

Schon bald scheint es, als sei selbst diese schwache Drohgebärde unnötig gewesen: Im September 1791 unterzeichnet Ludwig XVI. die neue französische Verfassung. Leopold II. ist beruhigt: Schwester und Schwager sind gerettet, und in Frankreich kehrt offenbar wieder Ruhe ein.

Doch diese Annahme trügt.

Denn die radikalen Revolutionäre in Paris sind empört. Ist die Pillnitzer Erklärung nicht das Werk gegenrevolutionärer Verschwörer?

Geschürt wird diese Wut noch vom Treiben der Emigranten: Sie ziehen auf dem Gebiet des Kurfürsten von Trier Truppen zusammen. Die Bedrohung der Revolution scheint Gestalt anzunehmen.

Im Herbst 1791 beginnt in der Gesetzgebenden Versammlung in Paris sowie in der Presse und den politischen Klubs eine hitzige Kriegsdebatte. Vor allem Jacques-Pierre Brissot initiiert sie, ein 37-jähriger Abgeordneter aus Paris. Brissot ist Jakobiner, Journalist – und ein begabter Redner. „Ein Volk, das nach zehn Jahrhunderten der Sklaverei seine Freiheit errungen hat, braucht den Krieg“, erklärt er am 16. Dezember 1791 im Jakobinerklub. „Der Krieg ist notwendig, um die Freiheit zu festigen.“

Für Brissot und seine Anhänger, die Linke im Parlament, gilt der „Kreuzzug für die allgemeine Freiheit“ auch als Mittel gegen Wirtschaftskrise und innere Unruhen. Und ein Waffengang würde

vom König eine klare Stellungnahme erzwingen: für oder gegen die Revolution. „Das einzige Unglück, das es zu fürchten gibt“, sagt Brissot über den Krieg, „ist, ihn nicht zu haben.“

Die Brissotins versprechen einen schnellen Sieg: Die benachbarten Völker werden sich erheben, um die Fesseln des Ancien Régime abzuschütteln.

Auch die gemäßigten Revolutionäre um den Marquis de La Fayette, die von einer konstitutionellen Monarchie träumen, setzen auf Krieg. Nach einem kur-

zen Feldzug werde die siegreiche Armee, so hoffen sie, den nach seiner gescheiterten Flucht diskreditierten König wieder in sein Recht einsetzen.

Ein Politiker immerhin stemmt sich hartnäckig gegen die Kriegstreiberei: Maximilien Robespierre, der Kopf der Jakobiner. „Niemand liebt Missionare in Waffen“, widerspricht er dem Idealismus Brissots. Robespierre ist davon überzeugt, dass ein Krieg der Revolution nur schaden kann – weil er entweder den Militärs oder dem Hof in die Hände spielt. Sieht nicht sogar alles nach einer Verschwörung zwischen La Fayette und dem König aus?

IN DER TAT GLAUBEN Ludwig XVI. und Marie-Antoinette inzwischen, dass nur noch eine ausländische Invasion sie retten kann. Ludwig weiß um den schlechten Zustand seiner Armee und setzt auf eine rasche Niederlage.

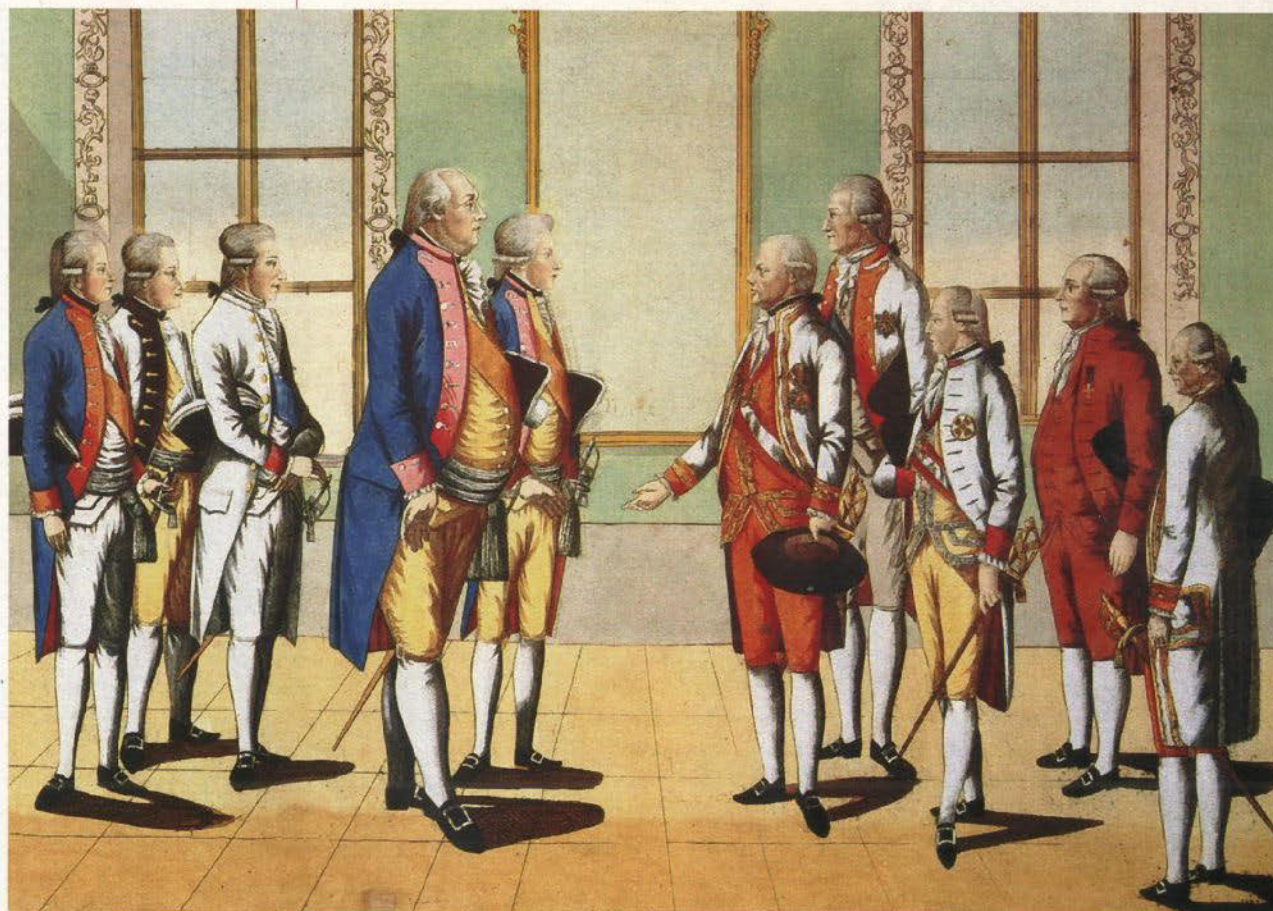
Mit einem durchtriebenen Doppelspiel heizt er die Kriegspropaganda weiter an:

Im Dezember 1791 akzeptiert er ein Dekret der Gesetzgebenden Versammlung, das die Kurfürsten von Trier und Mainz auffordert, die Lager der französischen Emigranten aufzulösen. Den Kaiser in Wien aber lässt er heimlich wissen, dass er auf die Ablehnung des Ultimatums und damit auf den Kriegsausbruch hoffe.

Tatsächlich aber gehen die deutschen Fürsten auf die französischen Forderungen ein und lösen die Lager auf. Doch gleichzeitig verschärft sich der Ton der diplomatischen Verlautbarungen aus Wien. So droht Leopold II. mit Waffenhilfe der europäischen Mächte, sollten französische Truppen die Grenze zu den deutschen Territorien überschreiten.

Bald überschlagen sich die Ereignisse. Als das französische Parlament von Österreich verlangt, die Pillnitzer Erklärung zurückzunehmen, schließt Leopold II. am 7. Februar 1792 mit Preußen ein Verteidigungsbündnis. Wenige Wochen später muss Ludwig XVI. auf Druck der Kriegspartei sein Kabinett umbilden und

Auftakt zur Eskalation: Im August 1791 treffen sich auf Schloss Pillnitz die Herrscher Preußens und Österreichs: König Friedrich Wilhelm II. (4. v. li.) und Kaiser Leopold II. (6. v. li.). Die Monarchen drohen Frankreich mit einer militärischen Intervention. Ihre Erklärung löst in Paris eine Welle der Kriegspropaganda aus



Parteilager Brissots in die Regierung aufnehmen.

Leopold II. stirbt überraschend am 1. März 1792. Sein Nachfolger Franz II. erhöht den Druck: Er verlegt 50 000 Soldaten an die belgische Grenze.

Doch Frankreich kommt ihm zuvor: Am 20. April 1792 erklärt die Gesetzgebende Versammlung in Paris dem Monarchen den Krieg.

BEGEISTERT TAUMELT DAS LAND in den Konflikt. Als in der elsässischen Garnisonsstadt Straßburg der Hauptmann Claude-Joseph Rouget de Lisle vom Kriegsausbruch hört, komponiert er binnen einer Nacht einen „Kriegsgesang für die Rheinarmee“. Dieser wird zum Schlachtruf der Patrioten – und zur zukünftigen Nationalhymne: „Zu den Waffen, Bürger, schließt die Reihen!“ (Der spätere Name „Marseillaise“ entsteht im Sommer 1792, als Freiwillige aus Marseille mit diesem Lied auf den Lippen nach Paris ziehen.)

Frankreich hat rund 130 000 Soldaten an seiner Westgrenze stationiert, aufgeteilt in die Nord-, die Mittel- und die Rheinarmee. Außenminister Dumouriez plant mit der Nordarmee, die er ab dem Sommer selbst führen wird, eine rasche Offensive in den Österreichischen Niederlanden, dem heutigen Belgien.

Aber schon der erste Vorstoß wird zur Katastrophe. Am 28. April treffen die Einheiten von General Théobald Dillon auf österreichisches Artilleriefeuer. Dillon, der wie andere Generäle eine defensive Taktik bevorzugt, befiehlt einen geordneten Rückzug. Doch stattdessen ergreifen die meisten Soldaten panikartig die Flucht. Sie wittern Verrat.

Am nächsten Tag wird der General von seinen eigenen Leuten ermordet. Aus Furcht vor einem ähnlichen Schicksal nehmen in den kommenden Wochen zahlreiche Offiziere ihren Abschied; viele gehen ins Ausland. Sie sind nicht die Ersten: Das Offizierskorps, das vor allem aus Adeligen besteht, ist schon seit der missglückten Flucht des Königs im Juni 1791 in bedrohlichem Ausmaß geschrumpft. Bis zum Frühjahr 1792 hat



Frankreichs revolutionäre Machthaber erneuern die Armee: Talentierte Männer bürgerlicher Herkunft ersetzen adelige Offiziere, freiwillige Soldaten stellen große Teile der Streitkräfte. Viele Bürger ziehen mit patriotischer Begeisterung in den Krieg (oben). Schon bald erringen die Truppen der Republik erste Siege gegen die Berufsarmeen der europäischen Nachbarn. So im belgischen Jemappes (unten), wo der französische General Dumouriez 1792 die Österreicher schlägt

Frankreich zwei Drittel seiner 9000 Offiziere verloren.

Auch die mangelnde Disziplin der Mannschaften schwächt die Schlagkraft. Die Ideale der Revolution haben im Heer Einzug gehalten, und so herrscht großes Misstrauen gegenüber den adeligen Offizieren. Meuterei und Fahnenflucht sind an der Tagesordnung.

Zudem fehlt es den regulären Armeeeinheiten, den „Linientruppen“, an Soldaten. Bereits im Sommer 1791 hat das Parlament beschlossen, die Lücken mit 100 000 Freiwilligen aus der Nationalgarde aufzufüllen. Aber im April 1792 stehen erst 33 000 von ihnen unter den Fahnen. Diese „Bürgersoldaten“ sind begeisterte Patrioten, doch zum Kämpfen kaum ausgebildet. Bei den Berufssoldaten sorgt das für Unmut, zumal die Freiwilligen mehr Geld gezahlt bekommen und ihre Offiziere selbst wählen dürfen.

Mit diesem Heer kann Frankreich nicht angreifen. Am 18. Mai beschließen



die Generäle, die Truppen vorerst nicht mehr zu bewegen. Der Gegner hat nun, so scheint es, leichtes Spiel.

Anfang Mai mobilisiert Preußen seine Truppen. Fast 47 000 Soldaten marschieren Richtung Koblenz. Gemeinsam mit dem 4500 Mann starken Heer der Emigranten soll von dort der Hauptstoß gegen Frankreich erfolgen.

AUCH IM LANDESINNEREN wird die Lage immer angespannter. In Paris formiert sich unter Führung der radikalen Stadtverwaltung und der politischen Klubs eine Volksbewegung, die das Parlament und den König unter Druck setzt. Als der König die linken Minister entlässt und sein Veto gegen zwei Verordnungen der Gesetzgebenden Versammlung einlegt, tobt das Volk. Verrat! Verschwörung! Demonstranten dringen in das Tuilerien-schloss ein und bedrohen den Monarchen, ziehen dann aber wieder ab.

Am 11. Juli 1792 erklärt das Parlament den nationalen Notstand: „Bürger! Das

Vaterland ist in Gefahr!“ Nur noch durch außergewöhnliche Maßnahmen glaubt man, die Lage im Inneren und Äußeren unter Kontrolle bringen zu können. 50 000 weitere Soldaten werden zu den Waffen gerufen, dazu fast 34 000 Freiwillige. Alle Kräfte sollen gegen die Feinde der Revolution mobilisiert werden; revolutionäre Innen- und Außenpolitik verschmelzen von nun an zu einer untrennbaren Einheit.

Forderungen, die Monarchie zu stürzen, werden lauter.

Anfang August wird bekannt, dass der Führer der Invasionsarmee, der Herzog von Braunschweig, Paris mit einer „militärischen Exekution und der vollständigen Vernichtung“ droht, sollte der königlichen Familie etwas zustoßen. Jetzt gibt es kein Halten mehr. Am 10. August 1792 stürmt das Pariser Volk erneut die Tuilerien und setzt Ludwig XVI. wie auch Marie-Antoinette gefangen.

Neun Tage später überschreitet die preußische Armee die Reichsgrenze. Ihr Ziel ist Paris.

Schon nach vier Tagen kapituliert die Festung Longwy. Darauf marschieren die Angreifer auf Verdun. Die Festung fällt nach kurzem Beschuss. Der Weg nach Paris ist nun offen. Von Norden rücken auch die Österreicher vor.

Das **Lied** der Revolution gibt Frankreichs Soldaten Mut

Die Preußen umgehen das waldige Gebirge der Argonnen nördlich. Sie kämpfen gegen Regen, Krankheiten und Hunger – selten aber gegen Soldaten. Ein kleines Gefecht am 15. September endet auf französischer Seite mit Panik.

Am 19. September gelingt es den Generälen Dumouriez und Kellermann immerhin, ihre Armeen westlich der Argonnen zu vereinen. Nun befiehlt der



Herzog von Braunschweig, Fühlung mit dem Gegner zu suchen. Ein schneller Sieg scheint den Preußen sicher.

20. SEPTEMBER 1792, 13 UHR, die Hügel bei Valmy. Seit Stunden schon donnern die Kanonen. Großen Schaden haben sie bisher nicht angerichtet, viele Geschosse bleiben im nassen Boden stecken. Die Preußen, deren linken Flügel König Friedrich Wilhelm II. befiehlt, trommeln zum Angriff. In drei Kolonnen rückt die Infanterie vor, gedeckt vom Feuer der Artillerie. Die Hügel hinab, durch den Morast der Talsenke. Der schlammige Boden reicht den Männern bis über die Knöchel. Immer wieder müssen sie sich vor den Kugeln der Franzosen ducken. Bis zu deren Stellung sind es noch 600 Meter.

Von dort dringt nun ein erstaunlicher Klang durchs Geschützfeuer: General Kellermann reitet durch die Linien, seinen Hut mit den blau-weiß-roten Federn auf der Spitze seines Degens schwenkend. „Vive la nation!“, ruft er – und seine Soldaten antworten begeistert. Dann stimmen die Männer das „Ça ira“ an, das Lied der Revolution. Immer wieder schallen die Gesänge durchs Tal.

Gegen 14 Uhr gibt es bei der Mühle eine gewaltige Explosion. Preußische Geschosse haben mehrere Pulverwagen getroffen. Für einen Moment sieht es wieder so aus, als griffen Verwirrung und Panik im französischen Heer um sich. Doch die Soldaten halten aus im Feuer, „ohne eine Miene zu verziehen oder ihre Aufstellung durcheinander zu bringen“,

wie Kellermann am nächsten Tag dem Kriegsminister berichtet.

Um etwa 17 Uhr bricht der Herzog von Braunschweig den Angriff der preußischen Soldaten ab: Das schlechte Wetter und der morastige Grund haben seine Männer erschöpft, und die meisten haben seit dem vorigen Tag nichts mehr gegessen. Vor allem aber hat niemand damit gerechnet, dass die französischen Männer ausharren würden.

Gegen Abend verstummt das Geschützfeuer. Die preußischen Truppen ziehen sich zurück – ohne dass ihre Infanterie den Franzosen eine Schlacht hätte liefern können. „Der Feind hatte mehr Volk, mehr und besseres Geschütz und eine weit bessere Stellung als wir“, erklärt ein preußischer Soldat später das Scheitern des Angriffs.

Goethe stößt nach seinem Ausritt wieder zur Truppe: „Nun aber ging jeder vor sich hin, man sah sich nicht an, oder wenn es geschah, so war es, um zu fluchen oder zu verwünschen.“ Im Nachtlager, das in Sturm und Regen unter freiem Himmel aufgeschlagen wird, setzt er sich zu den Offizieren. Und erklärt: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen.“

Der Dichter behält Recht. Die Preußen starten keinen neuen Angriff, Valmy bleibt das letzte Gefecht dieses Feldzugs. Während sich in Paris die Republik konstituiert, verhandelt der Herzog von Braunschweig mit dem Gegner über einen Waffenstillstand und tritt schließ-

Mainzer Republik

Die nach Deutschland vorrückenden französischen Truppen nehmen am 21. Oktober 1792 das Kurfürstentum Mainz ein. Seit einiger Zeit herrscht auch östlich der Grenze, angestachelt vom Beispiel des Nachbarlandes,

eine revolutionäre Stimmung. Und so formiert sich in Mainz, gefördert von den Besatzern, zwei Tage nach der Kapitulation der erste deutsche Jakobinerklub. Die Jakobiner wollen vor allem das Volk für die Republik gewinnen. Sie drucken Hunderte die Revolution verherrlichende Flugblätter, Plakate und Zeitungen. Sogar von der Kanzel wird mancherorts die Idee von Gleichheit und Freiheit gepredigt, Freiheitsbäume zieren Dörfer und Städte.

In der ersten demokratischen und allgemeinen Wahl auf deutschem Boden wird am 26. Februar 1793 der „Rheinisch-Deutsche Nationalkonvent“ gewählt: Alle Männer über 21 – Diensthofen und Knechte ausgenommen – dürfen ihre Stimme abgeben, unabhängig von Stand und Besitz. Am 17. März 1793 tritt das Parlament zusammen, tags darauf erklären die Abgeordneten Mainz und Regionen im Umland zum „freien, unabhängigen, unzertrennlichen Staat, der gemeinschaftlichen, auf Freiheit und Gleichheit gegründeten Gesetzen gehorcht“.

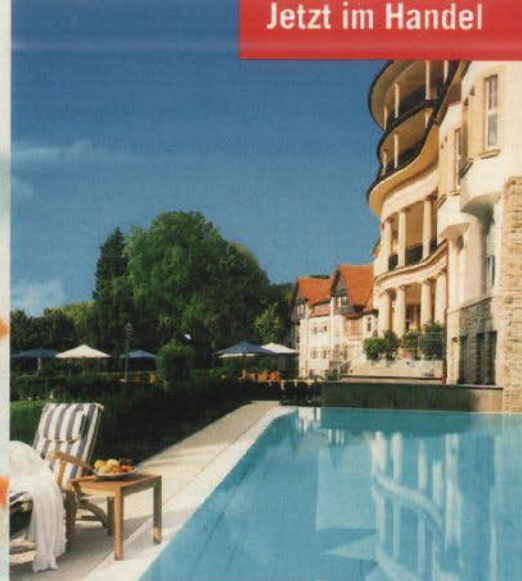
Doch ganz auf sich gestellt, ist die kleine Republik nicht lebensfähig. Eine Delegation reist nach Paris, um den Anschluss an Frankreich zu erbitten – zu spät: Als preußische Truppen im Frühjahr 1793 die westrheinischen Gebiete erobern, müssen sich die Franzosen zurückziehen. Nach wochenlanger Belagerung fällt im Juli schließlich auch Mainz, wo eine französische Besatzung bis zuletzt ausgeharrt hat.

Die Mainzer Revolutionäre sind nun der Rache der Sieger, aber auch von Teilen der Bevölkerung ausgeliefert. Viele werden misshandelt, einige gar gelyncht, die meisten als „Verräter“ zu Haftstrafen verurteilt.

Sina Heilmann



Unter dem Schutz der französischen Armee gründet sich 1793 in Mainz die erste Republik auf deutschem Boden. Wenige Monate später wird Johann Wolfgang von Goethe Augenzeuge der Eroberung der Stadt durch preußische Truppen. Er malt einen Freiheitsbaum mit Jakobinermütze, einem Symbol der Revolution



Willkommen im 17. Bundesland: Deutschland für Genießer.

Schlemmen: Sterneküche in der Provinz. **Entspannen:** Hotels von romantisch bis modern. **Shoppen:** Zu Besuch in edlen Manufakturen. **Entdecken:** Köln abseits von Karneval und Kamellen. **Schweigen:** Mit dem Fahrrad durch Deutschlands ältestes Weinanbaugebiet.

Bilder: K. Müller



lich mit seinen Leuten den Rückzug aus Frankreich an – aus guten Gründen: Krankheit, Hunger und der Regen haben die preußischen Truppen geschwächt. Viele Soldaten sind aufgrund der schlechten Ernährung an der Ruhr erkrankt, die Todesfälle häufen sich.

Auch die unerwartet feindselige Haltung der französischen Bevölkerung und die überraschende Kampfmoral der Franzosen bei Valmy tragen zur Demoralisierung der Truppe bei. Eine Fortsetzung des Feldzugs, gar ein Marsch auf Paris muss dem Herzog als ein unkalkulierbares Risiko erscheinen.

Schließlich tragen wohl auch machtpolitische Überlegungen zu der Entscheidung bei, die Invasion abubrechen: Polen fesselt erneut die Aufmerksamkeit des preußischen Königs, nachdem Zarin Katharina die Große dort im Frühjahr ihre Armee hat einrücken lassen.

So wird das Artillerieduell bei Valmy, das mit etwa 500 Toten und Verwundeten relativ wenige Opfer fordert, zum Wendepunkt in diesem Krieg. Zum ersten Mal sind die Revolutionstruppen standhaft geblieben. Die Kanonade ist ein moralischer Sieg – und die Geburtsstunde des Mythos vom unbesiegbaren „Volk in Waffen“.

IN DEN WOCHEN DARAUF ist Frankreich an allen Fronten auf dem Vormarsch. Im Süden werden Nizza und Savoyen, im Osten Speyer, Worms, Frankfurt und Mainz sowie weitere Teile der linksrheinischen Gebiete besetzt.

Die Nordarmee erobert Belgien. Entscheidend wird der Kampf bei Jemappes. Die Österreicher haben sich bei dem Dorf verschanzt. Doch dem Frontalangriff des Gegners unter General Dumouriez am Morgen des 6. November können sie nicht standhalten – der Tag endet mit dem Rückzug des kaiserlichen Heeres. Erstmals gewinnen die französischen Truppen eine Feldschlacht.

Österreichs Armee muss Belgien räumen. Bis zur Jahreswende 1792/93

haben die Franzosen das ganze Land besetzt. Mitte Februar rückt Dumouriez mit 20 000 Mann in den Niederlanden ein und erobert wichtige Festungen. In den besetzten Gebieten ersetzt die revolutionäre Gesetzgebung das alte Feudalsystem.

Je erfolgreicher der Krieg verläuft, desto mehr wird das Ideal der Völkerbefreiung bei den französischen Revolutionären von dem Ruf nach nationaler Expansion überlagert. Führende Politiker fordern Rhein, Alpen und Pyrenäen als Frankreichs „natürliche Grenzen“.

Großbritanniens Premierminister William Pitt wird nun zum Schmied einer großen Koalition gegen Paris. Er sieht die britischen Interessen am Kanal bedroht.

Preußen, Österreich und Großbritannien, die Niederlande, Spanien, die

Die Bürgerarmee schlägt die Söldner der Könige

meisten italienischen Staaten und die deutschen Reichsstände: Frankreich hat jetzt fast ganz Europa gegen sich. Und es hat zu wenig Soldaten.

Nach dem Winterfeldzug verlassen viele Freiwillige die Armee, Disziplinlosigkeit und Fahnenflucht nehmen zu. In dieser bedrohlichen Lage verwandeln die Revolutionäre das Söldnerheer des Ancien Régime endgültig in eine bürgerliche Massenarmee. Der Konvent hebt im Februar alle Unterschiede zwischen Freiwilligen und Berufssoldaten auf. Zur gleichen Zeit werden 300 000 neue Männer zu den Waffen gerufen – offiziell als Freiwillige, doch tatsächlich werden viele per Losentscheid oder Abstimmung für den Kriegsdienst ausgewählt.

Weil diese Rekrutierung aber nicht den gewünschten Erfolg hat (siehe Seite 126), wird schon bald eine zweite Massenaushebung angeordnet. Und die hat mit Freiwilligkeit nichts mehr zu tun. Mit der *levée en masse* vom 23. August 1793 verpflichtet der Konvent alle unverheirateten Männer zwischen 18 und 25 Jahren, sich für die Armee bereitzu-

halten. Witwer mit Kindern ausgenommen. Frankreich führt damit als erste europäische Macht die allgemeine Wehrpflicht ein.

Binnen eines Jahres wächst die Armee auf 750 000 Mann an – und erobert die zwischenzeitlich verlorenen Gebiete wieder zurück. 1795 verleiht sich Frankreich Belgien ein, gründet in den Niederlanden einen Satellitenstaat.

In Frankreichs Massenarmee können junge Offiziere rasch Karriere machen, gleichgültig ob sie zuvor Handwerker, Bauern oder Kaufleute waren. Alles was zählt, ist die Leistung. Wer Talent beweist, kann schnell vom Leutnant zum Armeeführer aufsteigen.

Diese Revolutionierung der Armee befördert auch einen korsischen Offizier nach ganz oben: Napoleon Bonaparte. 1793 noch ist er ein einfacher Hauptmann in der Italienarmee – zwei Jahre später deren Oberbefehlshaber.

Bonaparte erweist sich als ein Meister der neuen Taktik, den Feind in großen Feldschlachten zu vernichten.

Er ist es, der den ersten Krieg gegen die europäische Koalition schließlich für Frankreich entscheidet: 1796/97 erobert der General eine italienische Stadt nach der anderen, installiert in Oberitalien Vasallenrepubliken und dringt bis in die Steiermark vor. Im Frühjahr 1797 stehen seine Truppen etwa 100 Kilometer vor Wien. Weitgehend eigenmächtig handelt Napoleon mit Österreich den Frieden von Campo Formio aus.

Das Königreich Neapel, die Schweiz und der Kirchenstaat werden anschließend Vasallenstaaten. Bis nach Malta und Ägypten dringt Napoleon vor. Manche Eroberungen gehen schnell wieder verloren. Dauerhaft jedoch ist der Machtgewinn der neuen Armee – und ihrer Führer.

Am 9. November 1799 gelangt Napoleon Bonaparte in Paris durch einen Putsch an die Macht (siehe Seite 160). Damit erfüllt sich Robespierres Prophezeiung von einst: Der Krieg hat einen neuen Cäsar hervorgebracht. □

Insa Holst, 29, Historikerin, ist freie Journalistin in Hamburg und schreibt regelmäßig für GEOEPOCHE.

Ich soll meinem kleinen Bruder keine Erbsen in die Ohren stecken.
Ich soll meinem kleinen Bruder keine Erbsen in die Ohren stecken.
Ich soll meinem kleinen Bruder keine Erbsen in die Ohren stecken.
Ich soll meinem kleinen Bruder keine Erbsen in die Ohren stecken.
Ich soll meinem kleinen Bruder keine Erbsen in die Ohren stecken.
Ich soll meinem kleinen Bruder keine Erbsen in die Ohren stecken.
Ich soll meinem kleinen Bruder keine Erbsen in die Ohren stecken.
Ich soll meinem kleinen Bruder keine Erbsen in die Ohren stecken.
Ich soll meinem kleinen Bruder keine Erbsen in die Ohren stecken.

Jetzt im Handel

Nicht von schlechten Eltern. So wünschen sich Mütter und Väter ihre Kinder. Ob es das richtige Erziehungskonzept gibt, wie sehr Eltern den Nachwuchs prägen und warum es nicht schlimm ist, dass man nicht immer alles richtig machen kann: jetzt in GEO WISSEN.

**Mit
großem Test:
So stärken Sie
Ihre Erziehungs-
Kompetenz!**



Die Welt verstehen mit GEO

Zeugen der Angst

Die politische Umwälzung bietet den Menschen gesellschaftliche Chancen, die im Ancien Régime undenkbar gewesen wären: Einem Schauspieler etwa öffnet sie den Weg zum Ruhm, eine Kurtisane fordert Frauenrechte ein. Doch mit den Möglichkeiten wachsen die Risiken. Schließlich reicht oft schon eine auf vagen Indizien beruhende Anklage aus, um zum Schafott des Henkers von Paris geführt zu werden

Von Marion Hombach und Tonio Postel



Charles-Henri Sanson
(1739–1806)

Der „Revolutions-henker“ Sanson lässt genau 2918 Köpfe rollen, darunter die Häupter Ludwigs XVI. und Robespierres. Er entstammt einer Henkersdynastie, die seit 1688 das Amt des „Monsieur de Paris“ ausübt. Der von vielen Zeitgenossen als gut aussehend und wohlerzogen gerühmte Charles-Henri übernimmt mit 15 Jahren den Posten von seinem kranken Vater. Stets elegant gekleidet, beeinflusst er sogar die Mode der Metropole. Eine Zeit lang trägt man grüne Gehröcke à la Sanson.

Der Henker aber ist alles andere als ein kalter Killer, er arbeitet nebenbei als Heilpraktiker: Die Hinrichtungen, die zur Zeit der *Terreur* fast täglich wie Zirkusnummern inszeniert werden, stürzen den sensiblen Mann in Depressionen; er bekommt Magen- und Nierenleiden. Man sieht ihn weinend an der Guillotine stehen. 1795 übergibt er sein Amt schließlich an seinen Sohn.

Dabei hat der berühmteste Henker von Paris nie selbst das Fallbeil ausgelöst. Seine Gehilfen bedienten das Schafott, er hat nur die Befehle gegeben – oft genügte ihm dazu ein Augenzwinkern.



Antoine-Laurent de Lavoisier
(1743–1794)

Ein Jurist und Naturwissenschaftler ist der Begründer der modernen Chemie. 1775 wird Lavoisier Verwalter der königlichen Pulvermagazine. Sein Labor im Arsenal von Paris sowie der Salon seiner Frau avancieren bald zu Treffpunkten intellektueller Eliten. Der Forscher verbessert die Schwarzpulverproduktion, weist nach, dass Wasser aus den erstmals von ihm definierten Elementen Wasserstoff und Sauerstoff besteht, und publiziert im Jahr der Revolution sein theoretisches Hauptwerk „*Traité élémentaire de chimie*“.

Nach 1789 beteiligt sich der Liberale an Reformen, fördert etwa die Einführung einheitlicher Maße und Gewichte. Aber seine Verdienste gelten während der *Terreur* weniger als seine Vergangenheit. Lavoisier wird als einstiger königlicher Steuerpächter angeklagt und stirbt am 8. Mai 1794 durch die Guillotine.

„Sie brauchten nur einen Moment, um diesen Kopf abzuschlagen“, beklagt ein Wissenschaftler die Tat, „aber ein Jahrhundert wird vielleicht nicht reichen, einen neuen wie diesen hervorzubringen.“



Olympe de Gouges
(1748–1793)

Olympe de Gouges ist selbstbewusst genug, um das Establishment zu provozieren. Den Bürgerinnen des neuen Frankreich werden von den Revolutionären kaum politische Rechte gewährt. Die bekannte Kurtisane, die sich in Paris auch als Schriftstellerin einen Namen gemacht hat, fordert nun genau diese Rechte für die Frauen.

1791 verfasst sie eine „Erklärung der Rechte der Frau und Bürgerin“, die sie der Menschenrechts-erklärung von 1789 nachbildet. „Die Frau wird frei geboren und bleibt dem Mann in allen Rechten gleich“, heißt es etwa darin. Erfolg hat sie mit ihren Forderungen nicht: Die Erklärung wird von Zeitgenossen kaum beachtet und erst Jahrzehnte später als Pioniertat des Feminismus wiederentdeckt. Mit einigen Pamphleten jedoch zieht die überzeugte Girondistin den Zorn Robespierres auf sich. Er lässt sie am 3. November 1793 hinrichten.

Und so widerfährt ihr, was sie stets angeprangert hat: Frauen dürften zwar nicht auf der Tribüne sprechen, hätten aber „das Recht, das Schafott zu besteigen“.



Manon Roland
(1754–1793)

Die „abscheuliche Hexe“ herrsche über das „Bordell“, zu dem das Innenministerium verkommen sei. So wird 1792 in radikalen Revolutionszeitungen eine Frau geschmäht, die von ihren Bekannten für Tugend, Geist und Bildung gerühmt wird: Manon Roland, 38 Jahre alt und Ehefrau von Innenminister Jean-Marie Roland de la Platière. Sie führt in Paris einen Salon, in dem sich die führenden Girondisten treffen, und gilt als treibende Kraft hinter Roland. Damit wird sie zur Zielscheibe des Publizisten Jacques René Hébert, der in ihr eine Widersängerin der Königin Marie-Antoinette sieht.

Als sie Ende 1792 ihren Mann dazu bringt, eine flammende Rede gegen seinen Konkurrenten Danton zu halten, vergrößert dieser Angriff die Kluft zwischen den Jakobinern und den Girondisten – die bald darauf aus dem Konvent ausgeschlossen werden. Im Januar 1793 muss Roland zurücktreten, seine Frau wird Monate später wegen einer angeblichen Verschwörung verhaftet und am 8. November 1793 exekutiert. Ihr Gatte, welcher der Festnahme entkommen war, begeht Selbstmord, als er von ihrem Tod erfährt.



Pierre-François Palloy
(1755–1835)

Kaum jemand hat den Sturm auf die Bastille so konsequent zum Mythos gemacht wie Pierre-François Palloy. Der 34 Jahre alte Bauunternehmer besitzt 1789 ein Vermögen von einer halben Million Livres und sieben Häuser. Eher zufällig ist er am 14. Juli 1789 am Sturm beteiligt – und erkennt sofort seine Chance. Schon am folgenden Tag lässt er sich von der neuen, revolutionären Pariser Stadtregierung den Auftrag zum Abriss der verhassten Festung übertragen. Innerhalb eines knappen Jahres erledigen seine Arbeiter den aus öffentlichen Mitteln bezahlten Auftrag.

Und nicht nur das: Palloy veranstaltet Volksfeste in den Ruinen und verkauft „patriotische Reliquien“ aus Abbruchmaterial – Mini-Bastillen aus Originalsteinen etwa oder Tintenfässer aus eisernen Ketten, in denen einst angeblich Gefangene lagen.

Der Bastillesturm wird so im ganzen Land zum ebenso volkstümlichen wie patriotischen Symbol, die Souvenirs sind die Medien, die dieses Ereignis bekannt machen. Palloy bleibt bis zum Ende der Aktion Idealist – auch als ihn die Vermarktung mehr Geld kostet, als sie ihm einbringt.



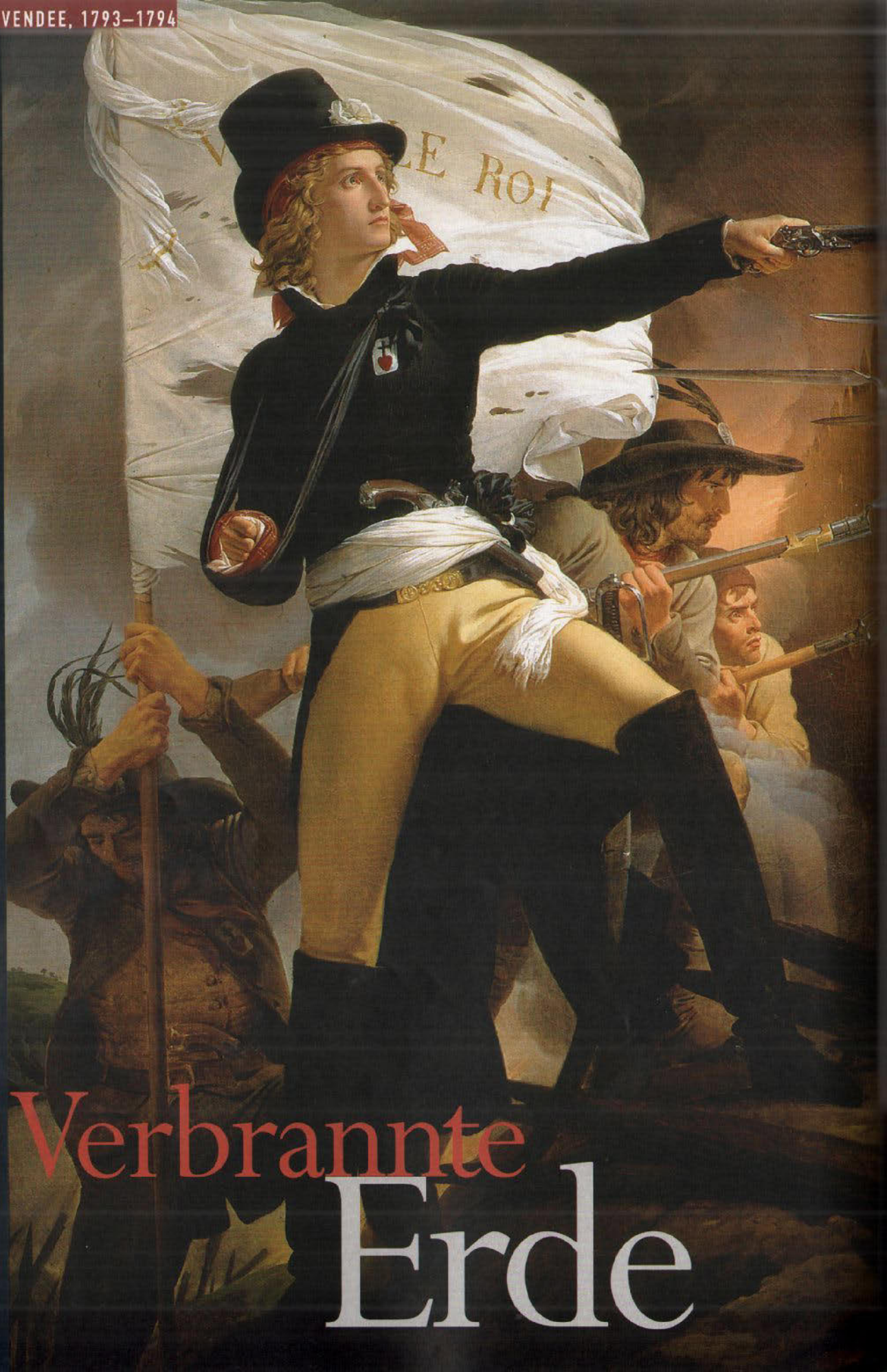
François-Joseph Talma
(1763–1826)

Seinen Aufstieg verdankt Talma einem Tyrannen: Im Herbst 1789 erklärt sich der junge Schauspieler bereit, die Hauptrolle in Marie-Joseph Chéniers Tragödie „Karl IX.“ an der Comédie-Française zu übernehmen. Keiner sonst wagt es, den blutrünstigen Herrscher zu spielen. Dem gelernten Dentisten aber bringt die Rolle den Durchbruch: Er brilliert als launischer, bald kindischer, bald brutaler Despot.

Talma wählt für seine Auftritte historisch korrekte Kostüme, schminkt sich, um den Figuren ähnlicher zu sein und löst eine Theater-Revolution aus: Neben ihm wirken die Kollegen in ihren Pluderhosen und Perücken bald antiquiert, gilt doch der gestelzte, pompöse Stil nun als überholt aristokratisch. Und als Talma wegen seiner Unterstützung radikaler Revolutionäre vom Ensemble ausgeschlossen wird, erzwingt das aufgebrachte Publikum seine Rückkehr.

Nach dem Ende der Jakobinerherrschaft wird der Akteur zu einem der bedeutendsten Mimen des Direktoriums und – als Napoleons Lieblings-schauspieler – auch des Empire.

AUFSTAND IN DER VENDEE, 1793-1794



Verbrannte Erde

Es ist Sonntag, aber in Saint-Florent le Vieil gibt es keine Sonntagsruhe an diesem 10. März 1793. Aufrührerische Stimmung herrscht in dem 50 Kilometer westlich von Nantes am Südufer der Loire gelegenen Städtchen. Vor dem Gerichtsgebäude haben sich protestierende Männer versammelt, die sich ihrer Zwangsrekrutierung widersetzen wollen.

Vor zwei Wochen hat der Konvent, das Revolutionsparlament in Paris, die Aushebung von 300 000 Rekruten beschlossen, weil Frankreich im Krieg gegen die Mächte einer europäischen Koalition seine Truppenstärke erhöhen muss. Und seit einigen Tagen werden überall im Land Jungesellen und Witwer zwischen 20 und 40 Jahren zu den Waffen gerufen.

Nun müssen sich die Männer aus der Umgebung von Saint-Florent in der Kleinstadt versammeln (nur die revolutionstreuen Beamten der lokalen Verwaltung sind von vornherein vom Kriegsdienst befreit). Das Los soll entscheiden, wer weiterhin sein Land bestellen oder sein Handwerk ausüben darf und wer in den Krieg ziehen muss.

Schon zu Zeiten des Ancien Régime war das Losverfahren verhasst. Und wie zuvor in einigen anderen Orten ist auch die in Saint-Florent versammelte Menge so aufgebracht, dass sie weder durch beschwichtigende Reden noch durch Drohungen zu besänftigen ist. Erst als die Nationalgarde etwa 15 Unruhestifter festnimmt, kehrt Ruhe ein. Gleichwohl fordert der Kommandant Verstärkung an.

Inzwischen sind aber auch die Bewohner der umliegenden Höfe und Weiler alarmiert. Als am folgenden Tag die Verstärkung in Saint-Florent aufmarschiert, werden die Gardisten von einer Übermacht von Bauern, Handwerkern und

Krämern mit Dreschflegeln, Forken und Jagdgewehren bedroht.

An diesem Montag entzündeten sich in mehr als 100 Dörfern der Region Aufstände gegen die Aushebung; allein in Machecoul, etwa 80 Kilometer südwestlich von Saint-Florent, werden innerhalb weniger Tage mindestens 160 Revolutionäre massakriert. Gemeinsame Führer haben die Aufrührer indes noch nicht. Und keineswegs ist es ihre Absicht, sich auf einen längeren Kampf mit den regulären Truppen einzulassen. Die Rebellen von Saint-Florent etwa laufen am Dienstag wieder auseinander – nachdem sie die Soldaten vertrieben, die Gefangenen befreit und die Stadt geplündert haben.

Im 15 Kilometer südlich von Saint-Florent gelegenen Dorf Le Pin-en-Mauges hört Jacques Cathelineau am Dienstagmorgen von dem Aufruhr. Der Fuhrmann und Messner ist ein hagerer, gewöhnlich zurückhaltender Mann, doch ein guter Redner – und als frommer Katholik ein Gegner der Revolution.

Sofort ruft Cathelineau die Einwohner zusammen und begeistert sie mit einer Brandrede für den Aufstand. Etwa 20 junge Männer greifen zu den Gewehren und schließen sich ihm an. An der Spitze seines Trupps zieht Cathelineau in den Nachbarort und lässt dort die Sturmglocke läuten. Bald folgen ihm schon 100 Mann.

Der Haufen marschiert, so spätere Berichte, zu einem nahe gelegenen Schloss, wo 80 Nationalgardisten stationiert sind, und nimmt es im Sturm. Cathelineaus Stegreifarmee erbeutet eine Kanone, dazu Gewehre und Pferde. Noch am selben Tag attackieren die Männer – es sollen inzwischen mehr als 400 Aufständische sein – die kleine Stadt Chemillé und besiegen 200 Republikaner.

Überall in den ländlichen Regionen Westfrankreichs erheben sich in diesen Tagen spontan die Menschen. In der



Erst die Maler späterer Generationen halten die Gräuel des Bürgerkriegs in Öl fest. Etwa Jean Joseph Weerts mit seinem 1883 geschaffenen Bild von der Ermordung des 13-jährigen Offiziersburschen Joseph Bara durch Aufständische

Bretagne werden die Revolten der Bauern rasch niedergeschlagen. Südlich der Loire jedoch können sich die Aufständischen behaupten, denn von hier hat die Regierung zuvor aus Angst vor einer britischen Invasion große Truppenteile an die Kanalküste verlegt. Die noch in der Region stationierten Soldaten sind nicht sehr kampfstark.

Insgesamt rebellieren in vier Departements – verteilt auf ein Gebiet von etwa 10 000 Quadratkilometern – mehr als 700 Gemeinden. Für Paris wird das Departement Vendée zum Synonym für die Aufstandsregion.

Da sie kaum auf Gegenwehr stoßen, können sich rasch Truppen von einigen

Im März 1793 erheben sich im Westen Frankreichs Tausende Menschen: Bauern, die sich von der Revolution betrogen fühlen, und Adelige, die von der Wiederherstellung der Monarchie träumen. Unter dem Zeichen von Herz und Kreuz kämpfen Rebellen wie der 20-jährige Comte de La Rochejaquelein (links) gegen die Republik. Die Pariser Regierung schlägt zurück – mit einem beispiellosen Vernichtungszug

tausend Aufständischen bilden. Sie werden von Männern aus dem Volk wie Cathelineau angeführt – später aber auch von Landadeligen.

Die „Weißen“, wie die Aufständischen bald wegen ihrer royalistischen Kokarden genannt werden, erobern etliche Dörfer und Kleinstädte der Region. Sie stürmen die Distriktgebäude, verbrennen Akten, plündern die Kassen, töten Nationalgardisten und die Vertreter der revolutionstreuen Verwaltung.

Am 19. März ziehen 2000 Soldaten der Republik in die Vendée, um den Umsturzversuch niederzuschlagen. Doch die „Blauen“, wie die Soldaten nach der Farbe ihrer Uniformröcke heißen, werden von den Aufständischen in zwei Kämpfen am 19. und 23. März besiegt.

Anfang April ist nahezu die gesamte Vendée mit Ausnahme des nördlichen Küstengebietes in der Hand der Rebellen.

DAS AUFSTANDSGEBIET IST eine karge Landschaft mit Hügeln und engen Tälern, Hecken säumen die Felder und Wiesen.

In den Dörfern leben die Menschen vor allem von der Viehzucht und vom Textilgewerbe. Es gibt keine größeren Städte.

Schon seit zwei, drei Jahren gärt es in der Vendée. Anfangs knüpften sich zwar auch hier an die Revolution große Erwartungen: Die Bauern hofften auf die Befreiung vom Joch feudaler Unterdrückung und auf eine Reduzierung der hohen Steuern.

Bald jedoch sahen sich viele Landwirte als Opfer der Veränderungen. In der Vendée (wie auch in anderen Teilen Westfrankreichs) bewirtschaften die meisten Bauern Pachtland. Ihnen aber hat die Abschaffung der Feudalordnung keine Vorteile gebracht – im Gegenteil: Wurden die direkten Steuern vor 1789 jeweils zur Hälfte von Bauern und Grundbesitzern entrichtet, müssen sie nun von den Pächtern allein aufgebracht werden; zudem sind die Rechte der Verpächter unangestastet geblieben.

Und anders als die Grundeigentümer profitieren die Bauern auch nicht von der Aufhebung des Kirchenzehnten; vielmehr ist die Pacht meist in entsprechender Höhe gestiegen. Zudem hat Paris nichts getan, um die in der ökonomisch

unterentwickelten Region grassierende Wirtschaftskrise zu bekämpfen.

Um den Staatsbankrott abzuwenden und um eine Deckung für das neue Papiergeld, die Assignaten, zu schaffen, erklärte die Nationalversammlung Ende 1789 die Kirchengüter zum Nationalbesitz und ließ sie versteigern.

Bei der Veräußerung des Landes gingen die mittellosen Pacht- und Kleinbauern leer aus. Die Güter wurden vor allem von Großgrundbesitzern und Kaufleuten erworben – zur Verbitterung der einfachen Landbevölkerung.

Unzufrieden sind viele Bewohner der Vendée zudem mit der Neueinteilung Frankreichs in Departements und Distrikte. Die neuen Grenzen werden oft als Bruch mit gewachsenen Traditionen empfunden. Auch sehen sie in vielen Maßnahmen der lokalen Beamtschaft Willkürakte. Die Verwaltungen werden von revolutionstreuen „Patrioten“ dominiert, die ihren Einfluss selbst durch Manipulation sichern. Wählen dürfen nur „Aktivbürger“ (Männer, die älter als 25 Jahre sind und über Besitz oder ein hohes Einkommen verfügen), die in die Liste der Nationalgarde eingeschrieben sind, ihre Steuern bezahlt und einen Eid auf die Verfassung geleistet haben.

Und wenn trotzdem ein royalistisch gesinnter Kandidat gewählt wird, dann lassen die Revolutionäre die Abstimmung kurzerhand annullieren. So verlieren die neuen Verwalter an Legitimität – vielen erscheinen sie als willfährige Vollstrecker all der Verfügungen des ungeliebten revolutionären Zentralstaates.

Die Unzufriedenheit der besitzlosen Landbevölkerung wird noch geschürt von manchen konservativen Notaren, Richtern und Adligen: der ländlichen Elite des Ancien Régime.

Auf den größten Widerstand in dieser stark vom Katholizismus geprägten Region stößt jedoch die Kirchenpolitik der Nationalversammlung. Die am 12. Juni 1790 beschlossene „Zivilkonstitution des Klerus“ unterwirft die Kirche einem Modell weltlicher Ordnung: Mit Ausnahme der Vikare werden ihre Amtsträger von den Aktivbürgern per Wahl bestimmt;



Nirgendwo ist der Widerstand gegen die Revolution so stark wie in der Vendée. Doch auch andernorts wird gekämpft. In der Bretagne etwa sammeln sich in kleinen Banden organisierte Bauern, die sich gegen die republikanische Verwaltung auflehnen und – wie hier dargestellt – von den Pariser Revolutionären verfolgte Priester verbergen



Cholet südlich der Loire ist eine der größten Kommunen, welche die Aufständischen in der Vendée kontrollieren. Deshalb wird es heftig umkämpft: Viermal brennt die Stadt bei Schlachten zwischen Rebellen und Truppen, bis sie die Regierung 1794 wieder erobert – als Ruinenfeld mit kaum 20 unbeschädigten Gebäuden und nur noch einem Viertel der ursprünglich 8000 Einwohner

alle Priester, nun Gehaltsempfänger des Staates, werden im November 1790 gezwungen, einen Eid auf das Gesetz abzulegen – andernfalls droht ihnen die Amtsenthebung.

Bis zum Frühjahr 1791 haben sich landesweit mehr als 50 Prozent der Pfarrer und Vikare der weltlichen Macht gebeugt. Als aber Papst Pius VI. die Zivilkonstitution als häretisch verdammt und von denen, die den Eid bereits geleistet haben, verlangt, ihn zu widerrufen, folgen viele Priester der Anordnung des Pontifex.

Seit Sommer 1791 werden die „Eidverweigerer“ durch „konstitutionelle Pfarrer“ – darunter Ordensgeistliche und romkritische Priester, die im Ancien Régime in Ungnade gefallen waren – ersetzt. Für die Bewohner der Vendée bedeutet dies einen unerhörten Eingriff in ihre dörflichen Gemeinschaften.

In wohl keinem anderen Teil Frankreichs sind so viele Priester in der Gemeinde aufgewachsen, der sie vorstehen, und deshalb dort fest verwurzelt. Umso fremder wirken die neuen Pfarrer. *Intrus*,

Eindringling, werden sie genannt und von den Gläubigen schikaniert.

Im antiklerikal gestimmten Pariser Konvent fehlt den Abgeordneten jedes Verständnis für die Empörung, die ihre Kirchenpolitik auslöst. Angesichts dieser Lage wirkt die Aushebung der 300 000 Soldaten im März 1793 wie der Zündfunke, der die Vendée explodieren lässt.

ALLE GEGENANGRIFFE der republikanischen Truppen scheitern. Die Blauen werden im April und Mai bei Chemillé,

Les Aubiers und in Thouars geschlagen. Die Vendée ist wie für einen Guerillakrieg geschaffen. Nur eine große Straße zieht sich von Nantes nach La Rochelle durch das Aufstandsgebiet; eine andere – von Tours nach Bordeaux – führt im Osten an der Vendée vorbei.

Zwischen diesen Verkehrsadern verlaufen nur schmale Querwege: von dichten Hecken gesäumte und überwachsene Pfade, die im Winter morastig und im Sommer holprig sind. An den Kreuzungspunkten gibt es keine Wegweiser: ein Labyrinth, in dem sich nur die Einheimischen zurechtfinden. Viele der meist wenig fruchtbaren Felder sind seit Jahren nicht mehr bestellt worden und deshalb von dornigem Ginster bedeckt, sodass sich die Nationalgarde nicht in der üblichen Schlachtordnung aufstellen kann.

Die Rebellen dagegen machen sich die Besonderheit der Landschaft zunutze. Ihre Angriffe, so beschreibt es später ein republikanischer General, sind „ein schreckliches, plötzliches und fast immer unvorhergesehenes Hervorbrechen, weil es sehr schwer ist, in der Vendée sich gegen eine Überrumpelung zu schützen“.

Die Rebellen attackierten „mit unbegreiflicher Wut, Hartnäckigkeit und Schnelligkeit“ – und zögen sich dann blitzartig zurück: „Sie zerstreuen sich, entkommen über Felder und Hecken, durch Wälder und Gebüsch, da sie alle Wege kennen, die Schlupfwege, die Schluchten und Engpässe.“

Sehr bald sind die republikanischen Truppen vom Krieg „in dieser scheußlichen Vendée“ zermüht.

Dabei sind die Weißen schlechter ausgerüstet als die Blauen. Ihnen fehlen Munition und Pferde, oft kämpfen sie in Holzschuhen statt in Stiefeln. Mitte März 1793 schließen sich die Rebellen zu größeren Heeren zusammen, das stärkste ist die „Große katholische und königliche Armee“.

Jacques Cathelineau, der Anführer aus Le Pin-en-Mauges, wird zu ihrem Oberkommandeur ernannt. Ein eher symbolischer Titel – denn diese Vendée-Armee, die bis zu 40 000 Mann aufbietet,

bleibt eine unkoordinierte Truppe mit unklaren Hierarchien.

Zudem täuscht der Name der Streitmacht über die Ziele der Bauern hinweg. Denn die kämpfen keineswegs für eine völlige Restauration der bourbonischen Monarchie; die Wiederherstellung der Adelsprivilegien etwa lehnen sie ab. Sie stehen auch nicht, wie man in Paris vermutet, unter dem Diktat adeliger Emigranten – bis 1794 weisen die Rebellen jede Unterstützung aus dem Ausland zurück.

Die Aufständischen streiten vor allem für die Reduzierung der Steuerlast. Und sie fordern die Solidarität der Städte: „Wir sind es, die mit unserem Schweiß und unserer Arbeit die Städte ernähren“, heißt es in einer ihrer Resolutionen. „Wir wollen kein Blut vergießen, wir fordern nur Einheit und Frieden.“

Die Operationen der Rebellen dauern zumeist nur drei, vier Tage, dann laufen sie wieder auseinander und kehren in ihre Heimatdörfer zurück – schon weil die Vendée-Armee, die über keine Kriegskasse verfügt, sie nicht verpflegen kann.

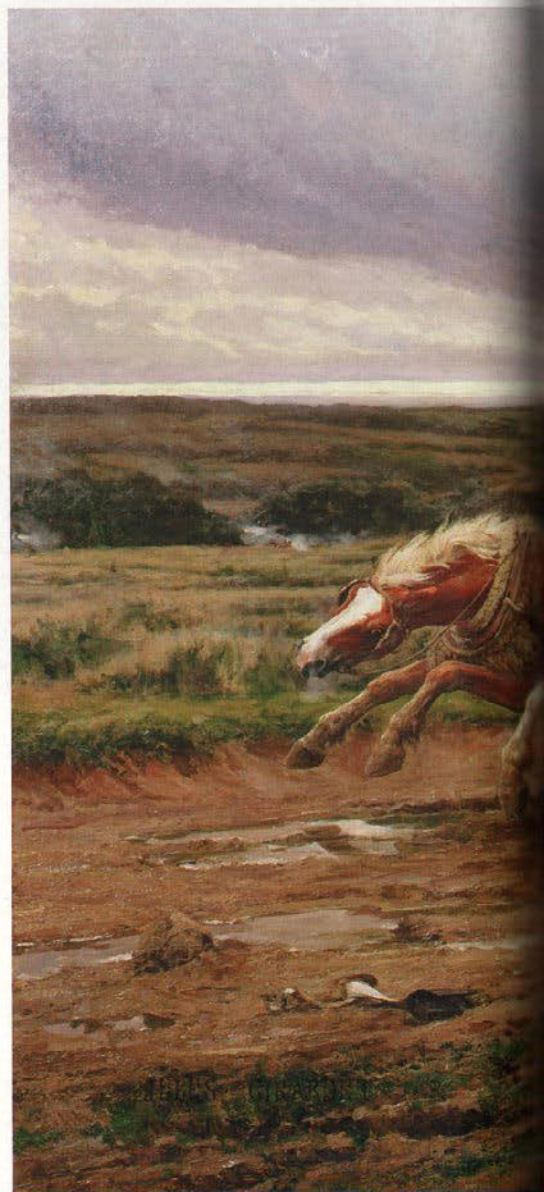
Trotzdem kontrollieren die Kämpfer die meisten Kleinstädte der Vendée. Die Eroberung der am Rande des Aufstandsgebietes gelegenen Hafenstadt Nantes scheitert indes – und dabei wird Jacques Cathelineau, der Anführer der ersten Stunde, tödlich verwundet.

In den eroberten Ortschaften aber werden verhasste republikanische Beamte aus ihren Ämtern vertrieben und oftmals ermordet. Zur Verwaltung der Region gründen die Rebellen in Châtillon-sur-Sèvres einen „Obersten Rat“, eine Art Regierung. Zwar lässt der Rat eigenes Geld drucken, aber seine zerstrittenen Mitglieder kümmern sich weder um die weitere militärische Planung noch um die Bedürfnisse der Zivilbevölkerung. So wird er nach etwas mehr als einem halben Jahr im Oktober 1793 wieder aufgelöst.

Dennoch scheint es Anfang Juni 1793, als ob sich die Rebellen in der Vendée dauerhaft behaupten können.

IN DER HAUPTSTADT SORGEN die Nachrichten aus dem Aufstandsgebiet für Entsetzen. Jeden Tag um zwölf Uhr lassen sich die Abgeordneten des Konvents über

die Lage informieren. Denn die Erhebung der Vendée fällt in eine Zeit, da die Revolution von vielen Seiten bedroht wird: Zwischen den *girondins* (Girondisten) – der nach dem Departement Gironda benannten, gemäßigt revolutionären Mehrheitsfraktion des Konvents – und den *montagnards* (Bergpartei) – radikalen und sozialrevolutionären Republikanern, die in den oberen Bankreihen des Parlaments (*la montagne*) sitzen – ist ein heftiger Machtkampf entbrannt. Im Krieg



damit die Bereitschaft, zu Gewalt und Terror zu greifen.

mit der europäischen Koalition läuft der kommandierende General Charles-François Dumouriez, ein führender Girondist, nach einer Niederlage zu den Österreichern über.

Eine hysterische Stimmung der allgemeinen Verdächtigungen breitet sich aus. Überall, so scheint es den Abgeordneten, drohen Abfall und Verrat, gegenrevolutionäre Verschwörungen und Komplote. Die Reden werden radikaler, das Rachebedürfnis nimmt zu – und

Ein hinsichtlich der Opferzahl stark übertreibender Rapport über ein Massaker der Weißen im Marktflecken Machecoul prägt von Beginn des Aufstands an das Bild, das man sich in Paris von den Rebellen macht; er dient als vermeintlicher Beweis für die Brutalität der gesamten Erhebung. Von Hunderten von Toten ist da die Rede, von der Verstümmelung eines Priesters und von Patrioten, deren Leiber auf die Straße geworfen und von Frauen mit Scheren traktiert worden seien.

Schockierend wirkt auf den Konvent die Niederlage der Blauen am 19. März 1793; allzu leichtfertig hatte deren Kommandeur auf eine Vorhut verzichtet. Doch rationale Erklärungen wie diese dringen unter den revolutionären Abgeordneten nicht mehr durch. Sie wittern ein „aristokratisches Komplott“.

Die Aufständischen gelten als Vaterlandsverräter, aufgestachelt von fanatischen Priestern. *Brigands* nennt man die Rebellen in Paris: Straßenräuber. Diese



Flüchtlinge verlassen im Oktober 1793 das umkämpfte Cholet. Niemand weiß, wie viele Opfer der Bürgerkrieg in der Vendée fordert und wie viele Menschen aus ihrer verwüsteten Heimat fliehen. Nach dem Konflikt leben in der Region jedenfalls fast 100 000 Menschen weniger als zuvor

Rebellion der „Straßenräuber“ erklären die Konventsabgeordneten nun zum Krieg, zum *Guerre de Vendée*. Auf diese Weise spielen sie den lokalen Aufstand zur nationalen Bedrohung hoch. In der Vendée, glaubt man in Paris, steht das Schicksal der gesamten Revolution auf dem Spiel.

Gnadenlose Maßnahmen erscheinen schon seit Anfang März gerechtfertigt. In jenen Tagen werden auch die Institutionen geschaffen, die wenige Monate später die Grundlage der Schreckensherrschaft radikaler Revolutionäre bilden werden. So ruft der Konvent am 6. April den Wohlfahrtsausschuss ins Leben – ein mit uneingeschränkter Regierungsmacht ausgestattetes Notstandsgremium zur Rettung der Republik.

Am 19. März 1793 wird ein Gesetz verabschiedet, dass für jeden, der mit einem Gewehr oder einer weißen Kokarde angetroffen wird, die Todesstrafe vorsieht; das Urteil ist binnen 24 Stunden zu vollstrecken.

Und als sich die Rebellen den Sommer über halten können, verschärfen sich die Reden und Ideen noch einmal. Inzwischen haben sich in Städten wie Caen, Bordeaux, Marseille, Lyon und Toulon gemäßigte Kräfte erhoben, nachdem in Paris aufständische *sansculottes* – radikale Handwerker und Krämer – gemeinsam mit der Nationalgarde die Girondisten entmachtet haben. Die „föderalistische Revolte“ in der Provinz setzt den Konvent zusätzlich unter Druck.

Im Juni 1793 schlagen zwei aus Paris in die Vendée entsandte Abgeordnete vor, dort sämtliche Häuser niederzubrennen, die Einwohner zu deportieren und das Land neu zu besiedeln.

Ein Volksvertreter fordert, alle Männer in der Vendée zu erschießen. Der Apotheker Proust aus Angers im Nordosten des Aufstandsgebietes schlägt vor, die Luft der Region mit einem Gift zu versetzen; ein Konventskommissar will die Brunnen mit Arsen vergiften lassen. Der Oberbefehlshaber der Pariser Nationalgarde bittet den Kriegsminister um Minen, die „einschläfernden, giftigen Rauch“ freisetzen sollen.



Gefangene Aufständische sowie Flüchtlinge fallen häufig der Rache des Pariser Regimes zum Opfer. Berüchtigt ist Jean-Baptiste Carrier. Um bei Exekutionen Kugeln zu sparen, ersinnt der Kommissar die »patriotische Taufe«: Mindestens 2000 gefesselte Aufständische werden im Winter 1793/94 mit Barken auf die Loire hinausgebracht und dort ertränkt

Am 1. August 1793 beschließt der Konvent die „Zerstörung“ der Vendée: Wälder und Hecken sollen niedergebrannt oder abgeholzt, die Ernten und das Vieh weggeschafft werden. Man will den gesamten Landstrich in eine Einöde verwandeln.

Die Vendée soll ein „nationaler Friedhof“ werden.

DOCH DIESER UNGEHEUERLICHE Plan ist leichter zu beschließen als auszuführen. Denn die schlecht geführten republikanischen Truppen sind noch immer in der Defensive.

Am 1. Oktober 1793 muss Bertrand Barère, der Sprecher des Wohlfahrtsausschusses, vor dem Konvent zugeben: „Bürger, die unerklärliche Vendée existiert noch immer.“ Leider sei es noch nicht gelungen, „mit den Räubereien und Verschwörungen dieser Royalisten fertig zu werden“. In seinem rhetorischen Furor

überhöht Barère den Vendée-Krieg zur Entscheidungsschlacht mit den Kräften der Gegenrevolution, wo immer diese ihr Haupt erhebt: „Die Vendée ist das politische Krebsgeschwür, das die Republik auffrisst: Es ist hier, wo man zuschlagen muss.“

Nach dieser Rede fasst der Konvent einen Beschluss: „Die Räuber der Vendée sind bis Ende Oktober auszumerzen, das Heil des Vaterlandes gebietet es.“

Tatsächlich gewinnen die Blauen ab Herbst 1793 langsam die Oberhand. Kampfproben französische Soldaten rücken von ausländischen Kriegsschauplätzen heran, erobern am 17. Oktober 1793 die Stadt Cholet im Zentrum des Aufstandsgebietes und drängen die Vendée-Armee über das Ufer der Loire ab. Die Rebellen verlieren ihre wichtigsten Anführer.

Unter dem neuen Oberkommandeur der Weißen, dem erst 20-jährigen Adeli-

gen Henri de La Rochejaquelein, fassen die Reste der Großen katholischen und königlichen Armee einen verzweifelten Plan: Sie wollen bis zur mehr als 200 Kilometer entfernten Kanalküste marschieren, um von Granville aus Kontakt mit den Briten aufzunehmen, die vor der Hafenstadt mit ihren Schiffen patrouillieren.

Ein Tross von mehreren Kilometern Länge setzt sich in Marsch: im wirren Durcheinander Soldaten, Verwundete, Frauen mit ihren Kindern und Alte, dazwischen Geschütze und Wagen mit Gepäck. Insgesamt 80 000 Zivilisten werden von 30 000 bis 40 000 bewaffneten Rebellen begleitet. Auf ihrem Zug zur Küste erobern und plündern die Weißen mehrere Städte, scheitern aber bei dem Versuch, Granville einzunehmen. Der Tross muss den Rückzug antreten. Inzwischen ist es Winter. Regen, Schnee und Frost setzen den Marschierenden zu.

Am 13. Dezember 1793 werden die demoralisierten Vendée-Truppen vor Le Mans vernichtend geschlagen; 10 000 Aufständische sterben. Zehn Tage später wird der Rest der Armee im Sumpf von Savenay aufgerieben. Die Blauen veranstalten ein „fürchterliches Schlachten“, so einer ihrer Generäle. Nur wenigen Rebellen gelingt die Flucht.

DEZEMBER 1793. Überlebende aus dem großen Marschtross der Vendée-Armee sind als Gefangene ins republikanische Nantes gebracht worden. Dort führt der vom Konvent entsandte Kommissar Jean-Baptiste Carrier ein Schreckensregiment. Bald sind alle Gefängnisse überfüllt. Und die Zellen, so prahlt Carrier, sind „Vorzimmer des Todes“. Denn der „Schlächter von Nantes“ lässt Gefangene ohne ordentliche Gerichtsverfahren hinrichten. Die Guillotine ist pausenlos in Betrieb.

Da das Fallbeil dennoch zu langsam arbeitet, geht Carrier zu Massenerschießungen über. Um kostbares Pulver und Blei zu sparen, ersinnt er eine weitere Tötungsmethode. Die gefangenen Rebellen werden gefesselt auf Barken gebracht; anschließend fährt man die Kähne auf die

Loire hinaus, wo die Bootsführer die Planken mit Äxten zerschlagen.

Anfangs finden die Massenertränkungen im Schutz der Dunkelheit statt, bald kommt es jedoch auch bei Tage zu dieser „vertikalen Deportation“ oder „patriotischen Taufe“, wie die Republikaner diese Exekutionen nennen, denen auch Frauen und Kinder zum Opfer fallen. Manchmal binden die Henker einen Mann und eine Frau an den Oberkörpern zusammen – „republikanische Hochzeit“ nennt sich dieses Ritual.

Bei den Ertränkungen in der Loire sterben zwischen 2000 und 5000 Menschen. Insgesamt fordert Carriers Terrorregime wohl bis zu 10 000 Opfer.

Und Nantes ist erst der Auftakt zu einem planvollen Vernichtungsfeldzug. Anfang 1794 fragt General Louis-Marie Turreau, der neue Kommandeur der Blauen, mehrmals bei den Mitgliedern des Wohlfahrtsausschusses nach, ob es ihm erlaubt sei, sämtliche Dörfer und Ortschaften niederzubrennen, die noch auf der Seite der Rebellen stehen. Am 8. Februar 1794 trifft der erhoffte Freibrief ein: „Vernichte die Straßenräuber bis auf den letzten Mann.“

Schon zuvor hat Turreau seine Männer in zwölf Kolonnen eingeteilt, die das Zentrum der Vendée umzingeln. Je sechs dieser Verbände bewegen sich aus östlicher und westlicher Richtung aufeinander zu. Dabei durchkämmen sie systematisch das Aufstandsgebiet. Die „infernalischen Kolonnen“ beginnen ihren ersten Streifzug am 21. Januar 1794, dem Jahrestag der Hinrichtung Ludwigs XVI.

In ihren täglichen Meldungen schildern die Kommandanten der zwölf Kolonnen, wie sie mordend von Dorf zu Dorf ziehen, Feuer an Häuser und Wälder legen. Nachts erleuchten brennende Bauernhöfe die Landschaft.

Kein Dorf wird verschont, auch „Patrioten“ fallen dem unterschiedslosen Gemetzel zum Opfer. Denn in der gesamten Vendée sollen die Lebensgrundlagen zerstört werden.

Weder Frauen und Kinder noch Alte finden vor den Blauen Gnade. „Jeden, den wir sahen, haben wir erschossen“, berichtet ein Soldat. In manchen Orten liegen die Straßen voller Leichen. Kranke werden lebendigen Leibes in ihren

Betten verbrannt, Säuglinge auf Bajonetten gespießt, Menschen halbiert.

VIER MONATE DAUERN die tödlichen Streifzüge der infernalischen Kolonnen Turreaus. Die Zahl der Opfer lässt sich nur schätzen; sie liegt bei mindestens 40 000, möglicherweise aber auch bei knapp 100 000 Toten – zwischen fünf und zwölf Prozent der Bevölkerung. 10 000 Häuser sind zerstört. Und auch der Name der Rebellenregion wird ausgetilgt, das Departement Vendée heißt jetzt „Vengé“ (frei übersetzt: „Gerächtes Land“).

Erst 1795 erhält das Departement seinen alten Namen wieder zurück, als zwei ehemalige Führer der Vendée-Armee mit der Pariser Regierung einen Kompromissfrieden schließen. In dem Vertrag erkennen die Rebellen die Republik an, im Gegenzug werden die Bewohner der Vendée für zehn Jahre von Steuern sowie von der Zwangsrekrutierung befreit; den abtrünnigen Priestern wird wieder erlaubt, die Messe zu lesen.

Eine Versöhnung zwischen der Republik und der Vendée bedeutet dieses Abkommen indes nicht. Etwa fünf Jahre lang greifen in Wäldern versteckte Rebellen immer wieder Regierungssoldaten an. Erst dann herrscht endlich „Frieden“ in der Vendée. Doch auf Jahrzehnte hinaus ist das Land vernarbt, leben die Menschen dort in extremer Armut.

Im Namen und zur Verteidigung der großen Revolution erschien dem Konvent sowie dem Wohlfahrtsausschuss nicht nur die Niederwerfung des Gegners, sondern seine physische „Ausmerzung“ gerechtfertigt, ja geradezu geboten. Gleichwohl waren die Massaker am Ende des Vendée-Krieges kein planvoll organisierter Völkermord – auch wenn die Züge der infernalischen Kolonnen heute wie ein Menetekel für die Verwerfungen der folgenden Jahrhunderte erscheinen mögen.

Am 15. Mai 1794 meldet der Revolutionsgeneral Turreau dem Konvent: „Es gibt keine Vendée mehr.“ □

Dr. Ralf Berhorst, 39, Autor in Berlin, hat für GEOEPOCHÉ zuletzt einen anderen historischen Konflikt beschrieben: die erzwungene Verwestlichung Japans im 19. Jahrhundert.



À MARAT,
DAVID.

Tugend oder Tod

Das fünfte Jahr der Revolution markiert den düsteren, mythen-
umwobenen Höhepunkt der Umwälzung, die Frankreich erschüttert:
Es ist die Zeit der *Terreur*, der Schreckensherrschaft radikaler
Republikaner. Die Zeit der begnadeten Polemiker Danton und Marat.
Des jugendlichen, kaltherzigen Anklägers Saint-Just. Die Zeit
Robespierres, der die »Tyrannei der Tugend« organisiert. Doch am
Ende, als buchstäblich jeder Bürger jederzeit um sein Leben fürchten
muss, sammeln sich Verschwörer zum Gegenschlag

Am 13. Juli 1793 wird der Publizist Jean-Paul Marat, einer der bekanntesten Wortführer der
Revolution, in seinem Bad von der 24-jährigen Charlotte Corday erdolcht (in der Hand ein Bittschreiben
seiner Mörderin). Der Maler Jacques-Louis David hält die Szene in dem wohl berühmtesten Bild der
Revolution fest – und avanciert zur Zeit der *Terreur* gar zum Zeremonienmeister der Republik

Ein Denkmal der Aufklärung, des Fortschritts, der Humanität. Schon die Form der Maschine ist klarste Geometrie: ein Rechteck, ein Dreieck, ein Kreis. Die schräge Schneide passt sich perfekt der Verzahnung der Halswirbel an.

Ein Symbol des gesunden Menschenverstands. Vorbei die Zeit der schartigen Schwerter, des menschlichen Versagens, der langwierigen Puscherei mit Zangen, Radmartern und Scheiterhaufen. Schluss mit Barbareien früherer Zeiten – das flüssige Blei, das siedende Öl, das brennende Pechharz, das geschmolzene Wachs in den Wunden. Das Fallbeil schlägt zu im Rhythmus der neuen Zeit, arbeitet rationell wie die jüngst erfundenen Spinnautomaten in den Manufakturen. „Die Maschine wirkt wie der Blitz“, rühmt ihr geistiger Vater, der Arzt Joseph-Ignace Guillotin. „Der Kopf rollt, das Blut sprudelt, der Mensch ist nicht mehr.“

Die Guillotine ist ein Sieg der Vernunft, die auch der Revolution zur Welt geholfen hat. Sie spiegelt die Klarheit Voltaires, die Systematik des Enzyklopädisten Diderot. Die Revolutionäre haben sich daran gemacht, mit dem Aberglauben, der Pfaffenherrschaft, der Frömmigkeit alter Jahrhunderte aufzuräumen, haben Kirchenglocken zu Kanonen gegossen und Reliquien konfisziert. Haben 1793 den Bischof von Paris dazu genötigt, dem Glauben abzuschwören, haben 20 000 Priester zur Abdankung und 6000 zur Ehe gedrängt. Haben in der Kathedrale von Reims feierlich das Fläschchen mit dem geweihten Öl für die Königskrönungen zerschmettert und im Département Nièvre die Friedhofstore mit der sachlichen Aufschrift geschmückt: „Der Tod ist ein ewiger Schlaf.“

Nicht einmal die Namen der Heiligen sind unversehrt geblieben: Die Stadt Saint-Étienne ist zur Commune des Armes geworden, zur „Gemeinde der Waffen“, Saint-Polgues zum „freien Felsen“, zum Roche-Libre.

Die Pariser Straßen heißen jetzt Place de la Révolution oder Rue de l'Égalité. Auch die Monate tragen neue Namen,

die dem Bürger die „Dinge und ihre Zusammenhänge“ schon beim Wortgebrauch vor Augen führen sollen: Da gibt es den Windmonat Ventôse, den Erntemonat Messidor oder den Weinlesemonat Vendémiaire. Und es zeigt nur den rasenden Takt dieser neuen Zeit, dass der Dichter Fabre d'Églantine, einer der Schöpfer dieser Kalender-Revolution, ein halbes Jahr nach deren Verkündung selbst auf der Guillotine sein Leben lässt.

Denn die „Tyrannei der Vernunft“ ist, wie der in Paris gestrandete deutsche Revolutionär Georg Forster prophezeit, „die eiserne von allen“. Sie ist die letzte Etappe der revolutionären Schreckensherrschaft, die als *la Terreur* in die Geschichte eingehen wird.

Aus der tiefsten Krise der Revolution heraus haben radikale Republikaner 1793 den Weg der Verfassung verlassen und über Notstandsmaßnahmen nach und nach ein diktatorisches Regime errichtet. In knapp anderthalb Jahren vollstrecken die Revolutionäre 16 508 offizielle Todesurteile, werden Zehntausende weitere Franzosen ohne Verfahren hingerichtet.

Insgesamt sind es vielleicht an die 40 000 Menschen, die der Schreckensherrschaft zum Opfer fallen. Mehr als 500 000 Bürger landen aus politischen Gründen im Gefängnis.

WIE VERNÜNFTIG, wie notwendig die „Tyrannei der Vernunft“ wirklich war, beschäftigt Historiker bis heute. Es gibt Gelehrte, die den Schrecken als Notwehr beschreiben, als Reaktion auf die Kriege, die im Inneren des Landes und jenseits der Grenzen toben.

Die Maschinerie der Terreur entsteht in der Krise des Frühjahrs 1793, als die Koalition der europäischen Monarchen Frankreichs Truppen aus dem im Vorjahr eroberten Belgien vertreibt, der geschlagene General Dumouriez seine Soldaten zum Staatsstreich gegen Paris aufzuwiegeln versucht und im Westen des Landes der Guerillakrieg von Handwerkern und Bauern gegen die revolutionäre Verwaltung entbrennt (siehe Seite 126).

Der Konvent, die im September 1792 gewählte Volksvertretung, richtet dar-

aufhin ein Revolutionstribunal ein: ein Sondergericht zur Verurteilung von Gegnern der Revolution. Überwachungskomitees sollen in den Bezirken Verräter und Konterrevolutionäre aufspüren, ein neu eingerichteter Parlamentsausschuss die staatliche Verwaltung überwachen.

Im Sommer 1793 stehen gut zwei Drittel der 80 Départements im Aufstand gegen das revolutionäre Paris. Im Norden und Osten des Landes drängen die Armeen der deutschen Fürsten nach Frankreich ein, im Süden sardische und spanische Truppen. Im August stellt sich die Hafenstadt Toulon gar unter den Schutz der britischen Flotte.

„Überall“, klagt Maximilien-François-Marie-Isidore de Robespierre, einer der Köpfe der radikalen Republik, habe er „Verräter zu enttarnen, mit dem Gold fremder Mächte bezahlte Agenten zu vernichten“. Müsse er „alle Tyrannen bekämpfen, alle Verschwörer einschüchtern“. Kurz: „das Gewicht von ganz Europa tragen“.

Tatsächlich schnüffeln zu diesem Zeitpunkt Spione im Auftrag der Alliierten durch Paris, korrespondieren mit den geflüchteten Bourbonen, zetteln Komplotte an, um den inhaftierten Thronfolger zu befreien. Korrupte Beamte höhlen die Ämter aus, Spekulant ziehen Gewinn aus dem Elend des Volkes.

Die Terreur macht dem, so sehen es manche Historiker, eine Ende: Als die Schreckensherrschaft schließlich vorbei ist, hat die Revolution überlebt, sind die fremden Truppen vertrieben, kontrolliert Paris wieder das ganze Land.

Andere Forscher geben dagegen zu bedenken, dass sich die Terreur fast immer nach Siegen gezeigt hat. Im Frühsommer 1794 jedenfalls, als die Schreckensherrschaft in ihre blutigste Phase eintritt, stehen keine fremden Truppen mehr auf Frankreichs Boden. Nirgendwo im Land begehren noch Rebellen gegen die Zentralregierung auf.

Die Historikerin Mona Ozouf kommt deshalb zu dem Schluss, dass „die Art der Verbindung zwischen Krieg und Terreur, die oft ziemlich nachlässig aufgestellt wird, überhaupt nicht klar ist“.

Doch es ist Tatsache, dass die Terreur am heftigsten in den Bürgerkriegsgebieten im Westen und im Südosten wütet. In Nantes, wo mehr als 2000 „Verräter“ in der Loire versenkt werden („Was für ein revolutionärer Strom“, schwärmt anschließend der Kommandant). In Lyon, wo 2000 „Verdächtige“ im Feuer der Exekutionskommandos sterben.

ES SIND DURCHWEG Männer des Geistes, die in der Hauptstadt die radikale Revolution orchestrieren und organisieren.

seiner Jungfernrede vor dem Konvent im November 1792 alle Wucht seiner Sprachgewalt aufbringt, um den unverzüglichen Tod des Königs zu fordern.

Oder Journalisten wie Jean-Paul Marat, der Herold des Schreckens, der als Arzt und Physiker gescheitert ist und nach der Wende der Republik Gewaltkuren verschreibt. Als Herausgeber des „Volksfreunds“ ist er nun Herr über die öffentliche Meinung.

Die Mehrheit aber bilden Juristen – wie Maximilien Robespierre, der bittere

Zwinkern im Auge, der gern häkelt und vor jedem öffentlichen Auftritt Lampenfieber bekommt, anfangs ausgelacht worden, wenn er mit erhabener Würde seine kalten Brandreden Wort für Wort vom Blatt ablas. Doch im Jakobinerklub, einem politischen Verein der Intellektuellen, Literaten und Künstler, hat der zölibatäre Asket mit dem Hang zu Selbstbestrafung und kühn gemusterten Westen seine Heimat gefunden.

Hier schwingt er seine endlosen Reden, preist die Moral und die Tugend. Hier erringt er die Führung über die zeitweise rund 2000 Filialen und Partnerorganisationen des Klubs, der schon seit 1789 die öffentliche Meinung beherrscht.

Denn der Jakobinerklub ist keine Splittergruppe, sondern die Revolution selbst.

Er bereitet die Beschlüsse des Konvents vor, des Parlaments und lädt Abgeordnete zum Rapport. Von einem der zahllosen politischen Klubs der Wendezeit ist er zum obersten *think tank* der Aufständischen geworden.

IM FRÜHJAHR des Jahres 1794, nach Monaten der Schreckensherrschaft, scheint Robespierre endgültig zum Herr über Leben und Tod geworden zu sein. In den vergangenen Monaten hat sich die Republik in eine Diktatur des Schreckens verwandelt, die er nun mit seiner Ideologie der Tugend rechtfertigt: „Die Erweiterung der Tugend heißt Terreur.“

In einem Flügel des Tuileries-Schlusses leitet er den im April 1793 gegründeten Wohlfahrtsausschuss, der nun für „alle notwendigen Maßnahmen zur inneren und äußeren Verteidigung der Republik“ zuständig ist.

Der Konvent hat ihn eingerichtet, um die Kriegsanstrengungen zu koordinieren und alle Verwaltungsbehörden zu kontrollieren. Doch schon im Herbst 1793 ist der Wohlfahrtsausschuss, ermächtigt durch das Parlament, zum wichtigsten Exekutivorgan der Republik geworden – und zum Kraftwerk der Terreur.

Jeden Morgen um sieben Uhr betritt Robespierre die Amtsräume, liest vor der



Vor den Schergen Robespierres fliehen sogar die Wesen der Hölle. Die finstere Vision des Malers Nicolas-Antoine Taunay von ca. 1795 gemahnt an die etwa 40 000 Franzosen, die zur Zeit der Terreur hingerichtet werden

Die meisten von ihnen haben sich vor der Revolution mühselig als kleine Rechtsanwälte durchs Leben geschlagen, gequält von dem ewig unerfüllten Drang nach Höherem. Das Ancien Régime hatte für ihren Scharfsinn kaum Verwendung. Die Revolution hat ihnen ein neues Leben geschenkt.

Unter ihnen sind aber auch erfolglose Schriftsteller wie Louis-Antoine-Léon de Saint-Just, der als Jüngling wenig gelesene Poeme verfasst hat und gleich in

Musterschüler der Gerechtigkeit, der sich nach Jahren als Anwalt in der Provinz nun der Politik zugewendet hat. Seine Wähler haben ihn 1789 zunächst in die Generalstände, im September 1792 dann in den Konvent gebracht, wo er schnell zum Kopf des radikalen Flügels aufgestiegen ist. Den „Unbestechlichen“ nennen sie ihn, den „Tugendhaften“.

Als Abgeordneter der Nationalversammlung ist der Kleinbürger mit dem Zitronengesicht und dem nervösen

ersten Sitzung um zehn Uhr Depeschen, studiert Heeresberichte, unterzeichnet Erlasse.

Neben den meistens zwei Sitzungen am Tag, die unter Ausschluss der Öffentlichkeit stattfinden und bis ein oder zwei Uhr morgens dauern können, neben den Versammlungen im Konvent und den Treffen der Jakobiner brütet er viele Stunden am Tag über Akten, bearbeitet Eingaben und Berichte, überwacht Armee und Minister. Und füttert die Guillotine.

„Die Maschine“, hat ja der menschenfreundliche Doktor Guillotin gesagt, „wirkt wie der Blitz.“ Und so kulminiert das *siècle des lumières*, das „Jahrhundert der Lichter“, wie das Zeitalter der Aufklärung in Frankreich heißt, in einem mörderischen Wetterleuchten. „Die Völker richten nicht wie Gerichtshöfe“, hat Robespierre angekündigt, „vielmehr werfen sie mit Blitzen um sich.“

Fast täglich lässt sich der Tod auf der Place de la Révolution (der heutigen Place de la Concorde) bei der Arbeit zu sehen. Hinrichtungen steigen wie Bühnenstücke, vereinen den Pöbel mit den eleganten Schaulustigen, die ihre Damen ausführen. „Beinahe alle haben feine Lorgnons und wechseln oft den Platz, um den Punkt zu finden, von dem aus sie am besten sehen können“, heißt es in einem Polizeibericht: „Die einen sind auf Stiegen geklettert, die anderen auf Wagen, für fünf Sous den Platz.“

Bei Hinrichtungen besonders prominenter Opfer stehen für das zahlende Publikum auch Bänke und Gerüste bereit. Die Champs-Élysées, so berichten Zeitgenossen, quellen über von Buden, Schaustellern, Gelächter.

In einem Restaurant auf der Terrasse des Tuileriengartens, das „Wirtschaft zur Guillotine“ genannt wird, stehen die Namen der Hinzurichtenden auf der Speisekarte, so erzählt man sich, und mitunter unterhält ein Henkersknecht das Publikum vor der Ankunft der Delinquenten mit Posen und Grimassen.

Angesichts der Dramen der Terreur sind die Tragödien der Pariser Theater, in denen die Dolche aus Pappe sind und der

Tod nur eine Pose ist, vielen Zuschauern längst zu fade geworden.

Der erste Akt in dem Schauspiel mit der Guillotine ist der Zug auf dem Wagen vom Gefängnis zum Schafott, der anderthalb bis zwei Stunden dauert. Im Schrittempo pflügen die Pferde durch die Menschenmenge; die Haare der Delinquenten sind kurz geschnitten. Es gibt Unerschrockene, die auf dem Wagen tanzen, lachen, Witze machen oder das Publikum verhöhnen. „Wartet nur, bald seid ihr auch dran“, rufen sie, oder: „Adieu, ihr Hungerleider!“

„Wenn wir auch kein Brot haben“, geben die Zuschauer zurück, „so wirst du schon zu fühlen bekommen, dass wir dafür das Messer haben.“

Die Guillotine schafft Raum für Heroismus, große Gesten, antike Gebärden. „O Freiheit!“, rufen die Verurteilten etwa: „Wie viele Verbrechen werden in deinem Namen begangen!“ Es gibt An-

nenheit der Henker, bewundern das Geschick, mit dem sie ihre Opfer an Armen und Beinen packen und bäuchlings auf das Brett drücken.

Die übrigen Verurteilten dürfen mit dem Rücken zum Schafott auf ihren Tod warten, um nicht vom Anblick der saulenden Schneide beunruhigt zu werden: Selbst ein jakobinerfeindlicher Priester lobt die Henker für ihren „Anstand“, für „ihren beständigen Ernst“, ihren Verzicht auf „eine zum Lachen verzogene oder die Opfer beleidigende Miene“.

Und zum Finale, wenn der Kopf in den Korb fällt und der Henker ihn in die Luft reißt, um ihn dem Volk zu zeigen, bricht das Publikum in Jubel aus: „Vive la République! Vive la Nation!“

SEIT AUSBRUCH DER REVOLUTION gibt es überall in der Stadt etwas zu sehen. Denn „die Revolution ist das Licht selbst“, wie der Revolutionshistoriker

Spitzel, Denunzianten und Eiferer überwachen jeden Bürger. Überall Misstrauen und Angst

geklagte, die schon im Gefängnis für die Hinrichtung üben, um im Ernstfall eine gute Figur zu machen.

Damen greifen vor dem Schafott noch einmal zu Schminkdose und Puderquaste. Der Herzog Philippe von Orléans, ein Cousin des Königs, der sich der Republik zuliebe „Egalité“ genannt hat, wirft sich für den Tod nach der neuesten Mode in Schale: grüner Frack, helle Piquéweste, gelbe Hirschlederhose und nagelneue Stulpenstiefel.

Manche Delinquenten dichten eigens für den letzten Auftritt „Guillotinelieder“, die oft im Repertoire der Straßensänger weiterleben: „Wie tröstlich ist es doch fürwahr, / ein Vaterlandsoffer zu stellen dar.“ Oder: „Bald jedoch kommt der Moment, / wo jeder in das Messer rennt. / Wie erbaulich, erbaulich.“ Oder einfach: „Wiedersehen allerseits!“

Dann ist die Maschine dran und zeigt, was sie kann. Das feinere Publikum zückt seine Operngläser; fachmännisch begutachten die Zuschauer die Beson-

Jules Michelet im 19. Jahrhundert bilanzieren wird. Sie durchleuchtet Menschen und Dinge mit ihren unbarmherzigen Strahlen. Herrschte im Absolutismus die Geheimniskrämerei der Eliten, soll das Leben der Nation und ihrer Bürger jetzt transparent sein.

Die Jakobinerherrschaft will den durchsichtigen Menschen schaffen, der nichts zu verbergen hat. Die Auslagen der Buchhändler sind voll von Zeitschriften, deren höchste Aufgabe das Misstrauen ist – „Überwacher“ heißen sie, „Denunziant“ oder „Der hellsichtige Blinde“.

Die Blätter wetteifern um die empörteste Anklage, um die Aufdeckung des heimtückischsten Verrats – im Dienst der Wahrheit und der Auflage. Und keiner jagt nach 1789 so unerbittlich wie der „Volksfreund“ des verkrachten Wissenschaftlers Jean-Paul Marat.

Marat, das allsehende Auge des Volkes! Er fordert Lynchjustiz für alle, die er der Kollaboration mit der Monarchie

verdächtigt, und wenn Marats Arzt einen allzu schlimmen Artikel von ihm liest, macht er einen Hausbesuch und lässt ihn, so heißt es, zur Ader.

Immer rasender wird der Blutdurst, den der „Volksfreund“ in seinen Anklagen zur Schau stellt: Genügen ihm noch im Juli 1790 rund 500 Menschenopfer für das „Glück der Nation“, korrigiert er schon im August den nötigen Blutzoll auf 600, um zum Ende des Jahres bereits 20 000 Köpfe zu fordern. Und im November 1792 schätzt er die Zahl der Veräter, die unter die Guillotine gehören, grob auf 270 000.


„Ich bin der Zorn“, brüstet sich Marat, „der gerechte Zorn des Volkes.“ Keiner kümmert sich so gründlich um jedes Detail, deckt derart schonungslos auf, dass etwa der Marquis de La Fayette 15 000 Tabatieren mit seinem eigenen Porträt in Auftrag gegeben hat: „Da steckt etwas dahinter.“

DIE ANGST VOR dem politischen Gegner hat die Revolution von Beginn an begleitet. Schon seit 1789 schnüffelt ein *comité des recherches* im Auftrag der Stadt Paris nach „verdächtigen Personen“, sammelt Anzeigen von Dienerinnen, die an Zimmertüren gehorcht, oder von Wäscherinnen, die einen Zettel in einem Morgenmantel gefunden haben. Bläht, wo das Material nicht reicht, die dünnen Indizien auf und erfindet Komplote – nicht zuletzt, um seine eigene Existenz zu rechtfertigen.

Nun, zur Zeit der Schreckensherrschaft, arbeitet das Kontrollsystem aus Spitzeln und Überwachungsausschüssen in den Bezirken, aus Polizei und dem zur Bekämpfung des inneren Feindes eingesetzten Sicherheitsausschuss lückenlos.

Hausbesitzer, Pförtner und Gastwirte sind angehalten, Listen der Bewohner unter Nennung von Alter und Beruf anzuschlagen. Geschäftsleute nutzen die Denunziation, um Gläubiger oder Konkurrenten loszuwerden.

Die Überwachungsausschüsse registrieren alle Schritte von Fremden oder sonstig verdächtigen Personen. Sie sind berechtigt, „Bürgerzertifikate“ auszu-

A detailed oil painting of Maximilien Robespierre, showing him from the chest up. He has a serious expression, looking slightly to the right. He is wearing a white cravat with a large bow and a yellow and green striped coat. The background is dark and indistinct.

Kein Revolutionär ist von Gegensätzen so zerrissen wie der 1758 geborene Jurist Maximilien Robespierre. Er ist ein hochmoralischer Asket, der sich nicht scheut, jeden seiner Gegner hinrichten zu lassen; er ist selbstbewusst und doch ängstlich bis zum Verfolgungswahn.

Als dominierender Mann des Wohlfahrtsausschusses – des ab 1793 wichtigsten Gremiums der Revolution – ist er ein Jahr lang der mächtigste Politiker im Staat





Jacques-Louis David (1748–1825) ist der Maler des Umbruchs in Frankreich. Auch mit Werken, die zunächst unpolitisch erscheinen, löst er heftige Reaktionen aus. Berühmt wird er bereits vor der Revolution mit dem »Schwur der Horatier« von 1784. Das Gemälde illustriert eine antike Sage: Drei Brüder erhalten von ihrem Vater Schwerter, um gegen Männer einer verfeindeten Stadt ein Duell auf Leben und Tod auszufechten. So ersparen sie der Republik Rom einen Krieg. David verherrlicht hier kaum verhüllt Patriotismus, Opferebereitschaft, Brüderlichkeit als republikanische Tugenden – und gibt damit Ideale vor für die kommende Zeit

stellen, die ihrem Inhaber patriotische Gesinnung bescheinigen und ohne die jede Reise so gut wie unmöglich ist.

Die Schreckensherrschaft verteilt sich auf viele Schultern. Eiferer ziehen Unpolitische zur Rechenschaft („Gleichgültigkeit ist ein Verbrechen“, erklären sie) und klagen etwa in Bordeaux Leute mit Fremdsprachenkenntnissen als „gefährliche Aristokraten“ an. Klerus und Adel gelten pauschal als „verdächtig“; deren Angehörige können jederzeit verhaftet werden.

Es gibt Vorsichtige, die aus Angst um ihre Sicherheit Jakobiner werden, und Wirte, die niemanden beherbergen, der längere Zeit die Stadt verlassen hat und jetzt im Ruch steht, womöglich ein schädlicher Emigrant zu sein.

Denn die *émigrés* sind der innere Feind, der zum äußeren geworden ist. Schon im Herbst 1789 hat der Comte d'Artois, der jüngere Bruder des Königs, in Turin ein Komitee zum Kampf gegen die Revolution aufgestellt. Zwei Jahre später verfügt dieses Komitee über eine rund 6000 Mann starke Armee, die sich seit 1792 an dem Krieg der europäischen Mächte gegen die Republik beteiligt.

Im März 1793 erklärt der Konvent die etwa 150 000 Emigranten offiziell für tot und deren Besitz zu Volkseigentum. Doch spuken deren Geister nicht weiterhin durch die Hauptstadt?

DIE TERREUR dient aber nicht nur der Abwehr der Feinde – sondern ist auch ein Mittel, das Volk zu erziehen; es im Eiltempo zu jener Vernunft zu bringen, die ihm Jahrhunderte der Verdummung ausgetrieben haben. „Nun, da wir Gesetze für eine Nation geschaffen haben“, hat schon zu Beginn der Revolution ein Abgeordneter vor der Versammlung erklärt, „müssen wir nur noch eine Nation für diese Gesetze schaffen.“

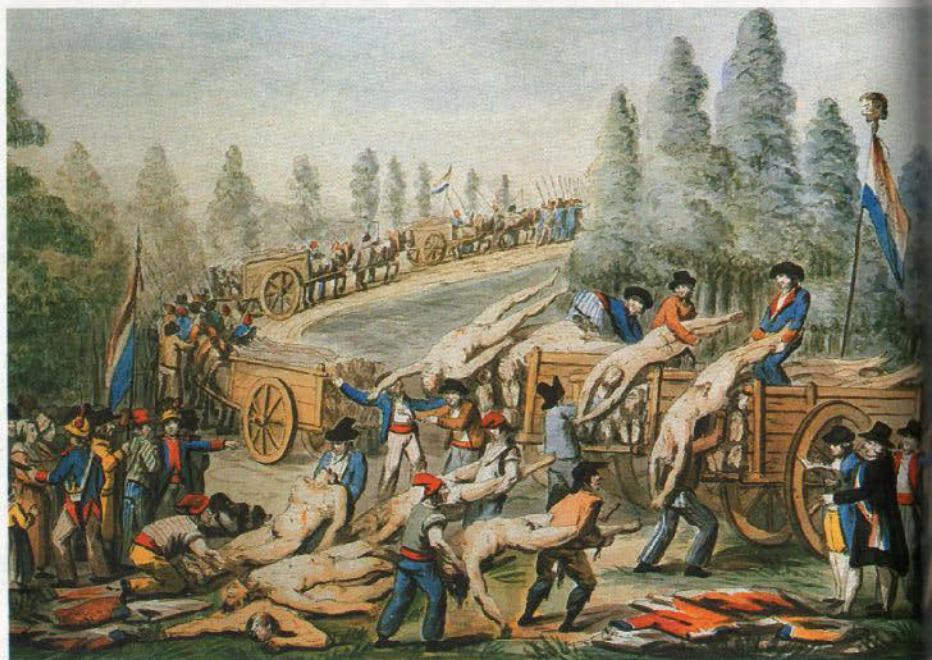
Im Juli 1793 hat der Konvent ein ehrgeiziges Bildungsprogramm beschlossen. 20 000 staatliche Internate mit Pflichtunterricht für alle Jungen von fünf bis zwölf Jahren, mit einheitlichem Lehrplan und einheitlicher Schuluniform,

sollen den Nachwuchs zu guten Bürgern erziehen. Aus Geldmangel sind die Ansprüche im darauf folgenden Dezember gesenkt worden: nur drei Jahre Schulpflicht für die männliche Jugend – Lesen, Schreiben, Rechnen und Menschenrechte. Doch auch dazu reichen die Finanzen vielerorts nicht aus.

Verzweifelt versuchen deshalb die Revolutionäre von 1793, die Seele des Volkes mit anderen Mitteln zu formen. Zeitungen, welche die Zensur überstehen, sind ausnahmslos der jakobinischen

Doch wenn das Geld nicht reicht, das Volk zu bilden, hilft vielleicht die Terreur. Und sollte es auch dann nicht gelingen, das französische Volk zu erziehen, so hat der Abgeordnete Saint-Just sich geschworen, „dann erdolche ich mich“.

Saint-Just, das 26-jährige Wunderkind mit den goldenen Locken und den Ohrringen, der glatten weißen Haut und den weich geschwungenen Lippen, ist der Schulmeister der radikalen Revolution. Zart steht er auf der Rednertribüne und verteilt den Tod wie Zensuren.



Der Schrecken trifft auch die Provinz. In vielen Städten sind Revolutionsausschüsse gegründet worden, deren Mitglieder alle vermeintlichen Feinde verfolgen. vielerorts müssen die Leichen der Hingerichteten von Wagenkolonnen abtransportiert werden

Herrschaft verpflichtet. Hunderte neuer Theaterstücke zur Beförderung republikanischer Tugenden, von der Revolutionsregierung subventioniert, beherrschen die Spielpläne der Theater.

Dichter schreiben empfehlungsgemäß Revolutionspropaganda, und der klassizistische Maler Jacques-Louis David, selbst Mitglied im Sicherheitsausschuss, bringt die bildenden Künste auf Vordermann, entwirft auch eine Einheitsuniform für den republikanischen Bürger.

Ein pathetischer Engel mit tragischem Sinn, der als Student sein Zimmer mit schwarzen Tüchern und Totenköpfen dekoriert haben soll und seinen Mitbürgern Besuche auf dem Friedhof empfiehlt. „Die Welt ist verwaist seit den Römern“, klagt er bisweilen.

Und was er tut, tut er nicht für das Heute, sondern für die Zukunft – für „die Nachwelt, die von den Übeln der Gegenwart nichts weiß“. Ihm schwebt eine Pädagogik vor, die durch Vorbilder wir-

ken soll: „Zu viele Gesetze“, mahnt er immer wieder, „zu wenig Beispiele.“

Dabei hat die Revolution schon längst ihre eigenen Helden hervorgebracht und in Denkmäler verwandelt.

Den „Volksfreund“ Jean-Paul Marat etwa, der am 13. Juli 1793 bei einem Bad zur Linderung seiner Hautkrankheit von der 24-jährigen Charlotte Corday d'Armont erstochen wird. Noch in der Wanne tragen Anhängerinnen den Toten zu einer eigens modellierten Grotte im Garten des Cordeliersklubs, seiner politischen Wirkstätte, wo sein Herz entnommen und in einer Urne an die Decke des Versammlungsraums gehängt wird.

„Jesus war nur ein falscher Prophet“, heißt es in der Begräbnisrede für den Eiferer, „doch Marat war ein Gott.“

DIE SCHRECKENSHERRSCHAFT produziert jetzt jene Feinde, die sie braucht, um überleben zu können – denn je zahlreicher ihre Gegner, desto mehr fühlt sie sich ja im Recht.

Und zum Feind taugt prinzipiell jeder. „Ihr habt nicht nur die Verräter, sondern auch die Gleichgültigen zu bestrafen“, fordert Saint-Just: „Ihr habt jeden zu bestrafen, der in der Republik dahinlebt und nichts für sie leistet.“

Wer in der Gegenwart keine Gefahr ist, hat womöglich eine Vergangenheit. Und wer überhaupt nicht auffällt, der kann immer noch ein Spion im Dienst des Auslands sein. „Wir sind unerbittlich und unveränderlich wie die Wahrheit“, sagt Robespierre, „unerträglich wie die Prinzipien.“

Denn es ist ein Urzustand, ein Zustand der Unschuld, den die Jakobiner mit dem Blut der Getöteten herbeiwachen wollen. Robespierre, „der einzige reine Mensch im Senat“, wie Marat ihn genannt hat, ist ein Anhänger des Philosophen Jean-Jacques Rousseau, dessen „Zurück zur Natur“ den empfindsamen Geistern des 18. Jahrhunderts zum Evangelium geworden ist.

Und so dient der Schrecken dazu, wie Robespierre es formuliert, „die Wünsche der Natur zu erfüllen“. Wie eine Sintflut soll er den *homme corrompu*, den von

Luxus, Laster und Zivilisation „verdorbenen Menschen“ läutern. Robespierre verkörpert, wie der Historiker Patrice Gueniffey später analysieren wird, „die Suche nach einer reinen und unschuldigen Welt, befreit vom Bösen und von der Geschichte“.

Auch der Frau will die radikale Revolution jetzt die Würde des Ursprungs zurückgeben: die Rolle der Mutter mit der gesunden Moral, unverbildet durch Zivilisation und Macht.

Mit den zahlreichen Frauenklubs, die in den ersten Jahren der Revolution auf die politische Bühne drangen, macht die Terreur daher kurzen Prozess. Die Leidenschaften der öffentlichen Diskussion, mahnt ein Sprecher des Sicherheitsausschusses, seien ungesund für die Frau, „unvereinbar mit der Weichheit und Mäßigung, die den Zauber ihres Geschlechts ausmachen“. Am 30. Oktober 1793 verbietet der Konvent den Frauen alle politische Betätigung.

Der Guillotine fallen nun unterschiedslos Frauen des Ancien Régime wie auch der neuen Zeit zum Opfer. Am 3. November stirbt Olympe de Gouges unter dem Fallbeil, die Autorin einer „Erklärung der Rechte der Frau und Bürgerin“. Vergebens versucht sie noch, so berichtet der Historiker Michelet, mit einer Schwangerschaft den Aufschub der Hinrichtung zu erreichen: „Ein Freund

und Blutsaugerin der Franzosen“, wie die Anklageschrift sie nennt, gelten weniger ihrer Gesinnung als ihrem Geschlecht: Für ihre „ordnungswidrigen Gelüste“ habe sie den Reichtum des Landes verschleudert. Habe mit ihrem Körper den Bruder des Königs verführt und so manchen einflussreichen Aristokraten – zum Schaden Frankreichs.

Am 16. Oktober 1793 fährt sie zur Guillotine. Erst auf dem Schafott beginnt sie zu zittern, tritt versehentlich dem Henker auf den Zeh, entschuldigt sich. Die Scharfmacher-Zeitung „Le Père Duchesne“ geifert hinterher: „Ihr verfluchter Kopf wurde endlich von ihrem Hurenackern getrennt.“

Während solche weiblichen Symbolfiguren blutig verfolgt werden, steigt der Mythos der „echten“, der natürlichen Frau in den Himmel. Mit einem vielbrüstigen Über-Weib aus Gips schmückt der Revolutions-Dekorateur David seinen „Brunnen der Erneuerung“ auf den Trümmern der Bastille. „Aus ihren vollen Brüsten, die sie mit ihren Händen hält“, heißt es in seinem Entwurf, „fließt in reichen Strömen reines, gesundes Wasser.“

Denn die Natur, so sehen es die radikalen Jakobiner, ist nicht die Gegnerin der Vernunft, sondern: deren höchste Form. Und so steht auch das als „natürlich“ empfundene revolutionäre Recht

Die Jakobiner glauben, das Land durch das Blut ihrer Opfer zu läutern

soll ihr unter Tränen den traurigen Dienst geleistet haben, dessen Nutzlosigkeit vorauszusehen war.“

Marie-Jeanne du Barry, die einstige Mätresse König Ludwigs XV., zahlt am 8. Dezember mit dem Tod: zum einen für den ungeschickten Versuch, ihre Juwelen ins Ausland zu schmuggeln, zum anderen für ihre angebliche erotische Skrupellosigkeit, mit der sie den König einst dem Willen einer machthungrigen Clique hörig gemacht haben soll.

Und auch die Vorwürfe gegen die Königswitwe Marie-Antoinette, „Geißel

weit über den Paragraphen der Prozessordnungen, über den Winkelzügen der Advokaten des Ancien Régime.

Folgerichtig braucht das Revolutionstribunal auf dem Höhepunkt der Schreckensherrschaft keine Indizien und kein Recht auf Berufung mehr, sondern nur noch seine innere Stimme.

Angeklagte werden nun auch ohne Beweise verurteilt und unter die Guillotine geschickt, solange die Jury von der Schuld „moralisch überzeugt“ ist.

Schon die Hinrichtung des Königs am 21. Januar 1793 war ja, so Robes-

pierre, eine Huldigung an die „Ordnung der Natur“.

Der Henker des Monarchen beschreibt sie dagegen mit schlichteren Worten: „Als er zur Hinrichtung aus dem Wagen stieg, sagte man ihm, er müsse seinen Rock ablegen“, erinnert er sich.

„Er machte einige Einwände und meinte, man könne ihn doch so hinrichten, wie er war. Als man ihm begreiflich machte, dass dies unmöglich sei, hat er selbst geholfen, seinen Rock abzustreifen. Er machte wieder die gleichen Einwände, als es darum ging, ihm die Hände zu binden, streckte sie aber aus freiem Willen hin, als die Person, die ihn begleitete, sagte, es sei ein letztes Opfer. Dann erkundigte er sich, ob die Trommeln die ganze Zeit geschlagen würden, worauf er die Antwort erhielt, man wisse es nicht. Und das war die Wahrheit. Er stieg aufs Schafott und wollte nach vorn drängen, wie um zu reden. Doch man machte ihm begreiflich, dass auch dies unmöglich sei.“

Royalistische Augenzeugen berichten vom Schweigen der Masse angesichts des fallenden Königshauptes, von der „Grabesstille“. Und selbst der Scharfmacher Marat beschreibt die „andächtige Freude“, die das Volk beim Tod des Herrschers ergriffen habe: „Man hätte meinen können, es wohne einer religiösen Feier bei.“

Doch was danach einsetzt, ähnelt einem archaischen Fruchtbarkeitsritual. Manche erinnern sich später, der König selbst habe von der Bühne seines Todes herab noch den Wunsch geäußert, „dass mein Blut den Franzosen zum Nutzen gereicht“.

Jedenfalls drängen die Zuschauer ans Schafott, um Hände, Piken und Schwerter, Taschentücher und Stoffketten in das königliche Blut zu tauchen, reißen sich um das abgeschnittene Haar des Monarchen und Stücke seines Rocks.

Ein Bürger klettert sogar auf die Guillotine, taucht seinen ganzen Arm in den Lebenssaft des Bourbonen, bespritzt das Publikum damit und ruft: „Republikaner, das Blut des Königs bringt Glück!“

Blut ist der Dünger der Schreckensherrschaft, auch wenn seine Propheten Marat und Robespierre sich persönlich davor ekeln. „Unreines Blut tränke unsere Ackerfurchen“, heißt es in der „Marseillaise“. Und schon einer der ersten Jakobiner mahnte: „Pflüget in die Tiefe.“

Denn die Revolution ist ein bauerlicher Traum, von dem auch andere Metaphern künden. So warnt ein Sprecher des Wohlfahrtsausschusses, die Feinde des Volkes seien „wie jene giftigen Pflanzen, die wuchern, sobald der Landwirt vergisst, sie vollständig auszurotten“.

Und ein zeitgenössischer Chronist notiert, unter der Guillotine fielen die Köpfe „mit der Einförmigkeit der Ähren von der Sense des Schnitters“.

Selbst die Leiche eines Selbstmörders wird zur Guillotine gekarrt

Schon früh trägt der Aufstand gegen das Ancien Régime auch Züge eines pastoralen Idylls. Die Aufständischen pflanzen „Freiheitsbäume“ auf die Dorfplätze: Birken, Tannen und Pappeln mit blau-weiß-roten Fähnchen und Bändern.

Und um „die Blicke und die Gedanken des Bürgers jeden Augenblick des Jahres, des Monats, der Dekade und des Tages auf ein ländliches Bild, eine Wohltat der Natur, einen Gegenstand der Landwirtschaft“ zu lenken, haben die Revolutionäre nicht nur die Monatsnamen auf Bauernart umbenannt, sondern auch jedem Tag des Jahres eine Feldfrucht oder ein Ackergerät zugeordnet. So ist der 31. Oktober 1793 nun der Tag der *charrue*, des Pfluges.

AN DIESEM TAG sterben 21 Abgeordnete der „Gironde“ unter dem Fallbeil. Noch im Winter 1792/93 haben die gemäßigten „Girondins“ – nach dem Heimat-Departement dreier ihrer Führer benannt und den Interessen des besitzenden Bürgertums verpflichtet – die wichtigsten Ministerien besetzt gehalten. Sie hatten auch jene Abgeordneten auf ihrer Seite, die die radikalen Jakobiner fürchteten sowie die Gewalt der Volksmassen, die

sich in den Gefängnismassakern vom September 1792 Luft gemacht hatte (siehe Seite 94).

Doch schon ein halbes Jahr später, im Sommer 1793, hat sich das Blatt gewendet: Militärische Niederlagen und Wirtschaftskrisen haben die Unzufriedenheit in Paris geschürt und den kompromisslosen Forderungen der Volksbewegung Auftrieb gegeben.

Jetzt wendet sich die Gironde gegen die von den radikalen Jakobinern verfolgten Notstandsmaßnahmen und warnt vor dem Weg in die Diktatur.

Daraufhin umstellt ein bewaffneter Mob am 31. Mai 1793 den Konvent und fordert die Verhaftung der beargwöhnten Girondisten. An diesem Tag bleiben die

Massen erfolglos, doch am 2. Juni, einem Sonntag, strömen sie aus ganz Paris zum Tuilerien-Schloss, wo das Parlament tagt. Am frühen Nachmittag belagern rund 80 000 Aufständische und Nationalgardisten das Gebäude. Schließlich fügt sich die Versammlung und beschließt Hausarrest für die Gironde.

Einer der Gefangenen erdolcht sich vor Gericht schon im Moment der Urteilsverkündung; auch er wird am „Tag des Pfluges“ zum Richtplatz gefahren. Die Stöße des Pflasters schleudern seinen bleichen Kopf hin und her.

Und noch auf dem Schafott singen die Verurteilten die „Marseillaise“; mit jeder Hinrichtung wird der Chor schwächer. Binnen weniger als 40 Minuten fallen die 21 Köpfe.

Die Gallionsfiguren der radikalen Massen, die das Parlament gestürmt und die Köpfe der Girondisten gefordert haben, sind seit 1792 die *Sansculottes*, die „Ohne-Hosen“.

Sie wohnen in den Vorstädten von Paris und tragen statt der Kniehosen und Seidenstrümpfe des Ancien Régime lange Beinkleider und kurze Jacken sowie rote, keck nach vorn gezipfelte Wollmützen.

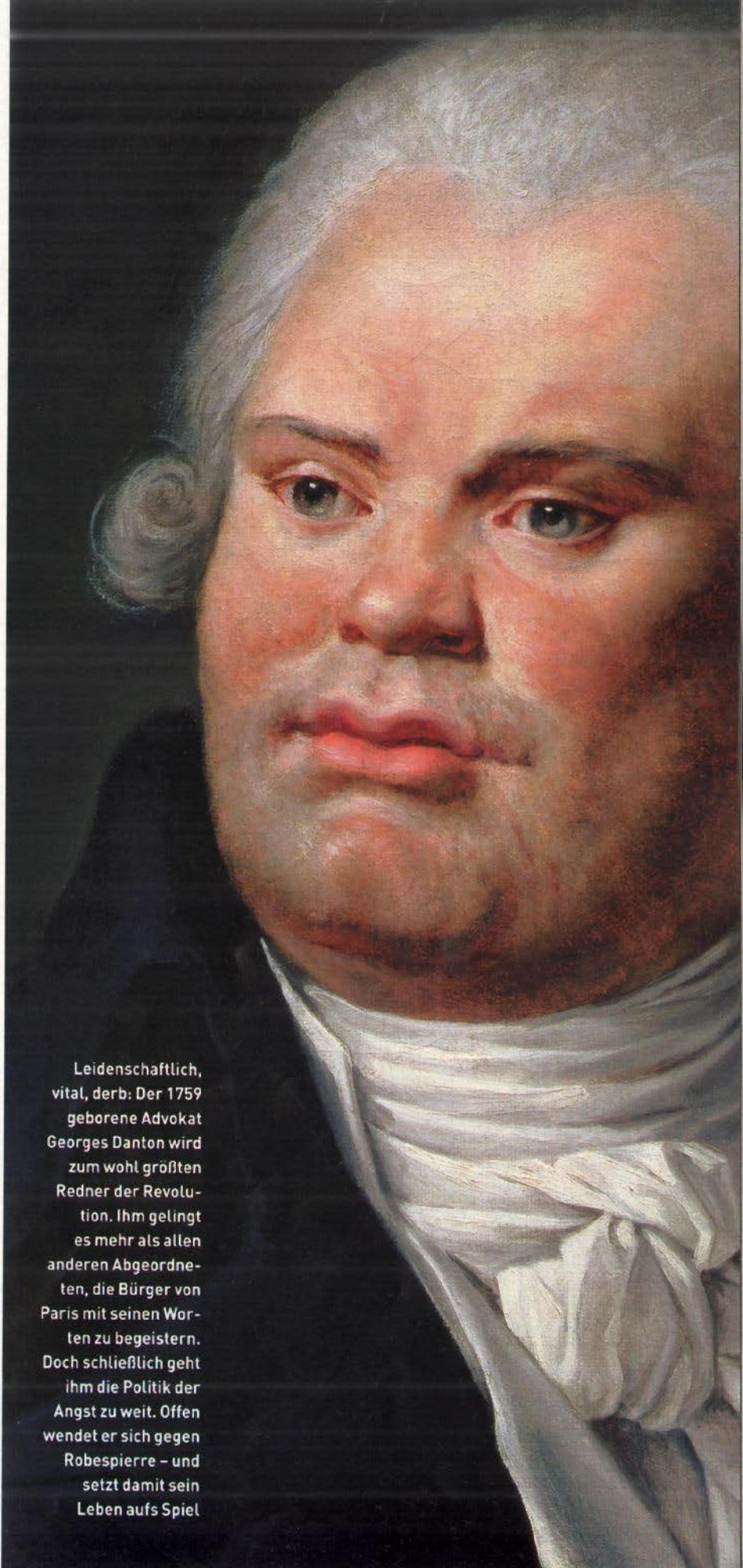
Schon bald nach dem Kriegsausbruch 1792 haben diese Pariser Plebejer, befeuert von patriotischem Furor, begonnen, sich täglich in den Bürgerversammlungen der 48 Pariser Bezirke zu treffen. Im Sommer 1793 haben die radikaleren unter diesen Versammlungen die moderaten Kollegen aufgemischt und mit Einschüchterungen und Drohungen auf sansculottische Linie gebracht.

Mithilfe der „Ohne-Hosen“ setzen sich die Männer um Robespierre nun im Machtkampf mit den Girondisten durch. Doch das Bündnis zwischen den radikalen Jakobinern und den kompromisslosen Volksmassen ist keine Liebesheirat. Robespierre hasst die rote Mütze der Sansculotten, welche „die Frisur verdirbt“ – und sieht das Volk ohnehin lieber aus der Ferne: als ideales Geschöpf, als Verkörperung von Natur und Tugend.

Robespierre, der Asket („Champagner ist Gift für die Freiheit“), dessen einziges Laster die Gier nach Apfelsinen ist, stellt sich das Volk vor wie ein Abbild seiner selbst – schlicht und tugendhaft und dem Fleischgenuss abgeneigt. *Le peuple*, postuliert er, sei „in seinen Beweggründen immer rein; es kann nur das gemeine Wohl lieben, da doch das gemeine Wohl sich mit den Interessen des Volkes deckt“.

Er meint damit brave Leute wie die Tischlerfamilie Duplay in der Rue Saint-Honoré, bei der Robespierre zwei schmale Zimmerchen im ersten Stock bewohnt. Bei der sein Nussbaumbett steht und das Regal mit seinen Redemanuskripten und den Huldigungsschreiben euphorischer Bürger („Unveränderlicher und Starker, du bist ein Adler, der am Himmel schwebt!“).

Die ungezügelten Haufen auf der Straße jedoch, die mit dem Bauch denken und angesichts von Inflation und chronischer Wirtschaftskrise immer wieder die Pariser Läden plündern – diese Leute lehnt Robespierre ab: Sie sind eigentlich überhaupt kein Volk, sondern „ein Mob aus Frauen“, wie er bisweilen mutmaßt, „angeführt von den Dienern der Aristokratie“.



Leidenschaftlich, vital, derb: Der 1759 geborene Advokat Georges Danton wird zum wohl größten Redner der Revolution. Ihm gelingt es mehr als allen anderen Abgeordneten, die Bürger von Paris mit seinen Worten zu begeistern. Doch schließlich geht ihm die Politik der Angst zu weit. Offen wendet er sich gegen Robespierre – und setzt damit sein Leben aufs Spiel





Die 1795 begonnenen »Sabinerinnen« markieren die politische Wende des Jacques-Louis David. Der Künstler, ein Anhänger Robespierres, hat während der Schreckensherrschaft des Wohlfahrtsausschusses Feste organisiert, hat gar den Leichnam Marats balsamiert und zur Schau gestellt. Nach der Terreur orientiert er sich neu – und zeigt dies im antiken Gewand: Die Sabinerinnen, so eine Legende, sind von den Römern geraubt worden. Ihre Männer wollen sie zurückholen, Krieg scheint unvermeidlich – da werfen sich die Frauen zwischen die Schlachtreihen und erzwingen den Frieden. Auch Frankreich soll, so lässt sich die Botschaft des Malers verstehen, fortan auf Bruderzwist verzichten, alle Bürger müssten sich für einen Neuanfang miteinander versöhnen

So umlauern Regierung und Regierte einander mit wachsendem Misstrauen. Während die Jakobiner im Konvent eine Zentralregierung und den freien Markt einrichten wollen, fordern die immer stärker werdenden Sansculotten auf der Straße Preiskontrollen, Basisdemokratie und den eifrigeren Einsatz der Guillotine.

Um das Gesetz des Handelns nicht völlig aus der Hand zu geben, macht die Regierung Zugeständnisse: so die allgemeine Wehrpflicht, von den Ohne-Hosen seit Wochen gefordert; die Todesstrafe für Hamsterer; die Zerstörung der königlichen Grabstätten in Saint-Denis.

Doch die radikalisierten Volksmassen bleiben unruhig, zumal Paris unter einer Versorgungskrise leidet. Nur mit Subventionen des Konvents kann die Stadtverwaltung den Brotpreis bei drei Sous pro Pfund halten.

Die Unruhen im Westen machen das Fleisch knapp; Seife wird unbezahlbar. Selbst die Natur, Patin der Revolution, fällt der Republik in den Rücken: Ende August macht eine Dürre die Getreide-ernte zunichte.

Paris ist von vier Jahren Aufruhr gezeichnet: Vielerorts ist das Pflaster aufgerissen, die Farbe der Häuser abgeblättert, Wohnungen stehen leer. Militante Freiheitsfreunde haben Denkmäler von ihren Sockeln gestürzt, Gitterzäune zu Piken umgeschmiedet.

Vor den Bäckerläden stehen die Bürger schon in der Dämmerung um Brot

ministeriums vor dem Rathaus („Brot!“ rufen sie, „Brot!“) und umstellen am nächsten Tag, unbeeindruckt von einer Dreiviertel-Sonnenfinsternis, den Konvent.

Jetzt erheben sie *politische* Forderungen: Schaffung einer Revolutionsarmee, Verhaftung aller Verdächtigen, Säuberungen in den Ausschüssen. Das eingeschüchterte Parlament gehorcht dem Volkszorn und verkündet: „Die Terreur ist an der Tagesordnung.“

Es ist der schillernde Georges-Jacques Danton, einst Justizminister und Mitglied des Wohlfahrtsausschusses, der wie kein anderer die Zeichen der Zeit erkennt. „Wir müssen den erhabenen Elan des Volkes nutzen“, sagt er. „Wir müssen nur die Maßnahmen ergreifen, die es selber anbietet, denn es ist das Genie der Nation, das sie diktiert hat.“

Danton ist der Pragmatiker der Revolution. Er hat sich in ihrem Verlauf nicht gescheut, mit Sansculotten ebenso wie mit Monarchisten zu paktieren – und erst recht nicht, zum richtigen Zeitpunkt die Hand aufzuhalten: Der Lohn der siegreichen Revolutionäre, findet er, müsse das Luxusleben sein.

Dem athletischen Lebemann aus der Champagne, dem vierschrotigen, pockennarbigen Zyniker mit der Donnerstimme, liegen die Ideologien seiner Mitstreiter ebenso fern wie deren Weltfremdheit: Robespierre, behauptet er, könne „nicht einmal ein Ei kochen“.

men sie ihnen die Arbeit ab. Am 9. September 1793 beschließt der Konvent, eine „Revolutionsarmee“ gegen den inneren Feind aufzustellen, gegen Verräter, Hamsterer und Spekulanten. Am 17. September verabschiedet er das „Verdächtigengesetz“, das es erlaubt, alle Gegner der Regierung zu verhaften.

Wen es treffen kann, präzisiert eine Richtlinie der Pariser Stadtverwaltung: Bürger etwa, die bei den Treffen ihrer Stadtteilversammlungen fehlen. Oder Personen, die „voller Mitleid für das Los der Menschen sind“. Oder solche, „die zwar nichts gegen die Freiheit unternommen haben, aber auch nichts für sie“.

Das Revolutionstribunal, das seit seiner Gründung im März 1793 von 260 Angeklagten fast 200 freigesprochen hat, darf sich solche Milde jetzt nicht mehr leisten. Im letzten Quartal des Jahres schickt es 177 Delinquenten unter die Guillotine; das sind 45 Prozent der Angeklagten.

DAS VOLK HAT seinen Willen bekommen. Wie der bekennende Masochist Rousseau („Einer herrischen Geliebten zu Füßen liegen, ihren Befehlen gehorchen, Vergebung von ihr erbitten, das war mir ein süßer Genuss“) unterwerfen sich die Franzosen dem Terror wie einer strengen Liebkosung.

Eine „Mischung aus Stolz und Selbstverachtung“, spekuliert später ein Abgeordneter, habe das Volk verführt, „Komplize seiner eigenen Zerstörung“ zu werden, „sich selbst zu verbrennen, um aus der Asche aufzuerstehen“.

Auf den Treppen der Gefängnisse sitzen nun die Schaulustigen und warten auf den Abtransport der zum Tode Verurteilten. Begrüßen die armen Sünder mit Lachen und Freudengeschrei, mit Händeklatschen, Trampeln und geschleudertem Dreck. Und viele im Volk, notiert ein Polizeispitzel, seien der Meinung, „solange man niemanden guillotiniere, stünden die Dinge schlecht“.

Nur langsam gewinnen Konvent und Wohlfahrtsausschuss ihr Gewaltmonopol von den radikalisierten Volksmassen mit ihren Piken und Messern zurück.

Das Volk von Paris fordert von der Regierung immer neue Hinrichtungen

an, schimpfen auf Engländer und Verräter. Die Kinder haben keine Butter, keine Milch. Und während der Schwarzmarkt blüht, Fleisch und Zucker zu Fantasiepreisen verkauft werden, aufgebrauchte Konsumenten die Märkte stürmen und die Buttervorräte plündern, schaukelt sich der mörderische Wettstreit der Revolutionäre schon bald in schwindelnde Höhen.

Am 4. September 1793 versammeln sich Arbeiter und Angestellte des Kriegs-

Und über das Wort „Tugend“ kann Danton nur lachen: Keine Tugend sei wichtiger als jene, behauptet er, die er jede Nacht seiner Frau bezeuge.

Im Sog dieses massigen Fixsterns steigt der Terror von unten nach oben: „Seien wir schrecklich“, proklamierte er schon im März 1793 anlässlich der Einrichtung des Revolutionstribunals, „damit das Volk es nicht zu sein braucht!“

Indem die Verwalter der Revolution den Willen der Massen ausführen, neh-

Doch nach wie vor kämpfen die verschiedenen revolutionären Institutionen auch untereinander um die Macht – so die Stadtverwaltung von Paris, das Kriegsministerium, der Jakobinerklub. „Alle wollen regieren“, klagt Saint-Just am Ende des Jahres 1793, „keiner will Bürger sein.“

Gerade diese unübersichtliche Situation ist es aber, welche die Terreur antreibt. Die Angst geht um unter den Revolutionären, jeder von ihnen könne schon bald der nächste sein unter dem

1793 nur ein erster Schlag gegen die Opposition in den eigenen Reihen.

Robespierre, der den Wohlfahrtsausschuss zunehmend dominiert, sieht die Revolutionsregierung zu Beginn des Jahres 1794 von zwei weiteren Fraktionen bedrängt: den „Nachsichtigen“ um seinen Freund, den Macher Danton, die angesichts der kürzlich errungenen militärischen Erfolge für weniger Schrecken plädieren. Und den ultraradikalen „Hébertisten“ um den Journalisten Jacques René Hébert.



Gefangene warten im Pariser Gefängnis Saint-Lazare auf die Guillotine. Nichts erregt so viel Schrecken wie die Willkür des Regimes. Schon die Denunziation durch einen missgünstigen Nachbarn kann ausreichen, um unter das Fallbeil zu kommen

Fallbeil. Man müsse andere guillotinierten, so formuliert es ein Politiker, um nicht selber guillotiniert zu werden.

Doch auch das ist ja ein Gesetz der Natur: der Kampf ums Dasein. Wer sich behaupten will, muss eben strenger, radikaler, blutrünstiger sein als die Konkurrenten. Oder er muss stärker und mächtiger sein als diejenigen, die sich anschicken, ihn an revolutionärer Tugend zu überflügeln. Und so war die Hinrichtung der Girondisten im Oktober

In seiner Zeitung „Le Père Duchesne“, benannt nach einer beliebten Volkstheaterfigur, bläst Hébert zum Kampf gegen die Nachsicht. Noch viele mehr, fordert er, müssten „in den Sack niesen“, wie er das Sterben unter dem Fallbeil nennt.

Und an manchen Tagen, wenn sein Blatt besonders schrill den großen Schnupfen herbeischreit, rufen die Pariser Zeitungshändler ihren Kunden zu: „Er ist verdammt wütend heute morgen, der Père Duchesne!“

Am 4. März 1794 verhüllen die Radikalen um den Scharfmacher Hébert die Tafel mit den Menschenrechten im Cordeliersklub mit schwarzem Stoff und rufen zum „heiligen Aufstand“ gegen die Gemäßigten in der Revolutionsregierung auf. Neun Tage später werden sie verhaftet: Der Wohlfahrtsausschuss hat die Gefangennahme der Ultralinken befohlen, Saint-Just im Konvent ihre „Verschwörung gegen das französische Volk und die Freiheit“ aufgedeckt.

Kurz darauf stehen die Männer um Hébert vor Gericht. Schriftliche Beweisstücke sind nicht zugelassen, und schon nach drei Tagen verkündet die Jury das Todesurteil.

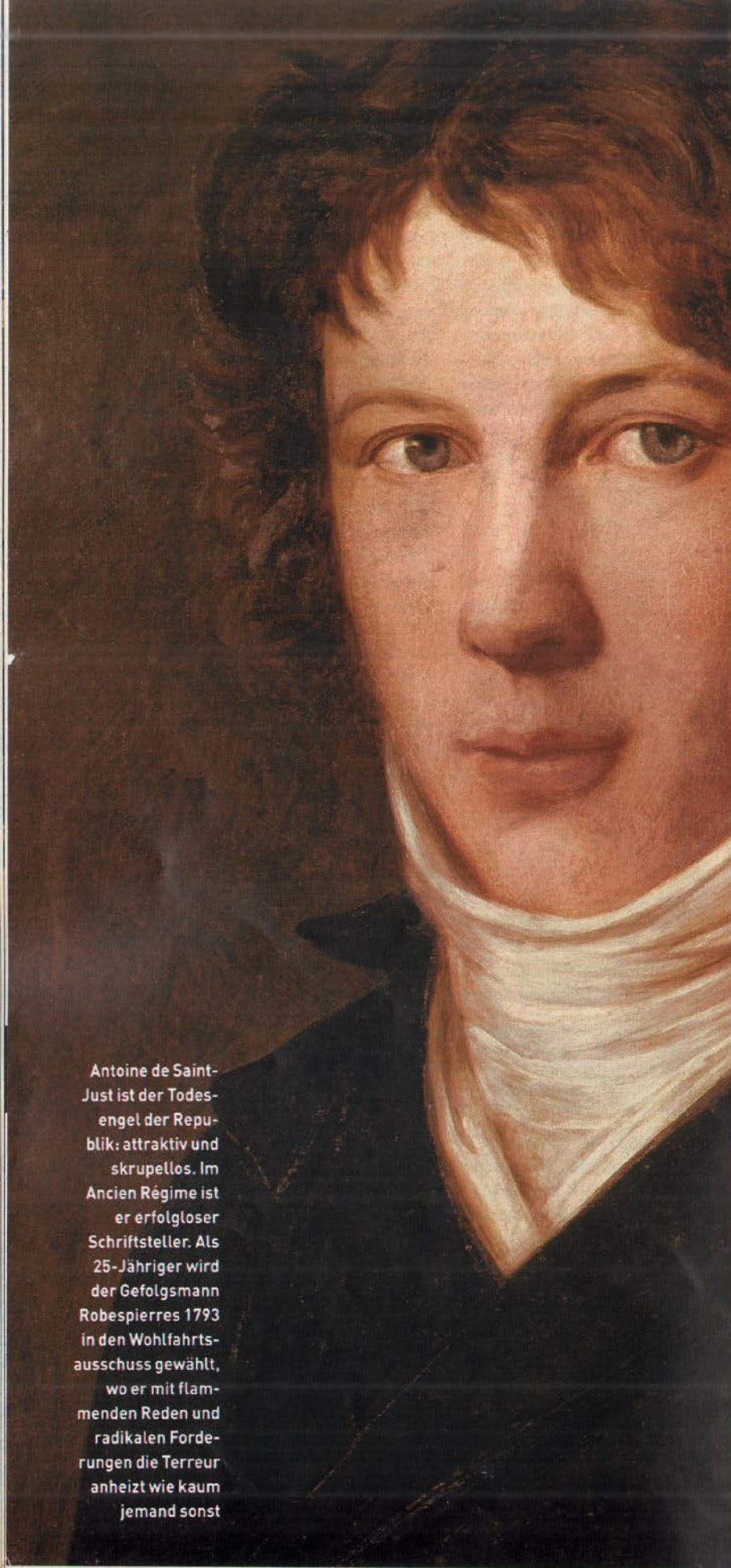
Um vier Uhr nachmittags fahren die Überführten zum Schafott; als Hébert hilflos unter dem Fallbeil liegt, schwenkt der Henker noch einmal zum Spott eine rote Sansculottenmütze vor seiner Nase.

Jetzt sehen die „Nachsichtigen“ um Danton den Moment im Machtkampf der Revolutionäre gekommen, ihren Einfluss zu vergrößern und attackieren den linken Flügel der Regierung. Robespierre, stets um ein Gleichgewicht der Kräfte bemüht, ist beunruhigt. Und doch zögert er zunächst, nach den Blutsäufeln nun auch die Bremsen des Terrors zu verfolgen.

Er erinnert sich an seine alte Freundschaft mit Danton und ermahnt ihn, die Ruhe zu wahren. Doch der Mann aus der Champagne und dessen Gefährten lehnen den Rat ab und fordern die Neu-besetzung des Wohlfahrtsausschusses.

Dort aber warten Dantons Gegner nur darauf zurückzuschlagen, und am Ende entschließt sich auch Robespierre dazu, seinen Kampfgefährten zu opfern: Am 30. März 1794 – nur 17 Tage nach dem Schlag gegen die Hébertisten – befiehlt der Ausschuss die Verhaftung der Männer um Danton.

Das Gericht hat als Beweis nichts vorliegen als einen vagen Bericht der Ausschussmitglieder Saint-Just und Robespierre: Die Angeklagten hätten die Konterrevolutionäre nicht unerbittlich genug bekämpft, befänden sich im offenen Aufstand – und ihr Führer Danton

A detailed oil painting of Antoine de Saint-Just, a French revolutionary leader. He is depicted from the chest up, looking slightly to the right with a serious expression. He has dark, wavy hair and is wearing a dark coat over a white cravat. The background is dark and indistinct.

Antoine de Saint-Just ist der Todesengel der Republik: attraktiv und skrupellos. Im Ancien Régime ist er erfolgloser Schriftsteller. Als 25-Jähriger wird der Gefolgsmann Robespierres 1793 in den Wohlfahrtsausschuss gewählt, wo er mit flammenden Reden und radikalen Forderungen die Terreur anheizt wie kaum jemand sonst

habe außerdem eine „schwarze und undankbare Seele“.

Die Straßen um das Gerichtsgebäude sind voll mit Menschen, die durch die Mauern hindurch mithören können, als sich Danton mit mächtiger Stimme verteidigt. „Meine Wohnung wird morgen das Nichts sein“, donnert er bei der Personenfeststellung, „mein Name wird bleiben im Pantheon der Geschichte.“

Einen Tag lang spricht er und verteidigt sich so energisch gegen die Vorwürfe des Gerichts, dass der Richter ihn am folgenden Prozesstag vom Verfahren ausschließt. Noch am selben Abend, dem 5. April 1794, kommen die Verurteilten aufs Schafott. „Ich nehme Robespierre mit“, kündigt Danton an, „Robespierre folgt mir.“

Und als die Kolonne der Karren die Wohnung des „Unbestechlichen“ in der Rue Saint-Honoré passiert, prophezeit Dantons Mitstreiter Camille Desmoulins (der einst, am 12. Juli 1789, zu den ersten Wortführern der Revolution gehört hat): „Dieses Haus wird verschwinden.“

Robespierre aber hat sich in seinen Zimmern eingeschlossen. Vielleicht grübelt er über seine Zukunft nach. Tatsächlich hat die Terreur in diesen Wochen eine fatale Grenze überschritten: Erstmals haben radikale Jakobiner mit ihresgleichen kurzen Prozess gemacht.

Nach dem Tod der Giganten der Revolution ist allen Beteiligten klar, dass von nun an selbst der Stärkste nicht mehr sicher ist.

DOCH DIE PHASE der Anarchie scheint vorerst beendet, das Gleichgewicht des Schreckens endlich erreicht. Die Terreur dient jetzt dazu, die Autorität des Staates wiederherzustellen.

Robespierre kontrolliert fortan die bislang von Sansculotten durchwirkte Stadtverwaltung, indem er – per Beschluss des Wohlfahrtsausschusses – einen seiner Anhänger als Bürgermeister einsetzt. Er macht zudem die Versammlungen der radikalen Bürger in den Stadtteilen unschädlich, weil er deren Aufgaben auf die Vorbereitung von Festen, das Beschaffen von Salpeter für die

Schießpulverproduktion und das Geld sammeln für Waffenkäufe beschränkt.

Zugleich geht er daran, die gemäßigten Kräfte zu besänftigen. Er entschärft die Strafen für das Horten von Waren, rehabilitiert die „ehrbaren Kaufleute“, gibt neuen Spielraum für Außenhandel und Preiserhöhungen. Der Wohlfahrtsausschuss verpflichtet Zwangskräfte zum Warentransport und verfolgt streikende Arbeiter.

Das Ringen der Meinungen und Fraktionen ist beendet. Konkurrenzlos und nüchtern regiert nun der Wohlfahrtsausschuss, der „zwölfköpfige Tyrann“. Das Parlament nickt die Gesetze nur noch ab. Die Revolution, sagt Saint-Just, „ist eingefroren“.

An den Abenden, die einst im Ancien Régime vom Gelächter in den Cafés vibrierten, vom Rollen der Kutschen, von Bällen und Theateraufführungen, sind jetzt, so berichten Zeitgenossen, die Straßen leer, die Fensterläden geschlossen. Nur das Poltern der Gefängniswagen und der pikenbewehrten Streifen auf der Suche nach Verdächtigen hallt durch die Nacht. Dann wieder Stille. Die Stille des Operationssaals.

Denn wie Chirurgen schneiden die Revolutionäre jetzt am Volkskörper herum: leidenschaftslos, gründlich und kalt.

Hat nicht die Aufklärung die Heilkunst von aller Sentimentalität befreit? Hat nicht der Philosoph Diderot die Vivisektion von Verbrechern gegen den Vorwurf der Unmenschlichkeit verteidigt – mit dem Hinweis, Menschlichkeit sei schließlich nichts anderes als die „Bereitschaft, unsere Fähigkeiten in den Dienst der Menschheit zu stellen“?

Ist nicht seine „Encyclopédie“, das Standardwerk der Aufklärung, mit der irrationalen Urangst der Menschen vor dem Ende ins Gericht gegangen? „Der Tod“, steht dort unter dem Stichwort *mort*, sei keineswegs „eine so furchtbare Angelegenheit, wie wir es uns einbilden“.

Schon 1791 hat ein Abgeordneter die therapeutische Wirkung der Gewalt gelobt: „Man muss die verfaulte Stelle heraus schneiden, um den Rest des Körpers

zu retten.“ Auch Camille Desmoulins hat die blutigen Eingriffe des Staats medizinisch begründet: Erst ein „Aderlass“ reinige „den politischen Körper von Gift“. Denn „das Laster“ sei „im Blut“.

Und das Blut ist nicht mehr zu stillen. Ohne die Vernichtung aller Feinde scheint die Revolution sich nicht beenden zu lassen – aber zugleich sorgt die Terreur dafür, dass sie nicht zum Stillstand kommt. Und einer neuen Rechtfertigung bedarf.

IM WIESENMONAT Prairial, am Pfingsttag der alten Zeit, begeht das Land deshalb auf Robespierres Geheiß hin ein „Fest des Höchsten Wesens und der Natur“. Denn vielleicht verlangt die heillose Lage ja tatsächlich nach einer neuen Religion – aber dann bitte eine Religion ohne jenen christlichen Gott, den der Sieg der Vernunft abgeschafft hat.

Die Führer der Schreckensherrschaft ahnen, dass ihre Tage gezählt sind

Wieder ist der Maler David der Zeremonienmeister, der Choreografien, Kostüme, Dekorationen entwirft. Der Himmel am Festtag ist strahlend blau, Paris ein Blütenmeer, Fensterkreuze, Straßen und Menschen mit Rosen geschmückt.

Endlose Menschenmengen bewegen sich auf die Tuileriengärten zu. Schwangere Frauen mit üppigen Frisuren feiern die Fruchtbarkeit, Mütter tragen Rosen in den Händen, Männer Eichenreiser, Greise Weinranken; Kinder schwenken mit Zweigen geschmückte Säbel und Piken. Trommeln dröhnen und Messinghörner.

Die Abgeordneten des Parlaments marschieren in kornblumenblauen Mänteln, Federhüten und Schärpen in den Farben der Trikolore. Und allen voran schreitet Robespierre als momentaner Präsident des Konvents, sein Gewand von einem leuchtenderen Blau als das der anderen. Einen großen Strauß von Mohn, Kornblumen und Ähren hält er im Arm.

Hundert Trommler, Trompeterkorps, Kavalleriefanfaren, Feuerwehr und Volk!

Sie folgen Robespierre flussabwärts auf dem Marsch zum Marsfeld. Acht Kühe ziehen den Wagen des Ackerbaus.

Doch die Prozession schlendert zögernd, in gemächlichem Tempo; sie hält nicht Schritt mit dem energisch auschreitenden Führer. Sie versucht es nicht einmal. Immer wieder dreht der Unbestechliche sich um und findet sich allein.

Auf dem Marsfeld hat David einen künstlichen Berg aus Gips aufschütten lassen. Im kalten Taumel der ausgerichteten Massen, unter den Chören der müden Menge, schreitet Robespierre in gewohnt feierlicher Pose den Abhang hinab. Er ist ein Prophet; er ist Moses am Sinai.

Man sieht es ihm nicht an, ob er die hämischen, hasserfüllten Rufe hört, die respektlosen Bemerkungen, die aus den Reihen der Abgeordneten aufflackern.

„Es reicht ihm nicht, Meister zu sein“, zischt einer, „er will auch noch Gott sein.“ Ein anderer wird deutlicher: „Ich verachte und hasse ihn.“

Robespierre lässt sich nichts anmerken. Doch der Rückweg von der Feier ist keine Parade mehr, sondern eine Flucht. Zu Hause, bei den Duplays, murmelt er düster: „Ihr werdet mich nicht mehr lange sehen!“

Dann geht er in sein Zimmer hinauf.

ES IST EIN TRÜGERISCHES Friedenszeichen, dass am Vorabend des Festes die Guillotine vom Platz der Revolution verschwunden ist und man die Blutpfütze notdürftig mit Sand überdeckt hat. Denn zwei Tage später, am 10. Juni, ergeht das „Gesetz des 22. Prairial“, das die Terreur total macht.

Als Vorwand muss das misslungene Attentat eines Mannes herhalten, der mit einer Pistole auf ein Mitglied des Wohlfahrtsausschusses geschossen hat, sowie der bizarre Auftritt einer Zwanzigjährigen, die mit zwei Taschenmessern im

Davids letztes Historienbild beschließt nicht nur eine künstlerische, sondern auch eine politische Ära. 1799 hat sich der einstige Bildschöpfer der Revolution nicht gescheut, die Heldentaten Napoleon Bonapartes zu verherrlichen. Doch 1814 geht auch dessen Regiment dem Ende entgegen – und es entsteht »Leonidas auf den Thermopylen«. 480 v. Chr. hatte der Spartanerkönig auf dem griechischen Pass einer persischen Übermacht bis zum eigenen Untergang standgehalten. Davids möglicher Hintersinn: Heroisch wie einst die Hellenen verteidigen nun die Franzosen die »Zivilisation« gegen die heranstürmenden »Barbaren« – also gegen alle Gegner Napoleons. Als bald darauf der französische Kaiser stürzt, fällt auch David in Ungnade und beschließt sein Leben 1825 im Exil in Brüssel





Kleid an den Tuileries nach Robespierre gefragt hat.

Umgehend werden die beiden Volksfeinde als „Komplizen einer ausländischen Verschwörung“ exekutiert, zusammen mit einem Schwung Adelliger und Bankiers, ein paar in Ungnade gefallenen Polizisten und Beamten. In den leuchtenden, scharlachroten Hemden, die sie als „Vatermörder“ ausweisen, treten die 54 Angeklagten die Fahrt zum Schafott an.

Eine Schwadron Reiter und eine Abteilung Artillerie begleiten die acht

zersetzt“ oder versucht, „die Energie und Reinheit der revolutionären Prinzipien zu schwächen“, um ihn zum Schafott zu befördern. Die Verteidigung ist abgeschafft.

Der Entwurf zum Prairial-Gesetz stammt vom Ausschussmitglied Georges-Auguste Couthon, einem freundlichen, kranken Mann, den chronischer Kopfschmerz sowie ständiger Schluckauf plagten. Er ist von der Hüfte abwärts gelähmt, schiebt sich im Rollstuhl durch die Pariser Straßen; ein Gendarm trägt

Sammelanklagen verurteilt und umgehend exekutiert.

Es soll vorkommen, dass ein 17-jähriger Junge stirbt, den das Tribunal mit dessen 55-jährigem Vater verwechselt hat. Dass eine Madame de Mayet an Stelle einer Madame de Maillé verurteilt wird, „weil sie nun schon einmal da ist“. Dass selbst Blinde, Taube und Gelähmte als „Verräter“ guillotiniert werden.

Die Terreur, die der Natur zum Recht verhelfen wollte, ist nun in den Zustand der Verwesung eingetreten. Der Schrecken ist kein reinigender Wind mehr, sondern eine Seuche. Und das Volk, das seit den ersten politischen Hinrichtungen im August 1792 fast zwei Jahre lang ausdauernd der Guillotine applaudiert hat, reagiert jetzt angeekelt wie auf die Pest.

Das Unbehagen, das die Moral nicht erzeugt hat, gibt jetzt die Hygiene den Parisern ein. Schon im Winter haben sich die Anwohner des Madeleine-Friedhofs, auf dem der König und die Girondisten begraben liegen, beschwert: Die Leichendünste machten sie krank.

Der Vorschlag, die Körper der Guillotinierten auf einem anderen, völlig überfüllten Friedhof mit Kalk zu bestreuen, um so die Verwesung zu beschleunigen, findet keine Freunde: Die zersetzende Chemikalie, fürchtet man, werde alle Toten treffen, gute wie böse. Und in einer weiteren Begräbnisstätte, wo die Opfer der Terreur in Schichten übereinander liegen, die schon fast das Grundwasser erreichen, sorgen sich die Nachbarn nun um ihre Brunnen.

Also lässt die Stadt Massengräber im Garten eines Privatgefängnisses ausheben. Die erste Grube ist nach gut zwei Wochen voll; man gräbt eine zweite und eine dritte; dazu eine vierte, durch die das Blut abfließen kann. Die Gruben werden mit Brettern bedeckt, die Toten durch Klapptüren hineingeworfen.

Doch der Boden ist zu hart und lehmig, um das Blut aufzunehmen; es gärt in der Julisonne. Vergebens schlägt der Stadtbaumeister vor, das Blut in Schubkarren mit Bleiwänden aufzufangen, die nach jeder Hinrichtung entsorgt werden können. Und der Ausbau einer



In der Nacht zum 28. Juli 1794 werden die Führer der Schreckensherrschaft auf Befehl von Konventsabgeordneten verhaftet. Niemand weiß, ob, wie im Bild dargestellt, ein Soldat auf Robespierre schießt oder ob dieser sich bei einem Selbstmordversuch verletzt

Wagen: Seit der Enthauptung des Königs ist ein solcher Pomp nicht mehr in eine Hinrichtung investiert worden. Eine Siebzehnjährige fragt noch unter der Guillotine: „Liege ich richtig so, Herr Henker?“ Und in 28 Minuten sind 54 Menschenleben dahin.

Mit dem „Gesetz des 22. Prairial“ beginnt jene Phase, die als *Grande Terreur* in die Geschichte eingehen wird. Es reicht jetzt aus, wenn einer irgendwie „den Patriotismus kritisiert“, die „Moral

ihn zu seinen Reden im Konvent, hievt ihn an seinen Schreibtisch.

Gern, so heißt es, streichelt er seine Kinder, sein Windspiel und weiße Kaninchen. Für die Welt außerhalb seines Heims hat er keine Zärtlichkeit übrig. Jetzt gehe es nicht mehr darum, zu bestrafen, sagt er, sondern „zu vernichten“.

Binnen sieben Wochen fällt das Revolutionsgericht 1376 Todesurteile: mehr als in den 14 Monaten zuvor. Verdächtige werden schubweise unter

verlassenen Sandgrube, die als Ausweichort vorgesehen ist, hält nicht Schritt mit dem Tempo der Exekutionen. Schließlich ordnet die Kommune an, „während der Beerdigungen Thymian, Salbei und Wacholder über den Gruben zu verbrennen“.

Nicht nur das Publikum, sondern auch die „Verbrecher“ selbst, muss Saint-Just feststellen, sind durch die Terreur abgestumpft, „so wie die starken Liköre den Gaumen unempfindlich machen“.

Bei vielen Verurteilten macht sich Gleichgültigkeit breit. Der Historiker Michelet berichtet von einem Mann, der den Gendarmen entschlüpfte, um ein letztes Mal das Vaudeville zu besuchen, dann aber anstandslos zurückkehrt.

Und ein Inhaftierter, den der Ruf zur Exekution bei der Lektüre erteilte, habe ungerührt weiter bis zum Schafott gelesen. Am Fuß der Guillotine habe er sein Lesebändchen ins Buch gelegt.

AUCH UNTER DER ELITE der Schreckensherrschaft zeigen sich nun Risse. Misstrauen packt die einstigen Kampfgefährten; jeder hat Angst, er könne der Nächste sein.

Im Konvent werden Stimmen laut, die den Schrecken nun für verzichtbar halten. Überzeugt, von Verschwörern

umgeben zu sein, bleibt Robespierre schließlich den Sitzungen des Wohlfahrtsausschusses fern, zweifelt selbst an seinem engen Mitstreiter Saint-Just. Düster malt er sich sein künftiges Martyrium aus. Denn weil jeder Angst hat, ist jeder gefährlich.

Am 26. Juli 1794 hält er noch einmal eine Rede vor dem Konvent. Sie dauert zwei Stunden, füllt 30 eng bedruckte

Robespierre stürzt zum Podium, um sich zu verteidigen, doch das Publikum brüllt: „Nieder mit dem Tyrannen!“ Robespierre stößt gurgelnde Laute aus. „Dantons Blut erstickt ihn“, schrillt es ihm aus der Versammlung entgegen.

Abgeordnete fordern eine Anklageerhebung gegen Robespierre, Saint-Just und Couthon. Gegen vier Uhr nachmittags werden die Beschuldigten verhaftet;

Als sich die Verschwörer sammeln, verlässt Robespierre der Mut

Seiten im Protokoll. Der „Unbestechliche“ rechnet ab, giftet gegen den Wohlfahrtsausschuss, den Sicherheitsausschuss, den Finanzausschuss. Er kündigt Säuberungen an, ohne Namen zu nennen. Es kann jetzt jeden unter den Abgeordneten treffen.

Und so sind sich die Bedrohten plötzlich ungemein einig, als das Parlament am folgenden Morgen zu einer Sitzung zusammentritt.

Saint-Just, einer der letzten Parteigänger Robespierres, versucht noch eine Rede: Er wird unterbrochen. Der Abgeordnete Billaud-Varenne tritt ans Pult und greift Robespierre an: Er habe Patrioten verfolgt und Kriminelle gedeckt.

mit ihnen – auf eigenen Wunsch – Robespierres Bruder Augustin und dessen Anhänger Philippe Lebas.

Noch haben die Männer um Robespierre Verbündete: die Pariser Stadtverwaltung und Teile der Nationalgarde. Denen gelingt es nun, die Verhafteten aus ihrer Gefangenschaft zu befreien und ins Rathaus zu bringen. Doch offener Widerstand ist nicht die Stärke der Gestürzten; sie sind Politiker und keine Rebellen. Sie sind unentschlossen und mutlos.

Auf das breite Volk können sie nicht mehr zählen: Am 23. Juli hat die Stadtverwaltung ein neues Lohnmaximum dekretiert, das die Bezüge der Arbeiter um ein Fünftel vermindert. Und so

Plusbrief – Geschichte schreiben und einfach versenden.

Deutsche Post  World Net
MAIL EXPRESS LOGISTICS FINANCE



Persönliche Briefe versenden ist jetzt ganz einfach möglich. **PLUSBRIEF®** – der Umschlag mit der Marke drauf. Erhältlich in den Filialen der Deutschen Post.

www.plusbrief.de

Deutsche Post 
BRIEF KOMMUNIKATION



Robespierre, gezeichnet von der Schusswunde, Saint-Just (links daneben) und einige ihrer Anhänger werden am 27. Juli 1794 durch Paris gefahren. Das Ziel ihrer letzten Reise ist die Maschine, mit der sie selbst monatelang regiert haben: die Guillotine

schicken an diesem Abend nur 16 von 48 Bürgerversammlungen Nationalgardisten zum Rathaus, um die Männer um Robespierre zu schützen.

Jetzt stehen die schütterten Truppen im Regen und warten auf Befehle, die jedoch nicht kommen. Daraufhin ziehen die Verteidiger nach und nach vom Rathaus ab.

Derweil bereiten jene Teile der Nationalgarde, die aus den wohlhabenderen westlichen Vierteln von Paris kommen und der Konventsmehrheit folgen, den Sturm des Gebäudes vor.

In einem letzten Anfall von Größenwahn schlägt Georges-Auguste Couthon

vor, die Armee zu Hilfe zu rufen – im Namen des Konvents, dem die Fünf schließlich immer noch angehören: „Der Rest ist nur eine Handvoll Aufrührer, die bald zerschlagen sein werden.“

Robespierre hat eine bessere Idee: Man solle die Truppen „im Namen des französischen Volkes“ rufen. Doch schon wenige Minuten später, gegen zwei Uhr früh, stürmen die konventtreuen Truppen das Gebäude.

Lebas erschießt sich auf der Stelle. Couthon poltert mit seinem Rollstuhl eine Steintreppe hinab. Saint-Just, so berichtet ein Augenzeuge, erwartet gelassen seine Festnahme, den Blick auf ein Plakat mit den Menschenrechten geheftet: „Immerhin“, sagt er, „ist das mein Werk.“

Augustin Robespierre stürzt sich aus dem Fenster, bleibt schwer verletzt liegen. Und niemand kann sagen, woher die Kugel kommt, die seinem Bruder Maximilien den Kiefer zerschmettert: Ein Hilfsbereiter reicht dem schwer

Blutenden ein Taschentuch. Robespierre bedankt sich mit der Formel einer alten, versunkenen Zeit: „Merci, Monsieur.“

Es gibt keine Verhandlung, kein Urteil. Noch am selben Tag werden Robespierre und 21 seiner Anhänger gegen sechs Uhr abends zur Guillotine gefahren, die extra für diesen Anlass wieder auf der Place de la Révolution aufgestellt worden ist. Benommen sitzt der „Unbestechliche“ auf dem Karren, bleich und entstellt unter seinem Gesichtsverband.

„Zum Henker mit dem Maximum“, brüllt das Volk, sein Volk. „Ab ins Grab, Übeltäter!“ Robespierre zeigt keine Reaktion. Er öffnet nur kurz die Augen.

Auf dem Schafott: keine revolutionären Gesten mehr, keine antiken Posen, keine Gesänge. Es sind fast sämtlich Halbtote, die hier jetzt erscheinen.

Saint-Just wirkt geistesabwesend, Couthon schreit auf, als die Henker seinen verkrüppelten Körper auf das Brett drücken. Nach einer qualvollen Viertelstunde gelingt es, ihn in Seitenlage zu exekutieren.

Robespierres umwickelter Kopf passt nicht in die Öffnung der Maschine; roh reißt ihm der Henker die Binden von der Haut. Erst das unbarmherzige Messer der Guillotine schneidet den Aufschrei des Gemarterten ab.

Der „Unbestechliche“ ist tot. Doch am Tag nach Robespierres Hinrichtung feiert die Guillotine noch einmal einen einsamen Rekord: 71 seiner Anhänger sterben auf dem Schafott.

Die Macht übernehmen jene alten Kampfgefährten Robespierres, die im Konvent seinen Sturz betrieben haben. Ihr Putsch war „Selbstverteidigung“, wird der englische Historiker David Andress schreiben: Sie fürchteten „Robespierres Besessenheit von persönlicher Tugend – einer Qualität, die ihnen fehlte“. Nach dem Monat ihrer Palastrevolution nennt man sie „Thermidorianer“. Nun werden sie sich daranmachen, die Interessen des wohlhabenden Bürgertums durchzusetzen.

Und schon am Tag von Robespierres Hinrichtung wagen sich Reiche und Kurtisanen wieder aus ihren Verstecken. Noch am Abend ziehen manche in prächtigen Garderoben zu den Soupers. In den folgenden Wochen füllen sich die Theater; Menschenmassen drängen zu Tanzveranstaltungen und anderen Vergnügungen. Die Hinterbliebenen der Exekutierten feiern, so wird erzählt, auf exklusiven, üppigen Festen, die sie „Bälle der Opfer“ nennen.

Und es ist, als nehme Paris erst einmal einen langen, langen Urlaub von Tugend und Natur. □

Jörg-Uwe Albig, 45, beschreibt nicht zum ersten Mal für GEOEPOCHÉ kaltherzige Analytiker und Praktiker der Macht. Im Heft „Die Renaissance in Italien“ (Nr. 19) etwa würdigte er Niccolò Machiavelli.

Jetzt im Handel

Katja Reiche



Zeigen Sie Ihren Kindern die Gesichter der Welt.

GEOlino – das Magazin für junge Entdecker. Diesen Monat zu Besuch in riesigen Baumhäusern, in der Almhütte einer Großfamilie und auf der Insel der Albatrosse.

www.geolino.de



GEOlino. Wissen macht Spaß

Erben der Zeitenwende

Nachdem sich Frankreich innerhalb weniger Jahre stärker gewandelt hat als in Jahrhunderten zuvor, wächst bei vielen Bürgern die Sehnsucht nach Stabilität: nach verfeinertem Luxus, nach verlässlichen politischen Verhältnissen, nach einer starken Führung, bei manchem gar nach einer neuen Religion. Einige verraten dabei in ihrem Streben die Ideale der Revolution – oder dienen sich zukünftigen Herrschern an

Von Christina Schröer



Nicolas Louis
François de Neufchâteau
(1750–1828)

Triumphal, auf 27 von Pferden gezogenen und mit Girlanden geschmückten Plattformen, treffen am 27. Juli 1798 die von General Bonaparte in Italien erbeuteten Kunstwerke in Paris ein. Zu den Schätzen, bestimmt für das Louvre-Museum, gehören die Laokoon-Gruppe sowie der Apoll von Belvedere. Die prächtige Feier trägt die Handschrift des Dichters und Juristen François de Neufchâteau, der – nachdem er aus dem Direktorium ausgeschieden ist – das Innenministerium leitet.

François, der sich auch als Wirtschafts- und Verwaltungsfachmann einen Namen gemacht hat, weiß um die Macht der Symbole: Er misst Gedenktagen und nationalen Festakten höchste politische Bedeutung zu. Denn er glaubt, so lasse sich die Nation im Inneren einen – und nach außen deren Größe demonstrieren.

Die von ihm zur Förderung der französischen Wirtschaft ins Leben gerufenen Industrieschauen sind Vorläufer der späteren Weltausstellungen. Seine Kompetenzen sind auch unter Napoleon und Ludwig XVIII. gefragt. So engagiert er sich bis zu seinem Tod für die Sache der Grande Nation.



Louis-Marie
La Révellière-Lépeaux
(1753–1824)

In Religionsfragen macht der ansonsten gemäßigte Republikaner keine Kompromisse: Von einem Priester brutal erzogen und wegen dieser Züchtigungen seit seiner Kindheit mit einem Buckel gezeichnet, ist La Révellière ein scharfer Gegner des Katholizismus.

Der Jurist aus der Region Anjou gehört zu den Revolutionären der ersten Stunde. 1795 wird er Mitglied des fünfköpfigen Direktoriums und nutzt dort seinen Einfluss, um die Ersatzreligion der „Theophilanthropie“ zu fördern. Dieser Kult sucht die Menschen durch Reden, Lesungen, Andacht und Musik zu ihrer „natürlichen“ Harmonie zurückzuführen. Atheistisch ist die neue Religion nicht: Wesentliche Grundsätze sind der Glaube an Gott und an die Unsterblichkeit der Seele.

Der Wunsch La Révellières, die Theophilanthropie als offiziellen Kult der Nation zu etablieren, scheitert allerdings – unter anderem am Unverständnis des Volkes, das ihn als neuen „Papst“ verspottet. Als Napoleon Bonaparte 1799 die Macht ergreift, distanziert sich La Révellière von dem Konsul und kehrt der Politik den Rücken.



Louis-Stanislas Fréron
(1754–1802)

Nach dem Fluchtversuch der Königsfamilie im Sommer 1791 ruft der Journalist Fréron zum Tyrannenmord auf: „Franzosen, warum ist kein Brutus unter euch?“ Er riskiert zwar auf der Straße nie selbst Kopf und Kragen, wird aber durch seine radikalen Schriften zu einem der Anstifter des Sturzes der Monarchie.

Als Abgeordneter trägt er seinen theatralischen Anklagestil 1792 in den Konvent – und lässt auf dem Höhepunkt der revolutionären Krise seinen Worten Taten folgen: Im Auftrag des Parlaments schlägt er Aufstände in Südfrankreich nieder. Dabei erwirbt er sich rasch den Ruf, einer der unbittlichsten und zugleich korruptesten Vertreter des Schreckensregimes zu sein. Fréron prahlt damit, dass er in Toulon täglich 200 Einwohner erschießen lässt.

1794 fällt er bei Robespierre in Ungnade und beteiligt sich an dessen Sturz. Seine Zeitung ist nun Sprachrohr der gemäßigten Republikaner. Unter Napoleon Bonaparte wird der Politiker mit der blutigen Vergangenheit in die Kolonie Saint-Domingue fortgelobt. Dort stirbt Fréron, 47-jährig, an Gelbfieber.



Charles Maurice
de Talleyrand-Périgord
(1754–1838)

Seine Gegner sehen in ihm einen kirchlichen Apostaten, politischen Zyniker und amoralischen Wüstling. Seine Anhänger bewundern ihn als „Voltaire der Diplomatie“, der sich in den mehr als vier Jahrzehnten von der Revolution bis zur Julimonarchie von 1830 stets an der Macht hält.

Der Mann aus altem Adel hat einen Klumpfuß und wählt unter anderem deswegen die geistliche Karriere. 1789 jedoch wechselt der für seinen unsittlichen Lebenswandel bekannte Bischof in die Politik. Er wirkt an der Erarbeitung der Verfassung und der Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte mit, schlägt die Verstaatlichung der Kirchengüter vor und unterstützt die Zivilverfassung des Klerus.

1792 geht er als Diplomat nach Großbritannien, wohin er sich auch nach dem Sturz der Monarchie in Sicherheit bringt. Erst 1796 kehrt er nach Frankreich zurück – und wird bald Außenminister. Sich der Schwäche des Regimes bewusst, unterstützt Talleyrand 1799 den Umsturz: Er legt sein Amt nieder und verhilft Napoleon Bonaparte an die Macht, der ihn erneut mit dem Außenministerium belohnt.



Louis Lazare Hoche
(1768–1797)

Im Jahre 1793 hat der Wohlfahrtsausschuss das Leistungsprinzip in die Armee eingeführt und junge, fähige Männer an deren Spitze berufen: So wird der 25-jährige Hoche Brigadegeneral der Moselarmee. Zur Zeit der *Terreur* denunziert, kommt er in Haft.

Nach dem Sturz Robespierres schicken ihn die neuen Machthaber in die Vendée, um den dort wiederaufflackernden Bürgerkrieg niederzuschlagen. Hoche macht Zugeständnisse an die Aufständischen, sammelt Erfahrungen in Politik und Verwaltung und wird als „Friedensstifter“ bekannt. Wenige Monate später wehrt er an der Atlantikküste eine Invasion von Emigranten ab. Die Pariser Regierung vertraut ihm stärker als anderen Generälen, deren Popularität das Regime bedroht.

1797 unterstützt Hoche den Staatsstreich der Republikaner im Direktorium gegen die royalistische Opposition. Doch sein früher Tod verhindert eine mögliche politische Karriere: Im Alter von nur 29 Jahren stirbt er an Tuberkulose. Napoleon wird später sagen, Hoche sei einer der wenigen gewesen, die ihm hätten gefährlich werden können.



Madame Tallien,
geborene Thérésia Cabarrus
(1773–1835)

Die schöne Halbspanierin prägt nach der *Terreur* die Mode. Sie trägt durchscheinende Kleider, nach antikem Vorbild geschnitten, dazu kurze, gelockte Haare und die Schultern entblößt. Aber die reiche Bankiertochter hat auch politischen Einfluss. Ihr Salon ist einer der wichtigsten Treffpunkte der spätrevolutionären High Society.

Gerade 20 Jahre alt, war die geschiedene Marquise 1793 als politisch Verdächtige festgenommen worden. Der Konventsabgeordnete Jean-Lambert Tallien, mit dem sie eine Affäre hatte, erwirkte ihre Freilassung. Diese Liaison wurde zur Skandalgeschichte und führte zur neuerlichen Festnahme Thérésias. Unter anderem deshalb schloss sich Tallien den Verschwörern gegen Robespierre an.

Durch dessen Sturz vor der Hinrichtung bewahrt, heiratet Thérésia ihren Retter, wird aber schon bald die Mätresse eines einflussreichen Mitglieds der neuen Exekutive. Das Volk beschimpft sie nun als „Königin des Direktoriums“. 1802 erneut geschieden, ehelicht sie einen jungen Grafen und widmet sich von da an der Erziehung ihrer elf Kinder.

DER KAMPF UM DIE REPUBLIK



Die Schreckensherrschaft der Jakobiner ist vorüber. Wie entfesselt feiern die Bürger von Paris. Dandys prägen das gesellschaftliche Leben. Doch in der wiedergewonnenen Freiheit ist das Land so zerrissen zwischen den politischen Extremen wie kaum jemals zuvor. Am Ende einer Kette von dramatischen Aufständen und Staatsstreichen schwingt sich der General Napoleon Bonaparte (oben Mitte) empor – und erklärt die Revolution für beendet

Wie von einem Albdreck befreit erscheint Paris nach dem 28. Juli 1794, dem Tag, an dem Maximilien Robespierre auf dem Schafott stirbt. „Überall tritt die Freude an die Stelle der schrecklichen bangen Angst“, berichtet ein Journalist. „Überall, auf der Straße, im Theater, fielen die Menschen einander in die Arme, konnten sich nicht genug verwundern, einander am Leben zu sehen.“

Ein ansteckendes Fieber verbreitet sich plötzlich in der Stadt. Paris tanzt. Die „Hüpfseuche“ erfasst alle. Die Menschen tanzen in Ballsälen und Lustgärten, in eleganten Salons und Schänken an den Boulevards, in vornehmen Palais und schäbigen Hafenspelunken.

Jeden Tag kleben bunte Anschläge an den Mauern und werben für abendliche Bälle und Vergnügen, denn allerorten eröffnen neue Tanzpaläste. Zum Ball im Garten des alten Kapuzinerklosters strömen die Putzmacherinnen, junge Arbeiterinnen gehen ins „Vauxhall“, Angestellte und Schreiber ins „Ranelagh“ vor den Toren der Stadt. Die festlichen Bälle im „Frascati“ sind einem exklusiveren Publikum vorbehalten.

Der Walzer ist Mode, man hat ihn soeben aus Deutschland importiert. In Holzschuhen tanzen ihn die Wäscherinnen mit ihren Verehrern und in Sandalen die Gesellschaftsdamen, wie athenische Göttinnen gewandert und mit duftenden Essenzen parfümiert.

Es ist etwas Ungestümes in dieser rastlosen Ausgelassenheit, etwas Betäubendes, nicht Leichtigkeit und Eleganz. Die Tänzer wirbeln zur Musik umher, gleichgültig, ob sie den schnellen Takt des Walzers treffen oder nicht. Es ist, als sollten die Drehungen sie in einen Schwindel versetzen, der die Vergangenheit vergessen macht.

Die *dansomanie*, die „Tanzwut“, „kam ganz plötzlich, geradezu erschreckend und unwiderstehlich“, erinnert sich einer der Tänzer: „Die Schafotte waren kaum abgerissen, die Kalkgrube draußen am Tor zeigte den schauernden Passanten noch ihr klaffendes Maul, der Boden ringsum hatte noch nicht das ganze Men-

schensblut aufgesogen, das er seit zwei Monaten zu trinken bekommen hatte, und schon trafen sich überall in der Hauptstadt die Tänzer zum Ball.“

Und ist es ein Zufall, dass sich die *Dansomanie* so oft an Schauplätzen des Todes und der Gewalt austobt? Im Herbst 1794 etwa flattert neben der Kirche von Saint-Sulpice ein rosafarbenes Banner, das für den „Ball der Zephyre“ wirbt, das Motto ehrt einen antiken Windgeist.

Zu Häuptionen der Tanzwütigen, die zum Eingang strömen, ist ein in Stein gemeißelter Totenkopf zu erkennen und eine abgelaufene Sanduhr: Insignien des Todes und der Vergänglichkeit.

Denn der *bal des Zéphyrs* wird auf dem alten Friedhof der Kirche gegeben. Und die makabre Kulisse bremst keineswegs die Ausgelassenheit der jungen Leute. „Man tanzte hier nicht weniger lebhaft und fröhlich als andernorts“, beobachtet ein Besucher. Die Gäste vergnügen sich buchstäblich auf verwitterten Grabsteinen. Und die düstere Friedhofskulisse verleiht ihrem Ball einen anstößigen Reiz.

— Die »Goldene Jugend« macht in Paris Jagd auf die Jakobiner —

Im ersten Winter nach der Schreckensherrschaft steuert die Tanzwut auf ihren Höhepunkt zu: die später legendär werdenden *bals des victimes*.

Hat es diese „Opferbälle“ tatsächlich gegeben? Oder sind sie nur ein Gerücht? Immerhin: Mehrere Zeitzeugen berichten davon, und allzu gut passen sie zur Stimmung des Augenblicks, zur frivolen Vergnügungslust der Überlebenden.

Folgt man den Berichten, so findet der erste *Bal des victimes* im Januar 1795 im Hôtel de Richelieu statt. Und eingelassen wird nur, wer einen engen Angehörigen – Vater, Mutter, Bruder, Schwester, Ehefrau oder Ehemann – auf dem Schafott verloren hat.

Es sind vor allem Adelige, die sich hier treffen. Die Tänzer erscheinen in Trauerkleidung und mit einem schwarzen Flor am Arm. Die Frauen tragen eine Frisur *à la victime*: das Haar kurz geschnitten – wie bei den Verurteilten vor dem Gang auf die Guillotine.

Die Gäste grüßen sich eigenartig: Mit einem abrupten Abknicken des Kopfes

nach vorn: Die Bewegung imitiert den Moment der Enthauptung. Mit diesem *Salut à la victime* fordert mancher auch zum Tanz auf. Die parodistische Geste soll die Gespenster der Vergangenheit bannen.

Kaum zu sagen, ob die Opferbälle ein bizarres Totengedenken sind oder ein frivol-geschmackloser Triumph der Überlebenden, von denen viele durch ihr vorzeitig erlangtes Erbe zu plötzlichem Reichtum gekommen sind. Dergleichen mondäne Totentänze wären zur Zeit der jakobinischen Tugendrepublik jedenfalls undenkbar gewesen.

ABER BEDEUTET das Ende Robespierres wirklich eine Zäsur? Die Revolutionsregierung existiert ja weiterhin, und im Konvent sitzen die gleichen Abgeordneten. Viele „Thermidorianer“, wie man die Männer nennt, die am 9. Thermidor, dem 27. Juli 1794, den Tyrannen und dessen engste Gefolgsleute gestürzt haben, waren selbst tief verstrickt in die Schreckensperiode (siehe Seite 134).

Doch nun soll endgültig Schluss sein mit der *Terreur*. Künftig soll das Fallbeil ausschließlich Verurteilte hinrichten, deren gegenrevolutionäre Absicht bewiesen ist. Während allein im Juni und Juli

1515 Menschen auf dem Schafott starben, sind es im August nur noch sechs.

Schritt für Schritt wird das finstere Regiment abgebaut: Der Wohlfahrtsausschuss, der die Regierungsgewalt während der *Terreur* ausgeübt hatte, ergänzt sich um Abgeordnete aus den Reihen der gemäßigten Republikaner. Zudem verliert das Gremium wichtige Kompetenzen.

Am 24. August 1794 wird die Zuständigkeit für Verwaltung und Justiz auf einen anderen parlamentarischen Ausschuss übertragen – um der gefährlichen Gewaltenkonzentration ein Ende zu setzen und erneuten Machtmissbrauch zu verhindern. Die Polizei untersteht weiterhin dem Sicherheitsausschuss, der Wohlfahrtsausschuss ist fortan nur noch für Außen- und Kriegspolitik zuständig. Damit ist die schärfste Waffe der Terrorherrschaft stumpf.

Die strangulierte Presse erhält mehr Freiheiten. Und die „Revolutionskomi-

tees“ – einst gebildet zum Schutz vor den Gegnern der Revolution, dann verkommen zu Orten der Willkür und der Denunziation – sind fortan wieder gehalten, Haftbefehle gegen Verdächtige zu begründen. In Paris werden diese gefürchteten Überwachungsausschüsse von 48 auf zwölf reduziert.

Doch der traumatisierten Bevölkerung reicht dies nicht. Alle gesellschaftlichen Schichten und politischen Strömungen haben Opfer auf der Guillotine zu beklagen – und Angehörige unter den nach wie vor festgehaltenen Gefangenen. Der Ruf nach einer Öffnung der Gefängnisse wird laut. Unter dem Druck der Öffentlichkeit werden in Paris allein im August 3500 Inhaftierte entlassen. Das ganze Land erhofft sich ein Ende der Fraktionskämpfe und des Bürgerkrieges.

Dieses Gefühl ist jedoch nur von kurzer Dauer. War denn tatsächlich Robespierre allein verantwortlich für die Terreur, wie es die im Konvent nach wie vor einflussreichen Mitglieder der Montagnards (der Robespierre einst treu ergebenen „Bergpartei“) erklären? Haben

Mehr als ein Jahr dauert es, bis sich nach dem Sturz Robespierres die neue offizielle Regierung der Republik bildet. Ein Gremium aus fünf gewählten Direktoren führt fortan die Staatsgeschäfte und hält regelmäßig öffentliche Audienzen im Pariser Palais du Luxembourg (unten). Doch es gelingt dem Direktorium nicht, die politische Lage auf Dauer zu stabilisieren

sich nicht vielmehr alle Montagnards der Verbrechen mit schuldig gemacht? Vielleicht sogar alle Jakobiner – also alle Mitglieder des radikalen republikanischen Klubs, der in ganz Frankreich ein Netz von Tochtergesellschaften unterhält? Im Klub der Jakobiner hatte doch der politische Aufstieg des „Tyranen“ Robespierre begonnen; dort waren die Maßnahmen der Schreckensherrschaft diskutiert worden.

Gemäßigte Publizisten und Abgeordnete machen sich zum Sprachrohr der im Volk gärenden Wut. In Flugschriften, auf Wandanschlägen und in populären Liedern werden Rache und Vergeltung an den „Blutsäufern“ der Terreur gefordert.

Der Konvent beschließt, ein Exempel zu statuieren, und hebt die Immunität des Abgeordneten Carrier auf. Der Jakobiner hatte während des Bürgerkrieges in der Vendée Massenhinrichtungen befohlen (siehe Seite 126).

Mit dem „Schlächter von Nantes“ steht die Schreckenszeit auf der Anklagebank – und Carrier stirbt am 16. Dezember 1794 unter dem Fallbeil.



Doch das Kalkül, einen Täter stellvertretend für alle anderen hinzurichten, geht nicht auf. Inzwischen hat eine aufgebrachte Menge den Klub der Jakobiner gestürmt – wohl gelenkt und begünstigt durch die Thermidorianer, die sich durch die Entmachtung der einflussreichen Gesellschaft eine Stärkung der eigenen Politik versprechen.

Am 12. November 1794 wird der Klub, der die Geschicke der Revolution seit 1790 entscheidend geprägt hat, mit Zustimmung des Konvents geschlossen; seine Mitglieder, die immer noch zahlreiche Abgeordnete des Konvents stellen, haben damit ihre wichtigste Macht- und Agitationsbasis verloren. Die Thermidorianer hingegen erhalten weitere Verstärkung: Kaum einen Monat später werden 73 gemäßigte Republikaner, die der Konvent 1793 unter dem Druck der radikalen Volksbewegung ausschließen musste, wieder ins Parlament zurückberufen.

Der Klimawechsel wird auch im Alltag sichtbar, an der Kleidung und an den Umgangsformen. Die demonstrative republikanische Schlichtheit der Jakobiner kommt aus der Mode, ihre rote Freiheitsmütze zu tragen, ist geradezu verpönt. Die revolutionäre Anrede *citoyen*, „Bürger“, und die Sitte des die Gleichheit betonenden Duzens verschwinden aus den Gesprächen.

Die Art, sich zu kleiden und zu geben, ist in diesen Tagen ein politisches Bekenntnis. Das Straßenbild beherrschen plötzlich nicht mehr die *Sansculotten* der demokratischen Volksbewegung von 1793 in ihren langen Arbeiterhosen, sondern junge Stutzer: die *jeunesse dorée*, die „Goldene Jugend“.

Es sind Gegner der radikalen jakobinischen Revolution: Deserteure, junge Anwalts- und Notarschreiber, Handelshelfen. Zu ihren Wortführern zählen Schauspieler, Sänger, Tänzer und Dichter. Sie lassen sich überlange Koteletten wachsen, tragen eine knapp sitzende Leibweste und darüber einen Mantel mit großen eckigen Aufschlägen. Dazu hautenge Kniehosen, bunte Seidenstrümpfe, die Füße stecken in spitzen Halbstiefeln oder Lackschuhen. Unter der Parole „Nieder mit den Jakobinern!“ machen

sie mit ihren Knotenstöcken Jagd auf Sansculotten. Wer die falsche Kleidung trägt, lebt nach dem 9. Thermidor gefährlich in Paris.

DER ERSTE WINTER nach dem Sturz Robespierres ist auch eine Zeit bedrückenden Elends. Die Flüsse sind zugefroren, der Getreideimport nach Paris blockiert. Da die Lebensmittel nach wie vor im Preis staatlich begrenzt sind, gelangen sie kaum noch in den offiziellen Handel. Und auf dem Schwarzmarkt sind sie für viele unerschwinglich.

— Eine ausgewogene Verfassung soll dem Chaos endlich ein Ende bereiten —

Als der Konvent am 24. Dezember auch noch die Preisbegrenzung abschafft, steigen die geforderten Summen auf den Pariser Märkten. Und weil die Regierung, um den Staatsbankrott abzuwenden, ständig neues Papiergeld drucken lässt, verliert dieses Zahlungsmittel der Revolution immer deutlicher an Wert. Hungernde erfrieren, die Selbstmordrate steigt.

Unterdessen geht der politische Kampf weiter: Nach wie vor ist unklar, wer künftig die Geschicke der Republik bestimmen wird. Nach wie vor gibt es keine organisierten politischen Parteien, nur Strömungen und Gruppen, die sich aus heutiger Sicht grob in Rechte, Gemäßigte und Linke einteilen lassen. Das Spektrum reicht von rechtsgerichteten Royalisten über gemäßigte Republikaner unter Führung der Thermidorianer bis zu einer radikalen Linken, die das Erbe der Jakobiner antritt.

Diese drei Hauptrichtungen zerfallen wiederum in Untergruppen, Zirkel, politische Klubs. Die Grenzen zwischen Freunden und Feinden, Verbündeten und Gegnern bleiben unübersichtlich.

Die Jahre der Revolution haben die Abgeordneten gelehrt, dass Macht ein flüchtiges Element ist – und nicht unbedingt an Institutionen wie den Konvent gebunden. So wie die Jakobiner sich in den Jahren zuvor auf die Volksbewegung gestützt haben, so machen nun die Thermidorianer gemeinsam mit der *Jeunesse dorée* Stimmung gegen die Linke.

Doch auch diese neue Allianz aus Politik und Straße ist verhängnisvoll: Die

Goldene Jugend lässt sich kaum kontrollieren – und richtet ihre Aktionen zunehmend gegen die Ikonen der Republik.

Ihre Mitglieder werfen Büsten Jean-Paul Marats – eines der republikanischen Säulenheiligen – in die Abwasserkanäle. Im Februar 1795 erreichen die Agitateure sogar, dass Marats Leichnam aus dem Pantheon entfernt wird, wohin er erst im Herbst zuvor überführt worden war. Schon bald wird deutlich, dass die Dandys nicht nur Gegner der radikalen Jakobiner sind, sondern der gesamten Revolution.

Die antirevolutionäre Haltung der *Jeunesse dorée* geht vielen Thermidorianern nun entschieden zu weit. Die gemäßigte Mitte gerät bereits wenige Monate nach ihrem Sieg in Bedrängnis: Denn parallel zu den

Aktionen der Dandys formiert sich – herausgefordert durch die Versorgungskrise und die Provokationen der *Jeunesse dorée* – am anderen Ende des politischen Spektrums eine linke Opposition.

Zahlreiche politische Fragen sind zu diesem Zeitpunkt nach wie vor ungeklärt: Wie kann die Finanzkrise endlich gelöst werden? Wie soll man mit den aus Emigration und Exil zurückkehrenden Adeligen und Royalisten umgehen, wie mit den Aufständischen im Landesinneren? Was tun mit den im Krieg (der nach wie vor andauert) eroberten Gebieten? Welche Politik soll gegenüber den Vertretern der katholischen Kirche und deren republikfeindlichen Priestern verfolgt werden?

Seit dem Frühjahr machen zumindest die Arbeiten an einer neuen, gemäßigt republikanischen Verfassung Fortschritte. Eine Kommission wird eingesetzt, um den Text auszuarbeiten, von dem sich das besitzende Bürgertum eine Sicherung der wesentlichen Errungenschaften der Revolution von 1789 verspricht. Und die der inneren Zerrissenheit des Landes ein Ende bereiten soll.

Da erhebt sich die revolutionäre Volksbewegung ein letztes Mal.

MÄRZ 1795. Es gärt seit Tagen in Paris und seinen Vorstädten. Der Unmut richtet sich gegen den Konvent, der unfähig ist, die Lebensmittelkrise zu beheben.

Auf der Ile de la Cité strömen am 1. April 1795 Unzufriedene zusammen – vor allem die Vertreter der Sansculottenbewegung von 1793, die nach dem Sturz der Monarchie dem damaligen Revolutionsparlament erfolgreich ihre Wünsche diktiert hatte. Sie beschließen, zum Konvent zu marschieren. Am Nachmittag durchbrechen die Demonstranten, es sind inzwischen 10 000, die Tore zu den Tuileries, dem einstigen Königsschloss, in dem das Parlament residiert. Sie dringen bis in den Sitzungssaal des Konvents vor.

Aber dort geschieht nicht viel. Redner werden zwar mit der Forderung nach „Brot! Brot!“ unterbrochen, Petitionen vorgetragen. Doch die Revolte ist unkoordiniert, führungslos. Als gegen Abend endlich regierungstreue Bataillone am Konvent eintreffen, lässt sich die Menge aus den Tuileries drängen. Es fällt kein einziger Schuss.

Die Thermidorianer nutzen die Gunst der Stunde. Das Aufbäumen der Volksbewegung hat unliebsame Erinnerungen wachgerufen. Die Volksvertreter wollen sich die Macht kein zweites Mal vom „Pöbel“ aus der Hand nehmen lassen.

Sie setzen im Konvent durch, dass über Paris der Ausnahmezustand verhängt wird. Der Thermidorianer Paul Barras wird zu einem der beiden stellvertretenden Oberbefehlshaber der Streitkräfte in der Stadt ernannt. 1600 militante Sansculotten werden entwaffnet, Abgeordnete der Bergpartei verhaftet.

Doch diese Repression zwingt die linken Protestierer noch nicht endgültig nieder. Denn im Verlauf des Aprils gerät die Hauptstadt in eine echte Hungersnot, Krankheiten grassieren, die Menschen sind verzweifelt.

Am frühen Morgen des 20. Mai läuten im ganzen Osten von Paris die Sturmglocken – es ist das aus den Tagen der Revolution bekannte Signal zum Volksaufstand. Um die Mittagszeit wälzt sich eine große Menge aufs Zentrum zu. Die Parolen lauten „Brot oder Tod!“ und „Brot und die Verfassung von 1793!“. Neuwahlen werden gefordert. Wohlfahrts- und Sicherheitsausschuss lassen daraufhin Armee-Einheiten zusammenziehen.

Gegen halb vier Uhr am Nachmittag dringt die Menge in den Konvent ein. Vor

ihnen baut sich der Abgeordnete Jean Bertrand Féraud auf. Dem Unglücklichen wird vielleicht sein Name zum Verhängnis, denn man verwechselt ihn wohl mit Louis-Stanislas Fréron, dem Spiritus Rector der Jeunesse dorée. Féraud wird mit einem Pistolenschuss niedergestreckt, sein Kopf vom Rumpf geschnitten, auf eine Pike gespießt und als blutige Trophäe herumgezeigt – ein ritueller Akt der Gewalt, vertraut aus den vorangegangenen Jahren der Revolution.

Die Eindringlinge stellen zahllose Anträge, fordern erneut die Freilassung festgesetzter Kameraden und die Verhaftung zurückgekehrter königstreuer Emigranten. Eine halbe Stunde vor Mitternacht gelangen schließlich zwei regimetreue Einheiten der Nationalgarde in den Sitzungssaal des Konvents und treiben die Protestierer in die Flucht. 14 Abgeordnete der Bergpartei, die sich den Forderungen der Demonstranten angeschlossen hatten, werden auf der Stelle verhaftet.

Viele Bürger sehnen sich nach Ruhe. Und einem Ende des Krieges

Am folgenden Tag ziehen erneut 20 000 Menschen zum Konvent – zusammen mit übergelaufenen Nationalgardisten, die Kanonen mit sich führen. Die Demonstranten stehen schließlich regimetreuen Truppen gegenüber. In dieser gespannten Situation versprechen Konventsabgeordnete, die Lebensmittelkrise endlich zu beenden. Und die Menge zieht ohne Gewalt wieder ab.

Es ist der in sich gespaltenen und in ihrer Organisation geschwächten Linken nicht gelungen, den Thermidorianern die Macht abzuringen.

Und der Gegenschlag erfolgt sofort. Am 23. Mai marschieren 20 000 regierungstreue Kämpfer in den Faubourg Saint-Antoine ein, den gefährlichsten Unruheherd. Sie nehmen in Paris 1200 Menschen fest. Jede Pike – die Waffe des wehrhaften Sansculotten – muss abgeliefert werden. Ein Standgericht verhängt zwei Monate später 36 Todesurteile. Die Zeit der großen Pariser Volksbewegung ist für immer vorbei.

Und nun greift eine einfache politische Mechanik: Nach der Niederlage der Linken gewinnt die Rechte an Gewicht.

Vielorts breitet sich der „Weiße Terror“ aus. Weiß war die Farbe der französischen Könige – und ist seit den ersten Tagen der Revolution verbunden mit gegenrevolutionärer Gesinnung. Während des Sommers 1795 werden vor allem im Süden und Südosten des Landes mehr als 80 000 Politiker und Verwaltungsbeamte inhaftiert, die zur Zeit der Schreckensherrschaft Karriere gemacht hatten.

Die Thermidorianer in Paris dulden auch brutale Racheakte. Besessen von der Idee, der Jakobinerherrschaft ein Ende zu bereiten, sind sie blind für die Gefahr, die von dem Erstarken der rechten Oppositionsbewegung auch für sie selbst ausgehen kann.

Die Stunde scheint nun günstig für die Sache des Royalismus. Doch die Anhänger der Monarchie sind in sich gespalten. Die beiden im Ausland lebenden Brüder Ludwigs XVI. genießen im Volk wenig Sympathie, denn sie zeigen sich nicht zu Kompromissen mit der Republik bereit.

Sie sind Kandidaten einer ultrareaktionären, aber kleinen Fraktion.

Zahlreicher sind die gemäßigten Royalisten, die von einer konstitutionellen Monarchie träumen. Doch mit dem Tod des erst zehnjährigen Thronfolgers – der kränkliche Sohn Ludwigs XVI. stirbt am 8. Juni 1795 nach drei Jahren in einem Pariser Gefängnis an Knochentuberkulose – verlieren sie ihre wichtigste Figur im politischen Schachspiel.

Im Juli 1795, ein Jahr nach dem Ende der Terreur, herrscht noch immer eine Übergangsregierung, die politische Lage bleibt instabil. Alle Hoffnung richtet sich auf die neue Verfassung, von der man sich das Ende der Revolution verspricht.

Der am 22. August 1795 verabschiedete Verfassungsentwurf interpretiert Egalität als Gleichheit vor dem Gesetz: Der Respekt vor dem Rechtsstaat soll die

Nach den bedrückenden Monaten der Terreur erblüht unter der neuen Regierung das gesellschaftliche Leben. Die Salondame Madame de Recamier wird, vielfach porträtiert, mit ihren feinen Musselin-Kleidern zu einem Vorbild in der Mode. Die Tracht der radikalen Sansculotten dagegen ist mittlerweile verpönt



Gefahr einer Diktatur bannen und verhindern, dass jemals wieder aufrührerische Minderheiten den Kurs bestimmen.

Zwei Ratsversammlungen mit insgesamt 750 Abgeordneten bilden künftig die Legislative: Beim „Rat der Fünfhundert“ liegt die Initiative der Gesetzgebung; seine Vorschläge gelangen im „Rat der Alten“ zur Abstimmung und werden dort angenommen oder verworfen. Es gilt das Prinzip der gegenseitigen Kontrolle – in den Räten wie auch in der Regierung: einem fünfköpfigen „Direktorium“ (siehe Seite 172).

Niemand soll sich mehr zum Diktator aufschwingen können. Das Direktorium wird deshalb vom Rat der Alten gewählt, nachdem der Rat der Fünfhundert eine Liste mit Kandidaten vorgeschlagen hat.

Jeder männliche Franzose über 21, der Steuern zahlt und seit mindestens einem Jahr am selben Ort wohnt, kann über jene Wahlmänner abstimmen, welche die 750 Abgeordneten in den beiden Ratsversammlungen küren. Für diese Wahlmänner gelten strenge Kriterien, die nur von etwa 30 000 Franzosen erfüllt werden: Sie müssen älter als 25 Jahre sein und über ein Einkommen verfügen, das 200 Arbeitstagen entspricht.

Das Besondere an dieser Verfassung ist das darin verankerte Prinzip einer ständigen Rotation: Jedes Jahr muss einer der fünf Direktoren sowie ein Drittel der Abgeordneten neu gewählt werden.

Das ist die schöne verfassungsrechtliche Theorie.

Zugleich sorgt der Konvent jedoch in der Praxis für eine ganz eigene Form des Machterhalts, denn er stellt sich selbst eine Art Überlebensgarantie aus. Mit zwei Dekreten wird festgelegt, dass zwei Drittel der künftigen Abgeordneten in den neuen Ratsversammlungen aus den Reihen des bisherigen Konvents stammen müssen: De facto soll also nur ein Drittel der Volksvertreter neu bestimmt werden.

Die „Zwei-Drittel-Dekrete“ sorgen für Empörung, besonders bei Royalisten, die gehofft haben, in freien Wahlen die Mehrheit zu erlangen. Dennoch wird die neue Verfassung per Volksentscheid mit einer deutlichen Mehrheit angenommen. Angeblich stimmt das Volk auch den um-

strittenen Dekreten des Konvents zu, doch dieses Ergebnis hat die Regierung möglicherweise gefälscht.

Ein neuer Aufstand gegen den Konvent zieht herauf: Die Jeunesse dorée agitiert inzwischen offen auf Seiten der Royalisten gegen die Republik. Daraufhin suchen sich die Thermidorianer neue Verbündete – und finden sie ausgerechnet in den Reihen vormals jakobinischer Offiziere, die bereit sind, an der Seite der bedrängten republikanischen Mitte gegen den gemeinsamen Feind von rechts zu kämpfen.

Halbweltgestalten gehören zu den Gewinnern des neuen Regimes

Paul Barras, der im Mai noch die Volksbewegung zerschlagen hat, übernimmt in einem rasch eingesetzten Notstandsausschuss die Führung, beruft Freiwillige aus den Vorstädten und Armeeleutvierteln und lässt sogar Männer aus den Gefängnissen holen, die sich während der Schreckensherrschaft schuldig gemacht haben. Sie bilden drei Bataillone zur Verteidigung der Republik.

Die Royalisten erhalten dadurch noch mehr Zulauf von jenen Pariser Bürgern, die ein Wiedererstarken der Jakobiner fürchten. Am 5. Oktober greifen sie zu den Waffen: Etwa 20 000 königstreue Aufständische kontrollieren bald die Viertel am linken Seineufer.

Barras führt die Regierungstruppen. Er ist ein berechnender Politiker, aber auch ein Lebemann, dem Vergnügen und dem Luxus zugeneigt – und damit geradezu ein Sinnbild der neuen Zeit, in der sich viele, die jetzt Karriere machen, vor allem für ihren eigenen Vorteil interessieren.

Seit 1792 sitzt er im Konvent. Zur Zeit der Terreur hat er gegenrevolutionäre Aufstände in Toulon und Marseille zerschlagen. Aus jenen Tagen stammt auch seine Bekanntschaft mit einem jungen Offizier namens Napoleon Buonaparte (wie sich der Korse aus niederem Adel zu dieser Zeit noch schreibt).

Dieser gerade beschäftigungslose 26-jährige Artilleriegeneral, der im Ruf steht, ein überzeugter Jakobiner zu sein, gehört im Herbst 1795 zu den Offizieren, die Barras in Paris beistehen.

Und bei der Kirche Saint-Roch – genau dort, wo Buonaparte Stellung bezogen hat – brechen am späten Nachmittag Schießereien aus. Sechseinhalb Stunden ziehen sich die Gefechte hin. Am Ende sind 300 Aufständische getötet oder verwundet. Danach bricht die Rebellion der Royalisten zusammen.

Zu den Siegern des Tages zählt der junge General aus Korsika. Er wird am 26. Oktober 1795 als Nachfolger von Barras kommandierender General der Armee des Inneren – und nennt sich fortan Bonaparte. Am darauffolgenden Tag tritt die neue Verfassung in Kraft.

1. NOVEMBER 1795. Im kalten und noch unmöblierten Palais du Luxembourg nimmt das Direktorium seine Arbeit auf. Nach dem Sieg über die Royalisten sind 250 neue Abgeordnete in die gesetzgebenden Räte gewählt worden; deren gemäßigte republikanische Mehrheit hat ihre Wunschkandidaten an die Regierung gebracht. Die fünf Direktoren teilen untereinander die Bereiche der Exekutive auf: Barras übernimmt Polizei und Inneres, während die anderen Kriegsführung und Marine, Diplomatie, Justiz, Finanzen, Bildung und Wirtschaft verantworten. Alle fünf haben einst für die Hinrichtung Ludwigs XVI. gestimmt oder waren sogar, wie Barras, an der Terreur beteiligt.

Unter dem Direktorium wandelt sich die französische Gesellschaft. Es gibt nun keine Schranken mehr durch Geburt oder Stand. Der soziale Aufstieg ist für jeden möglich – ob durch Spekulationsgeschäfte, eine Laufbahn im Militär oder in der Politik.

Zu den Gewinnern des neuen Regimes zählen auch die Lieferanten der Armee, sie häufen riesige Vermögen an. Die Genussucht dieser Profiteure und einzelner Politiker, ihre vielen Bankette, Bälle und Feste, geben jetzt in den mondänen Salons von Paris den Ton des gesellschaftlichen Lebens an. Hier treffen sich Minister, Abgeordnete, Botschafter, Generäle, Heereslieferanten und Finanzoligarchen. Das Geschäft zwischen Politik und den Bankiers beruht auf Gegenseitigkeit. Denn bei der Vergabe öffentlicher Aufträge fließen Schmiergelder.

Der Meister in diesem Spiel um Geld und Macht ist Paul Barras. Niemand schlägt seine Einladungen zum Ball, zur Jagd oder zum Konzert aus. Der Direktor bewohnt das schönste Appartement im Palais du Luxembourg und versammelt in seinem Salon die Wichtigen aus allen Sphären. Gern schreitet er zwischen den Gruppen der Gäste umher, leiht hier aufmerksam sein Ohr, stiftet da Verbindungen, trifft Verabredungen und nimmt Petitionen entgegen. Er liebt das elegante Geplauder, gute Dinners und die Gegenwart geistreicher Gäste.

Und er gilt als ein Mann, der die Frauen liebt. Zieht sich zu Soupers im kleinen Kreis zurück, die im Ruf stehen, Orgien zu sein. Barras setzt seine Mätressen wie Spielfiguren ein, reicht etwa die schöne Madame Tallien an einen Bankier weiter.

Während die *demi-monde*, die „Halbwelt“, immer ausgelassener feiert, hält jedoch die Wirtschaftskrise an. Das von den Revolutionären geschaffene Papiergeld verfällt weiter im Wert. Die Kassen des Staates sind leer, es droht ständig der Bankrott.

Maler, Schauspieler und Bildhauer treffen sich in mondänen Salons oder Ateliers – wie hier bei dem Porträtmaler Jean-Baptiste Isabey – und genießen ihren neuen gesellschaftlichen Status: Die Regierung hat Architekten und andere Künstler angeregt, das republikanische Regime in bestem Licht zu präsentieren. Im Volk gelten die »Direktoren« um den Lebemann Paul Barras jedoch bald als unfähig, korrupt und nur auf den eigenen Vorteil bedacht

Die Regierung weiß sich nicht anders zu helfen, als neues Geld drucken zu lassen: Jeden Monat werden Scheine im Wert von zwei Milliarden Francs (so seit April 1795 der Name der französischen Währung) ausgegeben. Einmal gibt unter den pausenlos arbeitenden Druckerpressen sogar der Boden nach.

Die Stimmung im Volk wendet sich gegen den Luxus der Neureichen. Und gegen die Abgeordneten und fünf Direktoren, deren Diäten nicht in Papiergeld, sondern in einer bestimmten Menge an Weizen bemessen sind.

NACH DEM GESCHEITERTEN AUFSTAND der Royalisten erhalten im Herbst 1795 die Jakobiner wieder Zulauf – und das zunächst durchaus toleriert von der Regierung, der ein Gegengewicht zu den Royalisten wünschenswert erscheint. Zu einem der Klubs, in dem sich frühere Robespierre-Anhänger zusammenfinden, zählt der im November 1795 eröffnete Pantheonklub.

Hier wird der zornige Volkstribun François-Noël Babeuf bekannt. Der



Journalist war vor der Revolution in der Provinz Registrator von Gutsabgaben, sympathisierte mit den landlosen Bauern und forderte die Abschaffung des Privateigentums. Nach dem Umsturz von 1792 stieg er in der Verwaltung auf, verlor aber nach einer Urkundenfälschung seinen Posten. Babeuf floh vor dem Gefängnis nach Paris, wurde dort aufgespürt und für sechs Monate festgesetzt.

1795 landet er wegen seiner linksradikalen Ansichten erneut hinter Gittern. Während der Haftzeit formiert er mit einigen Gesinnungsgenossen eine „Verschwörung der Gleichen“: Grund und Boden sollen aufgeteilt werden und jedermann auf gleiche Weise von den Ernteerträgen profitieren.

Als Babeuf im Oktober 1795 wieder frei kommt, ist er überzeugt, dass das geknechtete Volk von einer kämpferischen Avantgarde befreit werden muss, von einer Minderheit, die den entscheidenden Schritt zur Revolte wagt und eine Diktatur des Volkes errichtet. Die „Gleichen“ fühlen sich als Vollstrecker des wahren Volkswillens.

Sie planen einen Staatsstreich. Babeuf verteilt seine Gefolgsleute auf Arrondissements und Armee-Einheiten. Die ersten Maßnahmen für die Zeit nach dem Umsturz stehen bereits fest: Man will kostenloses Brot verteilen und im Pfandhaus versetzte Gegenstände zurückgeben.

Doch das Direktorium ist durch Spitzel längst im Bilde. Am 10. Mai 1796 lässt es die Konspiration auffliegen. Babeuf und ein Komplize enden im Mai 1797 auf der Guillotine.

DOCH DER KAMPF um die Republik ist noch lange nicht beendet. Denn die Royalisten geben sich nicht geschlagen. Gestärkt von unzufriedenen Katholiken und zurückgekehrten Emigranten, gewinnen sie die Wahlen im Frühjahr 1797. Paul Barras sieht daraufhin wieder die Republik in Gefahr. Gemeinsam mit zwei weiteren Direktoren bildet er ein Triumvirat und nimmt Kontakt zu den republiktreuen Generälen auf, darunter Napoleon Bonaparte, der seit dem Vorjahr einen erfolgreichen Feldzug in Italien führt. Sie planen nun einen Staatsstreich.

In der Nacht auf den 5. September besetzen Truppen die strategischen Punkte



in der Hauptstadt und umzingeln die Tagungsgebäude der beiden Räte. Das Triumvirat übernimmt die Macht: Die Wahlen in 49 Departements werden für ungültig erklärt, 53 Abgeordnete und die beiden des Royalismus verdächtigten Direktoren zur Deportation in die Strafkolonie Guayana verurteilt.

Künftig droht jedem die standrechtliche Erschießung, der sich für die Wiedereinführung des Königtums stark macht oder für die radikale Verfassung von 1793 einsetzt.

Frankreich erlebt jetzt eine neue Form der Schreckensherrschaft. Die Polizei überwacht die Presse. Die Häuser Verdächtiger werden durchsucht, die Postsendungen observiert, Menschen ohne Urteil inhaftiert, die Theater kontrolliert.

HATTE MAN 1795 VERSUCHT, die Revolution durch die neue Verfassung zu beenden, mit deren Hilfe sich die Lage stabilisieren sollte, wählt das so genannte „Zweite Direktorium“ ab dem Herbst 1797 einen autoritären Weg.

Doch erfolglos kämpft auch diese Regierung gegen die desolote Finanzlage – das Regime ist längst abhängig von der Kriegsbeute der Militärs.

Besonders einträglich ist der Krieg, den Napoleon in Italien führt. Der Feldherr erhebt etwa 46 Millionen Francs an Kontributionen (das entspricht mindestens zehn Prozent des Staatshaushalts) und beschlagnahmt im Auftrag des Direktoriums zahlreiche Kunstschatze. Bonaparte prägt bei alledem geschickt sein öffentliches Bild, er gibt sich selbstlos und bescheiden – dabei fließen allein durch die Konfiszierung österreichischer Quecksilbergruben eine Million Francs in seine eigene Kasse.

Nur die Siege der Armee verleihen dem Direktorium noch innenpolitische Stabilität. Im Oktober 1797 handelt Bonaparte im Namen der Regierung den

Frieden von Campo Formio aus, der den ersten Krieg, den Frankreich gegen eine Koalition europäischer Mächte geführt hat, erfolgreich beendet.

Nach über fünf Jahren militärischer Auseinandersetzungen sieht es für einen Moment so aus, als kehre Ruhe ein. Doch schon nach wenigen Monaten unternimmt Frankreich weitere Eroberungsfeldzüge.

DAS REGIME des Direktoriums wird im Inneren durch die jährlichen Wahlen geschwächt, denn sie sorgen für ein ständiges Kampfklima.

Besonders die Wahlen von 1799 fallen ungünstig für das Regime aus – die Räte wählen Abbé Emmanuel-Joseph Sieyès zum Direktor. Der Geistliche ist einer der wenigen Revolutionäre der ersten Stunde, die sich über alle Wirren hinweg an der Macht halten können.

Der Abbé befürwortet schon lange eine Revision des Systems. Er bildet sogleich die Regierung um. Paul Barras bleibt zwar im Amt, kann sich jedoch nicht durchsetzen gegen die Gruppe der Unzufriedenen, die sich um den Priester zusammengefunden hat.

— Den letzten Machtkampf der Republik gewinnt der zukünftige Kaiser —

Sieyès plant einen Staatsstreich und rechnet dabei auf die Unterstützung des Rates der Alten. Er will eine Regierung aus drei Konsuln aufstellen. Bei einem Putsch aber ist er auf die Hilfe des Militärs angewiesen, denn er benötigt für seine Aktion ein „Schwert“: einen populären General. Er hält Ausschau nach geeigneten Kandidaten – mehrere Offiziere kommen infrage.

Da landet Bonaparte, aus Ägypten zurückkehrend, in Fréjus an der Südküste Frankreichs. Und dieser Mann ist seit seinen Erfolgen in Italien im Volk beliebt – trotz der jüngsten Niederlagen im Ägyptenfeldzug. Denn schon 1796 hat Napoleon zwei Zeitungen gegründet, die seither für ihn Propaganda machen.

Bei seinem Bruder Lucien, dem Präsidenten des Rats der Fünfhundert, trifft Bonaparte mit Sieyès zusammen. Die Bedingung des Generals: Er will einer der drei Konsuln werden.

Am 9. November 1799, dem 18. Brumaire, wird der Staatsstreich ins Werk gesetzt. Unter dem Vorwand einer jakobinischen Verschwörung in den Vorstädten werden die beiden Ratsversammlungen zur „Rettung der Republik“ nach Saint-Cloud verlegt, einen Vorort im Südwesten von Paris.

Zwei der fünf Direktoren werden unter Hausarrest gestellt, die drei anderen treten zurück – unter ihnen Barras, der sich auf sein Schloss zurückzieht, nachdem man ihm eine „Entschädigung“ zugesichert hat. Weshalb leistete er keinen Widerstand? Ist die Übermacht seiner Gegner, gestärkt durch die Popularität Bonapartes, so erdrückend? Ist er des Kampfes um die Republik müde – oder befürwortet er gar den Machtwechsel in Paris? Seine Motive werden für immer rätselhaft bleiben.

Am nächsten Tag hält Bonaparte vor dem Rat der Alten eine verunglückte, viel zu martialische Rede. Daraufhin lässt man ihn vor dem Rat der Fünfhundert erst gar nicht zu Wort kommen. Den Verschwörern droht ein Fiasko. Die Neo-Jakobiner im Rat der Fünfhundert fordern sogar, Bonaparte für vogelfrei erklären zu lassen. Sein Leben steht auf dem Spiel.

Da greift Napoleons Bruder Lucien im entscheidenden Moment ein – er begibt sich mit Napoleon zu den wartenden Truppen und befiehlt den Soldaten in seiner Funktion als Ratspräsident die „meuchelmörderischen Aufwiegler“ unter den Fünfhundert zu verjagen. Bonapartes Soldaten, die dem General bedingungslos ergeben sind, räumen in kürzester Zeit den Sitzungssaal – die Verschwörer haben gesiegt.

Auch der Widerstand des Rates der Alten ist damit gebrochen: Er beschließt, das Direktorium durch drei Konsuln zu ersetzen. Und einer der neuen Konsuln wird Napoleon Bonaparte.

Er ist mit 30 Jahren Konsul, wird seine Mitverschwörer binnen kurzer Zeit von der Macht verdrängen – und aus diesem Amt bis zur Kaiserwürde aufsteigen.

Mitte Dezember 1799 erklärt Napoleon in einer Proklamation an die Franzosen: „Die Revolution ist beendet.“ □

Mitarbeit: Christina Schröder

Aus Angst vor Umsturzversuchen durch Jakobiner oder Royalisten wendet sich die Regierung schließlich an die Armee – etwa an Napoleon Bonaparte, der im Krieg gegen Italien zum Volkshelden aufgestiegen ist. Zwei Jahre später verbündet sich der General mit den Gegnern des Regimes und ergreift die Macht

DIE FRANZÖSISCHE REVOLUTION

Daten und Fakten

TEXT: CHRISTINA SCHRÖER

1715

In Versailles stirbt der „Sonnenkönig“ Ludwig XIV. (geb. 1638). Für den fünfjährigen Thronfolger Ludwig XV. (1710–1774) führt zunächst Herzog Philipp II. von Orléans (1674–1723) die Regierung. Er gibt dem Pariser *parlement*, dem obersten Gerichtshof des Landes, einst entzogene Rechte zurück: Königliche Edikte werden wieder erst nach einer Registrierung durch das *Parlement* wirksam; es darf also Gesetz unter bestimmten Umständen zurückweisen. Zudem erstarken auch die *Parlements* in der Provinz, die vom Sonnenkönig weitgehend ausgeschaltet worden waren.

Als Ludwig XV. die Regierung 1726 selbst übernimmt, ist die Staatskasse leer. Mehrere tausend regionale Aufstände gegen drückende Steuerlast, Grundherren und Hunger begleiten die letzten Jahre des Ancien Régime.

1734

Voltaire, eigentlich François-Marie Arouet (1694–1778), veröffentlicht seine „Lettres philosophiques“. Der Philosoph vergleicht darin unter anderem das absolutistische Frankreich mit dem liberaleren Großbritannien und kritisiert die Ständegesellschaft.

Voltaire wird zu einem der einflussreichsten Autoren der

Aufklärung, jener bürgerlichen Emanzipationsbewegung, welche sich gegen Autoritätsglauben, alt-hergebrachte Vorstellungen und Vorurteile wendet. Die menschliche Vernunft soll von nun an höher stehen als alle staatlichen und religiösen Autoritäten. Auch die absolutistische Monarchie muss sich an den neuen Ideen messen lassen – und die Zahl ihrer Kritiker wächst.

1748

Charles de Secondat, Baron de Montesquieu (1689–1755), veröffentlicht sein Werk „Vom Geist der Gesetze“. In seinen Schriften spricht er sich für eine Reform der Monarchie durch Einführung einer Verfassung (konstitutionelle Monarchie) und für eine Teilung der Gewalten in Exekutive, Legislative und Judikative aus.

1751–1777

Der Schriftsteller Denis Diderot (1713–1784) und der Mathematiker Jean-Baptiste le Rond d'Alembert (1717–1783) geben die „Encyclopédie“ heraus, ein Universallexikon mit dem Anspruch, das gesamte Wissen der Zeit im aufgeklärten Geist darzustellen: 71 818 Artikel und 2885 Tafeln in 28 Bänden. Neben abstrakten Begriffen (Rechtsstaatlichkeit, Freiheit, Gleichberechtigung) wird auch Banales (Pantoffel) beschrieben.

1754–1763

Britisch-Französischer Kolonialkrieg. Britische Truppen überfallen französische Stellungen im nordamerikanischen Ohio-Tal, das von beiden Staaten beansprucht wird.

Im Jahr 1756 beginnenden Siebenjährigen Krieg unterstützt Ludwig XV. Österreich gegen eine preußisch-britische Koalition.

Im Frieden von Paris muss Frankreich 1763 auf den größten Teil seines Kolonialimperiums verzichten. Die Staatsschulden steigen. Weil königliche Mätressen wie etwa Jeanne-Antoinette Poisson, Marquise de Pompadour (1721–1764) Einfluss auf die Innenpolitik nehmen, verliert die Krone zusätzlich an Ansehen.

1757

Anschlag auf den König. Um gegen Steuerlast und Elend zu protestieren, so gibt er selbst an, verübt der Diener Robert-François Damiens (geb. 1715) in Versailles ein Attentat auf Ludwig XV. Der Herrscher wird nur leicht verletzt, der Täter gefasst und öffentlich gevierteilt.

1762

Jean-Jacques Rousseau (1712–1778) ver-

öffentlicht in der Schrift „Vom Gesellschaftsvertrag“ seine staatsphilosophischen Ideale: In einer Übereinkunft (*contrat social*) schließen sich alle Staatsbürger zu einem gemeinsamen Ich (*moi commun*) mit einem gemeinsamen Willen (*volonté générale*) zusammen. Der gemeinsame Wille hat das Wohl des Staates zum Ziel; umgekehrt garantiert der Staat die Freiheit jedes Einzelnen.

1770

Auf Drängen seines Kanzlers René-Nicolas-Charles-Augustin de Maupeou (1714–1792) entzieht Ludwig XV. dem Pariser *Parlement* das Recht, Gesetze zurückzuweisen. Denn oppositionelle Adelige hatten in den vorangegangenen Jahren in den Augen des Königs dieses Privileg zur Stärkung der eigenen Position missbraucht. Doch nur für kurze Zeit kann so der Absolutismus wieder erstarken (siehe 1774).

1774

Ludwig XV. stirbt, sein Enkel folgt ihm auf den Thron: Ludwig XVI. (1754–1793), wankel-

1775

„Mehlkrieg“. Durch eine Missernte und die Freigabe des bis dahin staatlich regulierten Getreidehandels im Herbst 1774 steigt der Mehlpreis rapide an. Millionen Menschen bangen um ihr täglich Brot; Ende April 1775 kommt es im Umland von Paris zu Plünderungen von Kornspeichern, Märkten und Bäckereien. Erst 25 000 Soldaten machen dem Kampf um gerechte Preise ein Ende. Ludwig XVI. entlässt Turgot auf Druck von Marie-Antoinette und lässt den Getreidehandel wieder kontrollieren.

1776

Unabhängigkeitserklärung der 13 Vereinigten Staaten von Amerika. Vor allem die in der Deklaration verbrieften, für jeden Menschen gültigen „natürlichen Rechte“ (Freiheit etwa), beeinflussen auch die aufgeklärten Adligen und Bürger Frankreichs.

Etliche Franzosen kämpfen im Unabhängigkeitskrieg (1775–1781) auf Seiten der Amerikaner gegen Großbritannien, etwa Gilbert Motier, Marquis

Kreisen um Marie-Antoinette noch im gleichen Jahr seinen Sturz. Die Kritik am Ancien Régime nimmt zu: Salons, Cafés, Klubs und Freimaurerlogen werden Zentren einer „patriotischen Partei“ reformorientierter Adelliger und Bürger.

1786

„Halsband-Affäre“. Eine abenteurerhungrige Comtesse knüpft Bande zwischen Kardinal Louis-René-Edouard de Rohan (1734–1803) und – einer falschen – Marie-Antoinette, in deren Auftrag der Kardinal ein kostbares Diamanten-Collier erwirbt. Aber „die Königin“ ist eine Prostituierte, das Ganze ein Schwindel. Es kommt zum Prozess, der den schwachen Stand von Krone und Kirche im Volk noch zusätzlich belastet.

August

Finanzminister Charles-Alexandre de Calonne (1734–1802) legt einen Reformplan vor. Um diesen angesichts des drohenden Staatsbankrotts schnell zu verabschieden, umgeht der König die *Parlements* und beruft im folgenden Jahr eine Versammlung von 144 Notablen überwiegend adeliger Herkunft nach Versailles. Die aber lehnen die Pläne ab, Calonne muss gehen. Als auch die Anträge des nächsten Finanzministers keine Zustimmung erhalten, löst Ludwig die **Notablenversammlung** auf. Der König legt sein Gesetzespaket nun doch dem Pariser *Parlement* vor.

Dieses verweigert aber die Registrierung und verlangt die Zusammenkunft von **Generalständen**, der Vertretung aller drei Stände (Klerus, Adel sowie Bürger und Bauern), die zuletzt Ludwig XIII. 1614 einberufen hatte. Die *Parlements* der Provinz und die

Die Königin stürzt den Minister ihres Gemahls

mütig und schwach. Seine Gattin Marie-Antoinette (1755–1793), Tochter der österreichischen Kaiserin, hat auf Ludwigs Entscheidungen großen Einfluss. Kanzler Maupeou wird entlassen, die in der Öffentlichkeit umstrittene *Parlement*-Reform von 1770 zurückgenommen. Unter dem Einfluss des aufgeklärten Ministers und Ökonomen Anne Robert Jacques Turgot (1727–1781) liberalisiert Ludwig XVI. Handel und Gewerbe.

de La Fayette (1757–1834), der in Paris als Freiheitskämpfer gefeiert wird.

1781

Als erster Finanzminister macht der in der Bevölkerung beliebte Jacques Necker (1732–1804) ein Staatsbudget öffentlich, einschließlich der Ausgaben für Hofhaltung und Pensionen. Die Öffentlichkeit ist empört. Obwohl Necker die Zahlen sogar beschönigt hat, betreiben Höflinge in den

Bevölkerung erklären sich mit dem obersten Gericht des Landes solidarisch.

1788

Publizisten kritisieren in Flugschriften und Broschüren die Finanzkrise, fordern politische Rechte für den Dritten Stand und mobilisieren so Reformanhänger in Adel und Bürgertum. In Vizille, südlich von Grenoble, tritt ohne königlichen Erlass eine Ständeverammlung zusammen. Ludwig XVI. muss seine starre Haltung wegen der andauernden Finanzkrise aufgeben und verspricht im August die Einberufung der Generalstände, von denen er sich die Bewilligung der dringend benötigten Steuererhöhungen erhofft, und holt den Finanzminister Necker zurück ins Amt.

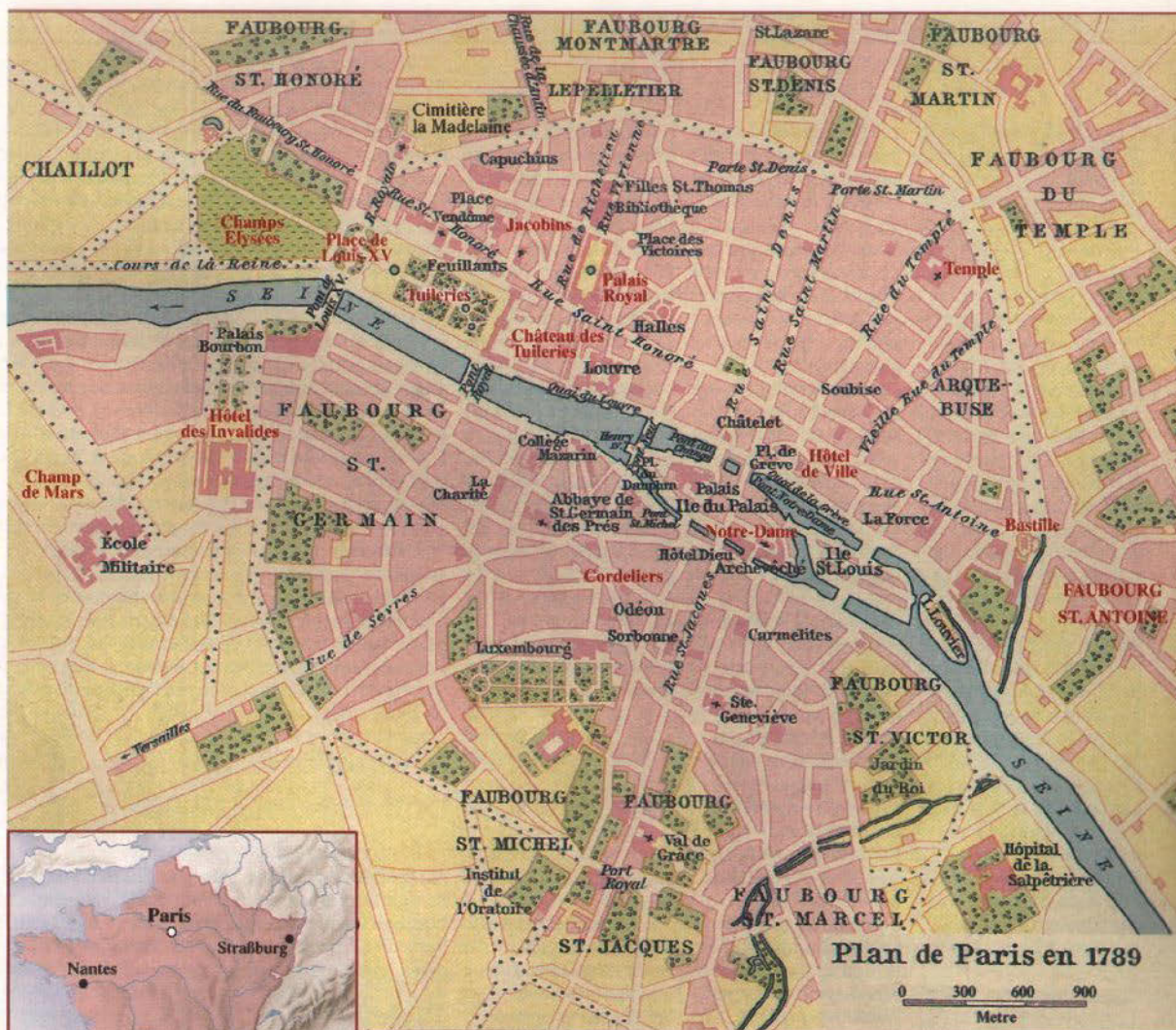
Auf öffentlichen Druck gewährt der König dem **Dritten Stand** doppelt so viele Sitze wie 1614; damit verfügt das Volk über die Hälfte aller Mandate. Alle Untertanen werden eingeladen, ihre Wünsche und Sorgen in so genannten *cahiers de doléances* (Beschwerdeheften) festzuhalten, die sie den Abgeordneten ihrer Provinz mit auf den Weg nach Versailles geben.

1789

Januar

Bekanntgabe der Wahlordnung: Stimmberechtigt ist jeder Mann von mindestens 25 Jahren, der in die Steuerrolle eingetragen ist. Der Dritte Stand bestimmt seine Abgeordneten über Wahlmänner. Die Pariser Wahlmänner wollen nach der Abstimmung an der Stadtverwaltung beteiligt werden.

Der Abbé Emmanuel-Joseph Sieyès (1748–1836) veröffentlicht seine Broschüre „Was ist der Dritte Stand?“, die zur auf-lagenstärksten Flug-



Frankreich ist 1789 mit etwa 28 Millionen Einwohnern der bevölkerungsreichste Staat Westeuropas. Die Kapitale Paris zählt mehr als 600 000 Bürger. Viele der politischen und gesellschaftlichen Zentren der Metropole – und die Schauplätze der Revolution – liegen am rechten Seineufer, zwischen den Tuileries und der Bastille

schrift der späteren Revolution wird. Darin definiert er die Nation als eine Gemeinschaft von gleichberechtigten Bürgern, die in einer gesetzgebenden Versammlung vertreten sind. In Rennes liefern sich reformorientierte „Patrioten“ und monarchistische Aristokraten Straßenschlachten.

März

Beginn der Wahlen zu den Generalständen. Zeitgleich werden mehrere Provinzen von Hungerrevolten erschüttert. Die Versorgungslage ist dramatisch. Im Sommer zuvor hat ein Hagelsturm große Teile der Ernte zerstört. Mehl- und Brotpreise ziehen an.

27./28. April

Ein Arbeiteraufstand gegen den Tapetenfabrikanten Jean-Baptiste Réveillon (1725–1811) erschüttert die Pariser Vorstadt Saint-Antoine. Dem Unternehmer wird vorgeworfen, Löhne kürzen zu wollen, zu Unrecht. Wohl mehr als 300 Menschen sterben durch Schüsse der Garde, ebenso viele werden verletzt.

5. Mai

Eröffnung der Generalstände in Versailles. Für die Deputierten des Dritten Standes ist es ein Tag der Enttäuschungen: Die mit Spannung erwartete Rede des Finanzministers Jacques Necker ist lang, aber unpolitisch. Kein Wort über eine Verfassung, kein Wort über politische Rechte für die Bürger, auf wel-

che die Volksvertreter gehofft hatten. Zudem wollen Adel und Klerus nach Ständen getrennt über die Steuergesetze abstimmen, sodass die von Ludwig XVI. zugestandene Verdoppelung der Stimmen des Dritten Standes kein Vorteil mehr wäre. Fortan lädt der Dritte Stand Klerus und Adel zu gemeinsamen Sitzungen ein und hält an der Abstimmung nach Köpfen fest.

17. Juni

Die Deputierten des Dritten Standes erklären sich zur **Nationalversammlung** (siehe Randspalte Seite 172), die in ihren Augen die einzig legitime Vertretung der französischen Nation ist. In den darauffolgenden Tagen beschließen die Mehrheit der Geistlichen sowie 80 Adelige, sich der Nationalversammlung anzuschließen.

20. Juni

„Ballhaussschwur“. Als Ludwig XVI. der Volksvertretung den Saal sperrt, ziehen die Abgeordneten in eine Sporthalle um. Dort schwören sie, nicht auseinander zu gehen, bis sie Frankreich eine neue **Verfassung** gegeben haben. Als sich die Versammlung wenige Tage später unter Wortführung Honoré Gabriel Riquetis, des Comte de Mirabeau (1749–1791), dem Auflösungsbeefehl des Königs widersetzt, lenkt Ludwig XVI. ein. Am 27. Juni befiehlt er sogar allen Deputierten von Adel und Klerus, sich der Nationalversammlung anzuschließen. Die Abgeordneten stimmen gemeinsam ab. Die Nationalversammlung erklärt sich offiziell zur *constituante*,

Parlamente und Gruppen

Zwischen 1789 und 1799 entsteht in Frankreich erstmals eine demokratische politische Kultur. Parteien im modernen Sinn gibt es nicht. Es formen sich jedoch lose Fraktionen im Parlament und außerparlamentarische Gruppierungen.

Verfassungsgebende Nationalversammlung (Juli 1789–September 1791)

In die vom König im Mai 1789 einberufenen Generalstände entsenden Adel, Klerus und der Dritte Stand (Bürger und Bauern) ihre Vertreter. Auf Initiative des Dritten Standes erklärt das Gremium sich im Juni zur Nationalversammlung, mit dem Anspruch, Frankreich eine Verfassung zu geben. Am rechten Rand ihres Sitzungssaales sitzen die **Aristokraten**, die Anhänger der alten Ordnung. Neben ihnen die **Monarchisten**, die sich für einen starken König einsetzen. Die größte Fraktion bildet die **Patriotische Partei**, welche die Interessen des aufstrebenden Bürgertums vertritt. Sie besteht aus **Konstitutionellen** – Vertretern einer konstitutionellen Monarchie, die sich in der Mitte des Plenums sammeln – und einer kleinen Gruppe von **Republikanern**, die ihre Plätze auf der linken Seite einnimmt. Ihre Mitglieder stehen der außerparlamentarischen „Gesellschaft der Freunde der Verfassung“ nahe, die sich seit Januar 1790 im ehemaligen Kloster der **Jakobiner** zu Paris versammelt. Radikaler ist der basisdemokratische Klub der **Cordeliers**, der „Gesellschaft der

zur Verfassungsgebenden Nationalversammlung.

Gerüchte über ein drohendes aristokratisches Komplott werden durch die Nachricht beflügelt, dass königliche Truppen um Versailles und Paris zusammengezogen werden. Tatsächlich will der König die Abgeordneten einschüchtern – und das Volk von Paris, das zudem unruhig ist, weil es an Brot mangelt.

12. Juli Der erfolglose Rechtsanwalt Camille Desmoulins (1760–1794) ruft das Volk im Palais Royal, einem Vergnügungsgarten, zu den Waffen. Grund ist die Entlassung Neckers durch Ludwig XVI. am Tag zuvor, denn auf dem Finanzminister ruhten alle Hoffnungen der Nation. In einer Stimmung spontaner Gewalt werden Waffendepots geplündert. Soldaten der Pariser Gardes Françaises schließen sich den Aufständischen an.

14. Juli Sturm auf die Bastille. Der Gefängnisgouverneur Bernard-René de Launay (1740–1789) eröffnet nach gescheiterten Verhandlungen das Feuer auf etwa 1000 Bürger, die das Symbol der Despotie belagern. Die Festung wird gestürmt, de Launay gefangen genommen. Auf dem Weg zum Rathaus, wo die Pariser Wahlmänner eine Bürgermiliz aufstellen, wird er vom Mob gelyncht.

Der Astronom und Präsident der Nationalversammlung Jean-Sylvain Bailly (1736–1793) wird von den Wahlmännern zum ersten Bürgermeister von Paris ernannt, der Abgeordnete La Fayette erhält das Oberkommando über die Bürgermiliz, die Nationalgarde. Die „**Verfassungsrevolution**“ der Nationalversammlung ist durch die

Revolution der städtischen Massen gerettet und legitimiert worden.

Der König scheint das Geschehene zu billigen, setzt Necker wieder als Finanzminister ein und besucht das Pariser Rathaus. Er wird begeistert empfangen. In der Provinz beginnt die „**Munizipalrevolution**“: In fast allen Städten vertreiben Aufständische königliche Beamte und übernehmen die kommunalen Verwaltungen. Und auf dem Land grassiert die „**Große Angst**“ (*grande peur*) vor einer Rache der Aristokraten. Denn viele Bauern haben seit dem Frühjahr ihren

adeligen Seigneurs die Abgaben verweigert.

In manchen Regionen zerstören sie Schlösser und vernichten Akten, in denen die Privilegien ihrer Herren verzeichnet sind („**Bauernrevolution**“). Die ersten Adligen emigrieren, darunter auch der jüngste Bruder des Königs.

4./5. August Die Nationalversammlung beschließt die Abschaffung der Feudalrechte und Adelsprivilegien. Am 26. August folgt die **Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte** („*Droits de l'homme*“), die später Bestandteil der französischen Verfassung werden. Als Antwort darauf wird die Literatin Marie Olympe de Gouges (1748–1793) zwei Jahre später mit ihren „*Droits de la Femme*“ einen Grundrecht katalog für Frauen aufstellen. Denn obgleich Frauen sich an der Revolution beteiligt haben, werden ihnen Bürgerrechte voren-

halten, so dürfen sie nicht an Parlamentswahlen teilnehmen.

12. September Die Erstausgabe von Jean-Paul Marats (1743–1793) Zeitung „*L'Ami du peuple*“ („Der Volksfreund“) erscheint. Durch den nationalen Freiheitsenthusiasmus kommt es zu einer regelrechten publizistischen Explosion, welche die politische Umbildung Frankreichs stark beeinflussen wird.

5./6. Oktober Wegen der fortwährenden Lebensmittelknappheit und Arbeitslosigkeit ziehen Fischverkäuferinnen, Tagelöhner und Klein-

anderem die Aufteilung Frankreichs in 83 Départements beschlossen.

1790

Das „glückliche Jahr der Revolution“. Die Nationalversammlung setzt ihr Reformwerk fort: Der Adel und die Parlamente werden abgeschafft, die Binnenzölle, eine der Haupteinnahmequellen des Ancien Régime, aufgehoben. Und das komplizierte, von vielfältigen Ausnahmen bestimmte Abgabensystem wird durch eine allgemeine Grundsteuer abgelöst. Mit der Trikolore, die das königliche Lilien-

Die Revolutionäre schaffen den Adel und die Zünfte ab

banner ersetzt, und der Einführung des Eides „à la nation, à la loi et au roi“ (auf Vaterland, Gesetz und König) für alle Beamten begründet die Revolution eine eigene Tradition.

Januar

Aus dem im Mai 1789 von bretonischen Abgeordneten der Generalstände gegründeten „Club breton“ wird die „Gesellschaft der Verfassungsfreunde“, die bald darauf nach ihrem Versammlungsort, einem ehemaligen Kloster der Jakobiner, **Jakobinerklub** genannt wird. Seine Mitglieder sind „**Patrioten**“, zu meist Anhänger der konstitutionellen Monarchie. Doch herrscht innerhalb des Klubs keine Einigkeit darüber, welche Kompetenzen dem Monarchen zugestimmt werden sollen: Während sich eine Minderheit für einen König mit rein repräsentativen Aufgaben einsetzt, wollen ihm andere ein Vetorecht gegen die Beschlüsse des Parlaments gewähren. Der Jakobiner-

klub wird zur einflussreichsten der zahlreichen neu gegründeten politischen Gesellschaft der Revolution.

12. Juli

Zivilkonstitution des Klerus. Das Gesetz greift tief in die Rechte der katholischen Kirche ein: Ihre Amtsträger, auch die Bischöfe, werden fortan gewählt und vom Staat besoldet; jedes Département ist nun gleichzeitig auch ein Bistum. Als die Priester im November zudem gezwungen werden, den Treueid der Staatsbeamten zu leisten, kommt es endgültig zum Bruch mit dem Papst.

14. Juli

Föderationsfest in Paris. Zum Jahrestag des Bastillesturms feiert die Revolution sich selbst. 50 000 Nationalgardisten aus allen Départements defilieren vor 300 000 Zuschauern auf dem Marsfeld. Bischof Charles Maurice de Talleyrand-Périgord (1754–1838) feiert einen Gottesdienst am dort aufgestellten Altar des Vaterlandes. Alle Beteiligten – König, Abgeordnete, Nationalgarde und das Volk von Paris – legen einen Treueid auf die Nation ab.

Doch die Einmütigkeit zerfällt schon bald. Der Rücktritt von Necker (September), dem weitere Minister folgen, eröffnet einen politischen Richtungswechsel.

1791

Februar

Die Nationalversammlung beschließt die Verstaatlichung des Emigrantenbesitzes. In Worms stellen Emigranten unterdessen eine Armee auf.

2. März

Abschaffung der Zünfte. Durch die Beseitigung überkommener Produktionshemmnisse soll eine Wirtschaftsordnung im Sinne der Besitzbürger, etwa der

Eine neue Zeitrechnung

Die von Gedanken der Aufklärung inspirierten Revolutionäre glauben, dass das öffentliche Leben von *la raison* beherrscht werden müsse, von der Vernunft. Deshalb ordnen sie unter anderem Währung, Gewichte und Maße neu: im Dezimalsystem. Auch die Zeitrechnung wollen sie mit den Erfordernissen des neuen Systems in Einklang bringen. Deshalb beruft der Konvent Anfang 1793 eine Kommission aus Wissenschaftlern und Anhängern der Revolution. Diese orientieren sich an einer Idee des Literaten Pierre-Sylvain Maréchal (1750–1803). Heiligtage sollten zunächst durch Gedenktage an berühmte Männer wie Leonardo da Vinci oder Voltaire ersetzt werden.

Der *nouveau calendrier*, der „Revolutionskalender“, tritt am 5. Oktober 1793 in Kraft. Als Beginn des Jahres I wird der 22. September 1792 bestimmt. Ein Datum mit doppelter Symbolik: Der 22. September 1792 ist der erste Tag nach Entstehung der Republik. Und an jenem Datum ist die Herbst-Tagundnachtgleiche. Dies wird als astronomisches Symbol für die Gleichheit aller Menschen gesehen.

Ein Jahr hat zwölf Monate, nun aber zu je 30 Tagen – insgesamt also 360 Tage. Um das astronomische Jahr zu komplettieren, werden nach dem letzten Monat fünf zusätzliche Tage eingefügt, die *Sansculottides*. In Schaltjahren feiert man zudem einen zusätzlichen *jour de la Révolution*. Die Monate bestehen aus drei Dekaden (Wochen) zu je zehn Tagen mit zehn Stunden à 100 Minuten.

Neue Monatsnamen sollen die jeweilige „Eigenart“ der Jahreszeit, die Temperatur und den Zustand der Vegetation versinnbildlichen, so der Dichter Philippe Fabre

Allegorie des Spätsommermonats Fructidor. Grafik von Louis Lafitte (1770–1828)

d'Eglantine, der Erfinder der Namen: Für den Herbst Vendémiaire, Brumaire, Frimaire (Weinlese-, Nebel-, Raureifmonat), den Winter Nivôse, Pluviôse, Ventôse (Schnee-, Regen-, Windmonat), den Frühling Germinal, Floréal, Prairial (Keim-, Blüte-, Wiesenmonat), den Sommer Messidor, Thermidor, Fructidor (Ernte-, Hitze-, Fruchtmonat). Der neue Kalender beginnt mit dem 1. Vendémiaire des Jahres I.

Prompt entwickeln Uhrmacher Zeitmesser mit Zehn-Stunden-Anzeigen oder Ziffernblätter, welche die alte und die neue Teilung im Vergleich zeigen. Doch in der Bevölkerung ist die Begeisterung gering. Denn die gewohnten Sonntage sind abgeschafft. Nur noch jeder zehnte Tag der Dekade, der Décadi, soll arbeitsfrei sein. Zudem sind alle christlichen Festtage gestrichen; stattdessen soll an republikanischen Feiertagen revolutionären Werten und Ereignissen gedacht werden – der Hinrichtung Ludwigs XVI. zum Beispiel.

Obwohl viele Franzosen den Revolutionskalender nicht oder nur widerwillig beachten, wird er erst am 11. Nivôse des Jahres XIV, dem 1. Januar 1806, wieder vom Gregorianischen Kalender abgelöst – auch weil der „Kalender der Vernunft“ von keinem anderen Land übernommen wurde.

Christoph Unger/Olaf Mischer



Manufakturbesitzer, geschaffen werden. Aus dem gleichen Grund beschließt das Parlament ein allgemeines Koalitions- und Streikverbot (Juni).

April

Ludwig XVI. kooperiert zum Schein mit der Nationalversammlung, bittet aber heimlich andere gekrönte Häupter Europas um Hilfe. Als die königliche Familie Ostern wie jedes Jahr

in Saint-Cloud verbringen möchte, wird sie von einer Pariser Volksmenge zur Umkehr in das Tuilerien-Schloss gezwungen. Der Monarch fühlt sich bedroht.

Mai

Mitglieder des republikanischen Klubs der *Cordeliers* (benannt nach ihrem Versammlungsort, einem Franziskaner-Kloster) fordern, dass jeder Soldat eine Plakette mit der Devise „Freiheit,

Gleichheit, Brüderlichkeit“ tragen solle. Die Forderung wird nicht umgesetzt. Doch die Parole wird einer von vielen Dreiklängen der Revolution, wie etwa „Freiheit, Vernunft, Gleichheit“ oder „Tatkraft, Reinheit, Wachsamkeit“.

21. Juni

Die königliche Familie wird in der Kleinstadt Varennes nahe der Grenze zu den Öster-

reichischen Niederlanden (heutiges Belgien) gestoppt. Tags zuvor war sie aus dem revolutionären Paris geflohen, um – unterstützt von königstreuen und ausländischen Truppen – die Revolution zu beenden. Die Flüchtigen müssen nach Paris zurückkehren, wo sie eine schweigende Volksmenge empfängt. Jetzt beginnen die Republikaner eine Kampagne gegen die Monarchie. Obwohl die Nationalversammlung verbreitet, der König sei entführt worden, ist das Vertrauen in den Herrscher sowohl im Volk als auch unter den Abgeordneten geschwunden. Der Jakobinerklub zerbricht an der Frage, ob Frankreich überhaupt noch einen König braucht: Die Anhänger eines verfassungsgebundenen Königtums verlassen die Vereinigung und gründen den Klub der *Feuillants* (benannt nach ihrem Tagungs-ort, einem ehemaligen Zisterzienser-Kloster). Die Jakobiner sind nun ein republikanischer Zirkel. Und allmählich wird der Ruf nach Abschaffung der Monarchie und Errichtung der Republik auch bei Pariser Bürgern immer lauter.

17. Juli

Tausende Republikaner demonstrieren auf dem Marsfeld gegen die Monarchie. Am „Altar der Nation“ unterzeichnen sie eine Petition für Neuwahlen. Daraufhin schickt die von Anhängern der konstitutionellen Monarchie dominierte Nationalversammlung Gardisten. Und zum ersten Mal schießen Revolutionäre auf Revolutionäre.

14. September

Ludwig XVI. schwört auf die soeben fertig gestellte Verfassung. Frankreich ist nun eine konstitutionelle

Monarchie, und der König muss jetzt auch die jure die Macht teilen: Vom Parlament verabschiedete Gesetze etwa muss der Monarch von seinen Ministern ausführen lassen; er kann sie im Konfliktfall zwar für zwei Legislaturperioden blockieren, aber nicht verhindern. Ein neues Parlament soll gewählt werden – von Männern, die 25 Jahre oder älter sind und mindestens zwei Livres Steuern abführen (das trifft etwa auf zwei Drittel der über 25-Jährigen zu).

27. August

Erklärung von Pillnitz. Österreich und Preußen machen das Schicksal Ludwigs XVI. zur europäischen Angelegenheit – eine verdeckte Kriegsdrohung. Daraufhin betreiben Republikaner, unter der Führung des Pamphletisten Jacques Pierre Brissot (1754–1793), Kriegspropaganda. Sie erhoffen sich von der bewaffneten Auseinandersetzung eine Stärkung der Revolution und drängen zum Präventivkrieg, damit den Feinden keine Zeit bleibe, sich gegen Frankreich zu verbünden.

1. Oktober

Das neu gewählte Parlament, die **Gesetzgebende Versammlung** (*Assemblée législative*) tritt zusammen. Neben 264 *Feuillants* – Anhängern der konstitutionellen Monarchie – und 345 **Unabhängigen**, die auf keine politische Linie festgelegt sind, sind auch 136 Republikaner, darunter Brissot, in der Versammlung.

1792

6. Februar

Preußen und Österreich schließen ein Militärbündnis: nach der Erklärung von Pillnitz der zweite feindselige Akt gegen das neue Frankreich. Im März nimmt der König republikanische Minister in sein Kabinett auf und

tritt selbst für den Krieg ein, allerdings in der Hoffnung auf eine Niederlage der Revolution. So erklärt Frankreich Österreich am 20. April den Krieg. Französische Truppen erleiden Niederlage um Niederlage.

In den folgenden Monaten bildet sich neben dem Parlament in Paris ein neuer Machtfaktor: die Volksbewegung der **Sansculotten** („Ohne-Hosen“), Handwerker, Krämer und Arbeiter, die anders als Adelige und wohlhabende Bürger keine Knie-, sondern lange Hosen tragen. Sie sind erklärte Gegner der Monarchie; ihre Führer sitzen in der Stadtverwaltung und den radikalen politischen Klubs.

25. April

Erster Einsatz der *Guliotine*. Der nach dem französischen Arzt Joseph Ignace Guillotin (1738–1814) benannte Hinrichtungsapparat wird während der Revolution Tausenden das Leben nehmen.

12. Juni

Ludwig XVI. entlässt die republikanischen Minister. Zudem blockiert der König beharrlich die Arbeit der Legislative, etwa durch sein aufschiebendes Veto gegen die Deportation von Priestern, die den Treueid verweigern. Die Pariser Bevölkerung gerät in Aufruhr.

20. Juni

Eine wütende Volksmenge dringt in die königlichen Gemächer ein, setzt dem König die rote Freiheitsmütze der *Sansculotten* auf und zwingt ihn, sein Glas auf die Nation zu erheben. Sein Veto nimmt Ludwig XVI. dennoch nicht zurück. Abends lässt die Pariser Stadtverwaltung das Schloss räumen.

11. Juli

„Das Vaterland ist in Gefahr“. Nachdem Preußen als Verbündeter Österreichs in den

Freunde der Menschen- und Bürgerrechte

Gesetzgebende Versammlung (Oktober 1791–September 1792)
Die Verfassung tritt im September 1791 in Kraft: Frankreich ist nun eine konstitutionelle Monarchie. Über Wahlmänner indirekt von allen französischen Aktivbürgern (Männer ab einem Alter von 25 Jahren und einer Steuerleistung von mindestens zwei Livres) gewählt, erarbeitet die Versammlung die Gesetze. Beim König verbleibt die Exekutive. Er muss die Gesetze ausführen; ablehnen kann er sie nicht, nur durch sein Veto aufschieben. In der Versammlung sitzen 745 Anhänger der Revolution. Die Abgeordneten auf der linken Seite fordern die **Republik**. Die Mehrheit der Delegierten bilden die **Unabhängigen**, die zwischen beiden Flügeln sitzen und nicht fest gebunden sind. Die rechts sitzenden Vertreter der konstitutionellen Monarchie nennen sich nun **Feuillants**. Ihre Abgeordneten stammen aus dem Klub der Feuillants, der sich von den Jakobinern abgespalten hat.

Konvent (September 1792–Oktober 1795)
Nach dem Sturz der Monarchie erfolgt durch Anwendung des allgemeinen Männerwahlrechts die Wahl zum Konvent, dem ersten Parlament der nun ausgerufenen Republik Frankreich. Im Konvent, der eine demokratische Verfassung vorbereitet und in dem ausschließlich Republikaner sitzen, votieren die zunächst dominierenden **Girondisten** (deren Wortführer aus der Region Gironde stammen) für eine repräsentative Demokratie, während

Krieg eingetreten ist, ruft die Gesetzgebende Versammlung den nationalen Notstand aus: „La patrie est en danger.“ Alle Behörden und Stadtverwaltungen müssen in Permanenz tagen, die Nationalgarde wird an die Front gerufen und Freiwilligenbataillone werden aufgestellt. Binnen weniger Tage eilen 15 000 Kriegsfreiwillige zu den Fahnen.

14. Juli
Zum Gedenken an den Sturm auf die Bastille halten sich Tausende Nationalgardisten aus der Provinz in Paris auf – die meisten von ihnen sind Republikaner. Viele bleiben auch nach dem Jahrestag in der Hauptstadt. Sie verbrüdern sich mit den Sansculotten. Forderungen nach Parlamentswahlen, an denen alle Männer teilnehmen dürfen, und nach der Absetzung des Königs werden laut.

25. Juli
Der Herzog von Braunschweig droht Paris mit Vergeltung und totaler Zerstörung, sofern dem König etwas zustoßen sollte. Anfang August fordern 47 der 48 Pariser Bezirke das Ende der Monarchie.

10. August
„**Zweite Revolution**“. Vormittags rufen Vertreter aus den Pariser Bezirken die *Commune insurrectionnelle* aus, die **Stadtverwaltung der Aufständischen**, die zu einem Gegenparlament zur Gesetzgebenden Versammlung wird. Und eine gewaltige anti-monarchische Volksmenge stürmt das Tuilerien-Schloss. Etwa 600 dem König loyal ergebene Schweizer Gardisten fallen.

Der königlichen Familie gelingt die Flucht ins benachbarte Parlamentsgebäude. Verborgen in einer Loge muss sie mit anhören, wie die Versammlung unter dem Druck der Menge Ludwig suspen-

diert und Neuwahlen nach dem allgemeinen Männerwahlrecht beschließt. Der König findet für drei Tage Asyl im Versammlungshaus der Feuillants, dann wird er in den Temple gebracht, eine mittelalterliche Festung, die nun als Gefängnis dient.

19. August
Preussische Truppen überschreiten die französische Grenze, bald darauf fällt Verdun. Die Angst vor den Invasoren und der Hass auf die adeligen Offiziere, die der Kollaboration mit dem Feind bezichtigt werden, heizen die Stimmung in Paris weiter an. Die Republikaner Georges Danton (1759–1794), Maximilien

Robespierre (1758–1794) sowie Marat rufen die Pariser zu den Waffen und fordern Volksjustiz an „Verrätern der Revolution“.

2.–6. September
Septembermorde. Das Gerücht, politische Gefangene könnten ausbrechen und sich gegen die Revolution erheben, führt zu einem Massaker an mehr als 1100 Häftlingen in Pariser Gefängnissen.

20. September
Kanonade von Valmy. Revolutionstruppen erzielen in dem Gefecht von Valmy einen ersten, psychologisch wichtigen Erfolg gegen die Invasoren. Ohne einen weiteren Schuss abzugeben, treten die alliierten Truppen zehn Tage später den Rückzug an. Die französische Armee geht nun in die Offensive: Sie erobert in den nächsten Monaten u. a. Savoyen, das linke Rheinufer und die Österreichischen Niederlande. Das Parlament verspricht allen unterdrückten Völkern seine Hilfe.

21. September
Der **Konvent**, das neue Parlament, tritt zusammen. Er besteht ausschließlich aus Republikanern, die sich in drei Fraktionen teilen. Auf den unteren Parlamentsrängen nehmen 150 **Girondisten** Platz (benannt nach dem Departement Gironde, aus dem ihre prominentesten Führer stammen), sie sind für eine Republik, die vor allem die Interessen der Besitzbürger vertritt. Ganz oben sitzen 100 Abgeordnete der radikalen Linken, die deshalb **Montagnards** („Bergpartei“) genannt werden. Zwischen diesen beiden Gruppen sitzen die Unabhängigen, die teils mit der Berg-

partei, teils mit den Girondisten stimmen. Der Konvent erklärt das Königtum für abgeschafft und proklamiert am 25. September die „eine und unteilbare Republik“. Der König soll sich in einem öffentlichen Prozess verantworten.
11. Dezember
Im Konvent beginnt der Prozess gegen Ludwig XVI. Der König wird als Bürger Louis Capet (nach dem Beinamen Hugos I., des ersten Bourbonenkönigs im 10. Jahrhundert) der Verschwörung gegen die Freiheit der Nation für schuldig befunden. Im Januar 1793 stimmen 387 Konventsmitglieder für seine Hinrichtung auf der Guillotine, 334 dagegen.

1793
21. Januar
Hinrichtung Ludwigs XVI. Marie-Antoinette wird ihrem Mann neun Monate später, am 16. Oktober, auf das Schafott folgen.

1. Februar
Frankreich erklärt Großbritannien sowie den Niederlanden den Krieg, am 7. März folgt die Kriegserklärung an Spanien. 300 000 neue Soldaten werden ausgehoben.
März–September
Krise der Revolution. Frankreich erleidet militärische Niederlagen an allen Fronten; gleichzeitig erheben sich viele Städte und Regionen gegen die Pariser Revolutionäre. Angesichts der Bedrohung ziehen Abgeordnete als Regierungskommissare zur Unterstützung und Kontrolle der lokalen Behörden in die Provinz. Und gegen die Girondisten setzen die Montagnards

Notstandsmaßnahmen zur Verfolgung von Gegenrevolutionären durch: so die Einrichtung eines Sondergerichtes (**Revolutionstribunal**) zur Aburteilung von Feinden; die Bildung von **Revolutionsausschüssen in den Bezirken**, die Verdächtige überwachen sollen, und die Berufung eines parlamentarischen **Wohlfahrtsausschusses** (*Comité de salut public*). Er wird bald zu einem mit uneingeschränkter Regierungsmacht ausgestatteten Notstandsgremium. Allein der **Sicherheitsausschuss** (*Comité de sûreté générale*) hat daneben noch entscheidende Kompetenzen: Er übt die Polizeigewalt aus.

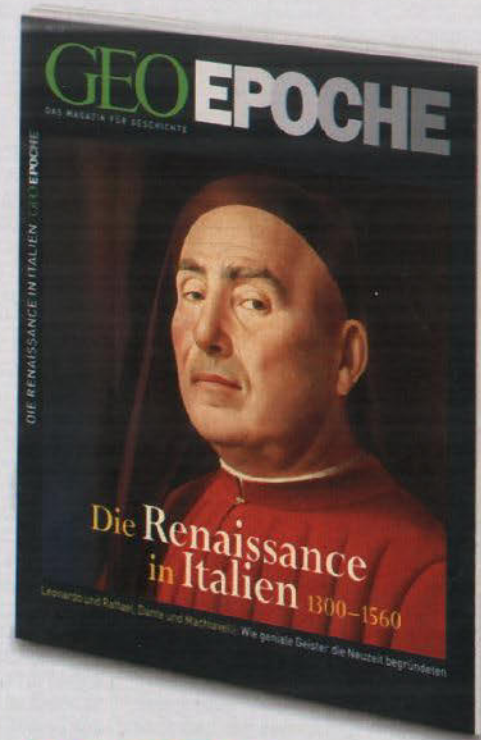
11. März
An der Loire, unter anderem im Departement Vendée, erhebt sich die Bevölkerung gegen die Rekrutierung von Soldaten. Es kommt zu einem Bürgerkrieg, der bis ins folgende Jahr andauern wird und mehr als 40 000 Opfer fordert.

18. März
Im französisch besetzten Rheinland wird die Mainzer Republik ausgerufen. Das erste demokratische Experiment auf deutschem Boden besteht, bis am 23. Juli preussische Truppen in Mainz einmarschieren.
31. Mai–2. Juni
„**Dritte Revolution**“. Sansculotten-Aufstände führen Anfang Juni zur Entmachtung der Girondisten, deren Führer verhaftet und am 31. Oktober hingerichtet werden. Schon zuvor sind die Montagnards mit der Volksbewegung ein Bündnis eingegangen und erfüllen deren politische Forderungen, u. a. nach Höchstpreisen für Lebensmittel, einer Zwangsanleihe bei den Reichen und der Todesstrafe für Hamsterer.
Juni–2. Juli
„**Föderalistenrevolte**“. Nach der Ausschaltung der Girondisten im Konvent erheben sich zwei Drittel aller Departements gegen die Revolutionäre in der Hauptstadt: Sie wollen sich dem gewaltsamen Umsturz in Paris und der Regierungsumbildung widersetzen. Der Aufstand wird niedergeschlagen.
13. Juli
Der populäre Journalist Marat wird von einer Anhängerin der Girondisten ermordet und daraufhin von den Sansculotten als Märtyrer verehrt. Marat-Büsten ersetzen Heiligenstatuen in Kirchen und schmücken revolutionäre Sitzungsräume.
27. Juli
Wahl Robespierres in den Wohlfahrtsausschuss.
4./5. September
Ein erneuter Aufstand der Sansculotten gegen den Konvent leitet die Wende zur **Jakobinerdiktatur** ein. Durch eine Reihe weiterer Zugeständnisse gelingt es den Montagnards und

Unter den Jakobinern wird die Republik zur Diktatur



**GRATIS
zur Wahl!**



1. Bergmann-Uhr »1960«

Der Klassiker aus dem Hause Bergmann: mit Präzisions-Quarzwerk, fluoreszierenden Zeigern, Datumsanzeige. Cremefarbenes Zifferblatt mit aufgesetzten Metall-Indexen. Einzelnummerierung, PU-Lederarmband und gewölbtem Mineralglas. Ø ca. 35 mm.

2. GEOEPOCHE – »Die Renaissance in Italien«

Die kulturelle Wiedergeburt der Antike in Italien – gesellschaftlich grausam, künstlerisch schön? Erleben Sie, wer und was die Menschen in dieser Zeit prägte. Sorgfältig recherchierte, spannende Fakten und opulente Bildessays lassen Sie am damaligen Leben teilhaben.

Jetzt über 13 % sparen + Geschenk wählen!

GEOEPOCHE ist das Geschichtsmagazin von GEO. In jedem Heft erfahren Sie mehr über Alltag, Kultur, Gesellschaft und Wissenschaft wichtiger historischer Perioden. Jetzt 4x im Jahr – zum Selbstlesen oder Verschenken.

Ihre GEOEPOCHE-Vorteile

- Ein Geschenk Ihrer Wahl!
- Über 13% sparen!
- Lieferung frei Haus!
- Nach 1 Jahr jederzeit kündbar!
- Geld-zurück-Garantie für zu viel bezahlte Hefte!

So einfach erreichen Sie uns:

Vorteilscoupon ausfüllen und senden an
GEOEPOCHE, Kunden-Service, 20080 Hamburg

in Deutschland per

Tel.: 01805/861 80 00 12 Cent/Min.
Fax: 01805/861 80 02 12 Cent/Min.
E-Mail: GeoEpoche-Service@guj.de

in Österreich per

Tel.: 0820/00 10 85
E-Mail: Geo-Epoche@abo-service.at

in der Schweiz per

Tel.: 041/329 22 20
E-Mail: Geo-Epoche@leserservice.ch

Bitte Bestellnummer aus dem Vorteilscoupon angeben.

GEO EPOCHE erscheint im Verlag Gruner+Jahr
AG & Co KG, Dr. Gerd Brüne, Am Baumwall 11,
20459 Hamburg, AG Hamburg HRA 102257.

GEOEPOCHE-Vorteilscoupon

Ja, ich bestelle GEOEPOCHE 4x jährlich zum Preis von zzt. € 6,90 (statt € 8,-) pro Heft (D)/zzt. € 7,60 (statt € 8,80) pro Heft (A)/zzt. Fr. 13,80 (statt Fr. 15,80) pro Heft (CH). Zum Dank für meine Bestellung erhalte ich ☐ die Bergmann-Uhr »1960« oder ☐ GEOEPOCHE »Die Renaissance in Italien« (bitte nur ein Kreuz) nach Zahlungseingang gratis. Die Lieferung aller Hefte erfolgt frei Haus. Ich gehe kein Risiko ein, denn ich kann nach Erhalt der 4. Ausgabe jederzeit kündigen. Das Geld für bezahlte, aber nicht gelieferte Ausgaben erhalte ich zurück. Alle Preise inkl. Zustellung und MwSt.

Meine Anschrift: (Bitte auf jeden Fall ausfüllen.)

Name, Vorname		Geburtsdatum 19	
Straße/Nr.		Telefon-Nr. /	
PLZ	Wohnort	E-Mail @	
Ich zahle bequem per Bankeinzug (D; halbjährlich € 13,80)			
Bankleitzahl	Kontonummer		
Geldinstitut			

Widerrufsrecht: Die Bestellung kann ich innerhalb der folgenden zwei Wochen ohne Begründung beim GEOEPOCHE Kunden-Service, 20080 Hamburg, in Textform (z.B. Brief oder E-Mail) oder durch Rücksendung der Zeitschrift widerrufen. Zur Fristwahrung genügt die rechtzeitige Absendung.

☐ Ja, ich bin damit einverstanden, dass Sie mich künftig per Telefon oder E-Mail über interessante Angebote von Gruner+Jahr und Partnerunternehmen informieren.

Datum **X** Unterschrift **491410**

Anschrift des Geschenkeempfängers: (Nur ausfüllen, wenn Sie GEOEPOCHE verschenken.)

Name		Geburtsdatum 19	
Vorname		Geburtsdatum	
Straße/Nr.			
PLZ	Wohnort		
Dauer der Geschenklieferung: <input type="checkbox"/> unbefristet (mindestens 1 Jahr) <input type="checkbox"/> 1 Jahr (4 Ausgaben) 491411			

die **Bergpartei (Montagnards)** eine direkte Ausübung der Souveränität durch das Volk fordert. Die Montagnards setzen sich durch, gestützt auf die Pariser Volksbewegung: **Sansculotten** – organisierte radikale Pariser Arbeiter, Handwerker und Tagelöhner – setzen die Parlamentarier mit ihren Forderungen unter Druck. Die Bergpartei erwirkt Notstandsgesetze. Unter der Führung von Robespierre verfolgen die Jakobiner ihre politischen Gegner. Oppositionelle wie die **Indulgents** („Nachsichtige“, die den Schrecken beenden wollen) sterben unter der Guillotine. Am 27. Juli 1794 (dem 9. Thermidor) wird das Regime von Abgeordneten gestürzt – diese **Thermidorianer** beenden die **Terreur**.

Direktorium (Oktober 1795–November 1799) Die Verfassung von 1795 sieht zwei gesetzgebende Kammern vor. Die 750 Delegierten der beiden Räte der republikanischen Direktorialverfassung werden durch ein zweistufiges Zensuswahlrecht gewählt. Der **Rat der Fünfhundert** bereitet Gesetze vor, die durch Zustimmung des **Rates der Alten** rechtskräftig werden. Die Exekutive obliegt dem fünfköpfigen Direktorium, dessen Mitglieder vom Rat der Alten (nach Vorschlägen des Rats der Fünfhundert) gewählt werden. Und nach erstarken in diesen Gremien wieder die **Royalisten**. Die meisten stehen für eine Rückkehr zur konstitutionellen Monarchie – die Rückkehr zum Ancien Régime wünscht sich nur eine kleine Minderheit.

Lenka Brandt/
Anja Herold

dem Wohlfahrtsausschuss, die Volksbewegung zu vereinnahmen. Aus den Sansculotten formen die Machthaber eine „Revolutionsarmee“ gegen den inneren Feind: Verräter, Hamsterer, Spekulanten.

23. August Dekret über das Volksaufgebot („Levé en masse“). Mit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht beruft der Konvent fast alle Franzosen zum Militärdienst für die Nation ein.

17. September „Gesetz gegen die Verdächtigen“. Von nun an können Gegner der Regierung willkürlich festgenommen werden. Ihnen droht die Guillotine. Die revolutionäre **Schreckensherrschaft (Terreur)** beginnt, legitimiert durch den Konvent. Notstandsmaßnahmen und Freiheitsbeschränkungen sollen so lange bestehen bleiben, bis die Krise überwunden ist und die inzwischen erarbeitete neue Verfassung in Kraft treten kann. Dieses demokratische Gesetzeswerk wird indes niemals Gültigkeit erlangen.

5. Oktober Kalenderreform. Rückwirkend von der Entstehung der Republik am 21. September 1792 an gilt nun der „Revolutionäre Kalender“ (siehe Kasten Seite 173).

10. November Fest der Freiheit und Vernunft in Notre-Dame. Tücher verhüllen die christlichen Kunstwerke, in der Mitte des Kirchenschiffes steht auf einem „heiligen Berg“ ein „Tempel der Vernunft“, vor dem die „Flamme der Philosophie“ brennt. Der Kult soll den christlichen Glauben verdrängen.

1794

24. März Der von Robespierre dominierte Wohlfahrtsausschuss entledigt

sich seiner politischen Gegner. So werden etwa die nach dem Publizisten Jacques René Hébert benannten **Hébertisten**, die für eine radikalere Anwendung der Terreur eintraten, verhaftet und hingerichtet.

5. April Nach Ausschaltung der linken Opposition verfolgt Robespierre die Fraktion der „Nachsichtigen“, die eine Abschwächung der Schreckensherrschaft befürwortet. Deren Anführer, darunter Danton und Desmoulins, finden nach einem aufsehenerregenden Prozess den Tod auf der Guillotine.

8. Juni Fest des Höchsten Wesens in Paris. Robespierre versucht einen deistischen Gegenkult zu der republikanischen Vernunftreligion zu begründen.

10. Juni/22. Prairial II **Prairialgesetz.** Verteidigungen vor dem Revolutionstribunal werden verboten. Die blutigste Phase der Schreckensherrschaft ist damit eingeläutet, kein Franzose mehr sicher. Innerhalb der folgenden sechs Wochen fällt das Revolutionstribunal 1376 Todesurteile, etwa 150 mehr als in den 14 Monaten zuvor. Der Rückhalt der Robespierrieten im Volk und im Konvent wird immer schwächer.

27. Juli/9. Thermidor II Robespierre, der kurz zuvor in einer Rede vor dem Konvent neue Säuberungen angekündigt hat, wird auf Veranlassung einiger vormaliger Verbündeter gestürzt, die fürchten, zu seinen nächsten Opfern zu zählen. Das Volk von Paris bleibt ruhig. Die Hinrichtung Robespierres und seiner Anhänger am 28. Juli beendet die Zeit der Terreur. Die „**Thermidorianer**“, wie die Männer des Umsturzes genannt werden, beschneiden die Kompe-

tenzen des Wohlfahrtsausschusses und entlassen politische Gefangene.

September–Dezember **„Terreur Blanche“**

In der Provinz, vor allem im Südosten des Landes, beginnt der „Weiße Terror“ gegen Jakobiner und Sansculotten, er dauert bis ins nächste Jahr an. In Paris setzen die Schlägertruppen der „**Goldenen Jugend**“ (*jeunesse dorée*), Angehörige des mittleren Bürgertums, die Schließung des Jakobinerklubs durch. Die öffentliche Meinung wendet sich infolge einer Flut von Zeitungsartikeln und Pamphleten gemäßigter Republikaner gegen die Jakobiner und die im Konvent verbliebenen Anhänger Robespierres.

Die Thermidorianer entschließen sich zu einem Bauernopfer: Nach einem Schauprozess wird Jean-Baptiste Carrier (1756–1794), der als Kommissar der Terreur im Bürgerkrieg der Vendée Tausende auf grausame Weise umkommen ließ, zum Tode verurteilt und hingerichtet. Auch die Rückberufung der Girondisten in den Konvent ist ein Zeichen der Mäßigung der Revolution. Doch nach dem

kämpfen erfolglos für „Brot und die Verfassung von 1793“.

23.–27. Juni

Mit britischer Unterstützung landet eine royalistische Emigrantenarmee auf der Halbinsel Quiberon. Republikanische Truppen verhindern ihren Vormarsch.

22. August

Direktorialverfassung.

Der Konvent verabschiedet eine neue Konstitution, mit der er die Revolution beenden und eine neuerliche Diktatur verhindern will: Die Regierung soll einem fünfköpfigen Gremium gleichberechtigter Direktoren übertragen werden, die von zwei Parlamentskammern kontrolliert werden (**Rat der Fünfhundert** und **Rat der Alten**). Doch die Abgeordneten des verfassungsgebenden Konvents sichern auch die eigene politische Zukunft, denn zwei Drittel der neuen Parlamentarier müssen aus ihren Reihen übernommen werden (Zwei-Drittel-Dekrete). So schreibt die bürgerliche Mitte ihre Machtposition bis auf weiteres fest. Zukünftig soll jedes Jahr ein Drittel der Abgeordneten durch Wahlen neu bestimmt werden.

Der Rat der Alten wählt auf Vorschlag des Rates der Fünfhundert die neue Regierung; unter den Direktoren ist auch Paul Barras.

16. November

Ehemalige Jakobiner gründen den Pantheonklub. Eines der führenden Mitglieder, der Journalist François-Noël Babeuf (1760–1797), organisiert die „Verschwörung der Gleichen“. Er will eine Diktatur des Volkes errichten; Grund und Boden sollen aufgeteilt werden und jedermann auf gleiche Weise von den Ernteerträgen profitieren.

Doch die Verschwörung wird von den Spitzen des Direktoriums aufgedeckt und vereitelt. Babeuf wird am 10. Mai 1796 verhaftet und ein Jahr später hingerichtet.

1796

2. März

Napoleon Bonaparte wird Oberbefehlshaber der Italien-Armee und kann rasch Siege verzeichnen. Durch geschickte Selbstinszenierung wird er für seine Soldaten und die Mehrheit der Franzosen zum Helden. Im Auftrag des Direktoriums handelt er den Frieden von Campo Formio aus (17. Okto-

Ein genialer Selbstdarsteller macht Karriere: **Napoleon**

Wegfall des Schreckens brechen schon bald heftige Fraktionskämpfe aus. Erstmals seit dem Sturz der Monarchie erstarken auch die **Royalisten** wieder.

1795

April/Mai

In Paris erhebt sich die revolutionäre Volksbewegung zum letzten Mal. Sansculotten

5. Oktober

Anhänger der konstitutionellen Monarchie, die sich durch die Zwei-Drittel-Dekrete benachteiligt fühlen, erheben sich. Bei der Niederschlagung zeichnen sich besonders der Oberbefehlshaber Paul Barras (1755–1829) und der junge Offizier Napoleon Bonaparte (1769–1821) aus.

Oktober

Wahl der neuen Abgeordneten für die Räte.

ber 1797), der Österreich unter anderem zwingt, das linke Rheinufer abzutreten und den ersten Koalitionskrieg beendet. Die Kontributionen aus Italien retten das Direktorium vor dem Staatsbankrott. Der Mythos Bonapartes als „Retter Frankreichs“ entsteht. Doch schon bald brechen die Feindseligkeiten erneut aus.

1797

April

Bei den Wahlen zu den Räten gewinnen die Royalisten an Einfluss. 4. September/18. Fructidor V Staatsstreich im Direktorium. Um ihre Mehrheit gegen die royalistische Opposition zu verteidigen, bilden drei republikanische Direktoren ein Triumvirat und organisieren einen Umsturz. Mit Hilfe der Armee lassen sie die zwei übrigen Direktoren sowie 53 Abgeordnete unter dem Vorwand der royalistischen Verschwörung verbannen und erklären die Aprilwahlen in 49 Départements für ungültig. Die Herrschaft des „Zweiten Direktoriums“ beginnt. Gestützt auf das Militär verspricht es, die Republik zu retten.

1798

11. Mai/22. Floréal VI

Die jährlichen Wahlen werden von Neo-Jacobinern gewonnen. Doch Wahlmanipulationen verhindern deren Eingang in die Parlamentskammern.

1. Juli

Bonaparte startet seinen Ägyptenfeldzug. Doch der Überfall bleibt erfolglos. Als der britische Admiral Horatio Nelson (1758–1805) die französische Flotte vor Abukir versenkt, ist Bonapartes Armee sogar für einige Zeit der Rückzug versperrt.

1799

Frankreichs Truppen erleiden Niederlagen in Deutschland und Italien. Die Popularität des Direktoriums sinkt beständig.

18. Juni/30. Prairial VII

Die Wahlen fallen für das Regime des Zweiten Direktoriums abermals ungünstig aus – doch diesmal spielen die Räte bei der Manipulation nicht mehr mit. Sie wählen den

Abbé Sieyès zum Direktor. Er bildet sogleich die Regierung um und scharft die Unzufriedenen aus Politik und Militär um sich. Sieyès plant einen Staatsstreich und rechnet dabei auf die Unterstützung des Rates der Alten. Aber er ist auch auf die Hilfe des Militärs angewiesen – und gewinnt den populären Napoleon Bonaparte, der am 9. Oktober aus Ägypten zurückkehrt, für seine Sache.

9./10. November/18./19. Brumaire VIII

Staatsstreich des 18. Brumaire. Unter dem Vorwand eines jakobinischen Umsturzversuches werden die beiden Kammern nach Saint-Cloud verlegt. Abbé Sieyès und zwei Eingeweihte treten zurück, die übrigen beiden Direktoren kommen unter Arrest. Doch nach einer auftrumpfenden Rede Bonapartes vor dem Rat der Alten droht der Umsturz am nächsten Tag zu scheitern: Rufe „Nieder mit dem Tyrannen“ werden laut. Nur mit Hilfe der Soldaten des Generals gelingt der Staatsstreich dennoch. Ein

Exekutivausschuss aus drei Konsuln wird eingesetzt. Bonaparte übernimmt die Führung des Gremiums. Gleichzeitig werden zwei Kommissionen damit beauftragt, eine neue Verfassung auszuarbeiten.

Mitte Dezember

Proklamation der Konstitutionsverfassung. In einer Erklärung an die Franzosen verkünden die neuen Triumvirn um Bonaparte: „Bürger! Die Revolution ist fest den Prinzipien verbunden, von denen sie ihren Ausgang genommen hat. Sie ist beendet.“

Christina Schröder, 31, ist die wissenschaftliche Beraterin dieses Heftes.

GEO EPOCHE

DAS MAGAZIN FÜR GESCHICHTE

Gruher + Jahr AG & Co KG, Druck- und Verlagshaus, Am Baumwall 11, 20459 Hamburg. Postanschrift für Verlag und Redaktion: 20444 Hamburg, Telefon 040/37 03-0, Telefax 040/37 03 56 48, Telex 21 95 20, E-Mail (Redaktion): briefe@gco.de; Internet: www.GEO.de

HERAUSGEBER

Peter-Matthias Gaede

CHEFREDAKTEUR

Michael Schaper

GESCHÄFTSFÜHRENDE REDAKTEURE

Cay Rademacher (Text), Jutta Krüger (Art Direction)

TEXTREDAKTION

Jens-Rainer Borg, Dr. Anja Herold

BILDREDAKTION

Christian Gargel; freie Mitarbeit: Anja Jockel

ART DIRECTOR

Johannes Dönges

VERIFIKATION

Olaf Mischer, Andreas Sedlmair

Freie Mitarbeit: Lenka Brandl

WISSENSCHAFTLICHE BERATUNG

Christina Schröder

CHEF VOM DIENST TECHNIK

Rainer Droste

MITARBEITER DIESER AUSGABE

Freie Mitarbeit: Jörg-Uwe Albig, Dr. Ralf Berthold, Bleike General, Sina Heilmann, Insa Hols, Marion Hombach, PD Dr. Frank Otto, Tonio Poter, Alexander Rehfeld, Walter Salter, Lena Völker, Dr. Christoph Unger, Günther Wessel

KARTOGRAPHIE: Stefanie Peters

SCHLUSSREDAKTION: Dirk Krömer

Assistentin: Hannelore Kochl

HONORARE: Petra Schmidt

REDAKTIONSASSISTENT: Ursula Arens

BILDADMINISTRATION UND -TECHNIK: Bernd Dinkel

GEO-BILDARCHIV: Bettina Behrens, Gudrun Lademann, Peter Müller

REDAKTIONSBURO NEW YORK:

Nadja Masri (Leitung), Brigitte Barkley, Wilma Simon, Ann Marie Binio (Sekretariat), 375 Lexington Avenue, New York, NY 10017-5514, Tel. 001-212-499-8100, Fax 001-212-499-8105, E-Mail: geo@geo-ny.com

Verantwortlich für den redaktionellen Inhalt:

Michael Schaper

VERLAGSLEITUNG: Dr. Gerd Brüne, Ove Saffe

ANZEIGENLEITUNG: Anke Wiegell

VERTRIEBSLEITUNG: Ulrike Klemmer/DPV Deutscher Pressevertrieb

MARKETINGLEITUNG: Jan-Piet Stempels

HERSTELLUNG: Peter Grimm

ANZEIGENABTEILUNG Anzeigenverkauf: Ute Wangermann,

Tel. 040/37 03 29 32, Fax: 040/37 03 57 73

Anzeigenpositionierung: Marco Schützle,

Tel. 040/37 03 23 27, Fax: 040/37 03 56 04

Es gilt die GEO Sonderhefte-Anzeigenpreisliste Nr. 2/2006

HEFTPREIS: 8,00 Euro + ISBN-Nr. 3-570-19672-0 + © 2006 Gruher + Jahr, Hamburg; Bankverbindung: Deutsche Bank AG Hamburg, Konto 03228800, BIC: 200 700 00 ISSN-Nr. 1861-6097

DRUCK: Prinovis Itzeboe GmbH & Co. KG

Printed in Germany

GEO-LESERSERVICE

FRAGEN AN DIE REDAKTION

Telefon: 040/37 03 20 73, Telefax: 040/37 03 56 48

E-Mail: briefe@gco.de

ABONNEMENT- UND EINZELHEFTBESTELLUNG

ABONNEMENT DEUTSCHLAND Jahres-Abonnement: 27,60 €

BESTELLUNGEN: KUNDENSERVICE ALLEMGEMEIN: (pers. erreichbar)

Gruher + Jahr AG & Co KG Mo – Fr 7.30 bis 20.00 Uhr

GEO-Kundenservice Sa 9.00 bis 14.00 Uhr

20080 Hamburg Telefon: 01805/861 80 01*

Telefon: 01805/861 80 02*

*12 Cent/Min. E-Mail: geo-service@guj.de

24-Std.-Online-Kundenservice: www.MeinAbo.de/service

ABONNEMENT ÖSTERREICH GEO-Abonnentenservice

Postfach 5, A-6960 Wolfurt

Telefon: 0820/100 10 85

Telefax: 0820/100 10 86

E-Mail: geo@abo-service.at

ABONNEMENT SCHWEIZ GEO-Leserservice

Postfach, CH-6002 Luzern

Telefon: 041/329 22 20

Telefax: 041/329 22 04

E-Mail: geo@leserservice.ch

ABONNEMENT ÜBRIGES AUSLAND GEO-Kundenservice

Postfach, CH-6002 Luzern,

Telefon: 041/329 22 80, Telefax: 0049-1805/08 20 00

E-Mail: geo@leserservice.ch

BESTELLADRESSE FÜR GEO-BÜCHER, GEO-KALENDER, SCHUBER ETC.

DEUTSCHLAND GEO-Versand-Service

Werner-Haas-Straße 5

74172 Neckarsulm

Telefon: 01805/06 20 00

(12 Cent/Min.)

Telefax: 01805/08 20 00

(12 Cent/Min.)

E-Mail: service@guj.com

SCHWEIZ

GEO-Versand-Service 50/001

Postfach 1002

CH-1240 Genf 42

ÖSTERREICH

GEO-Versand-Service 50/001

Postfach 5000

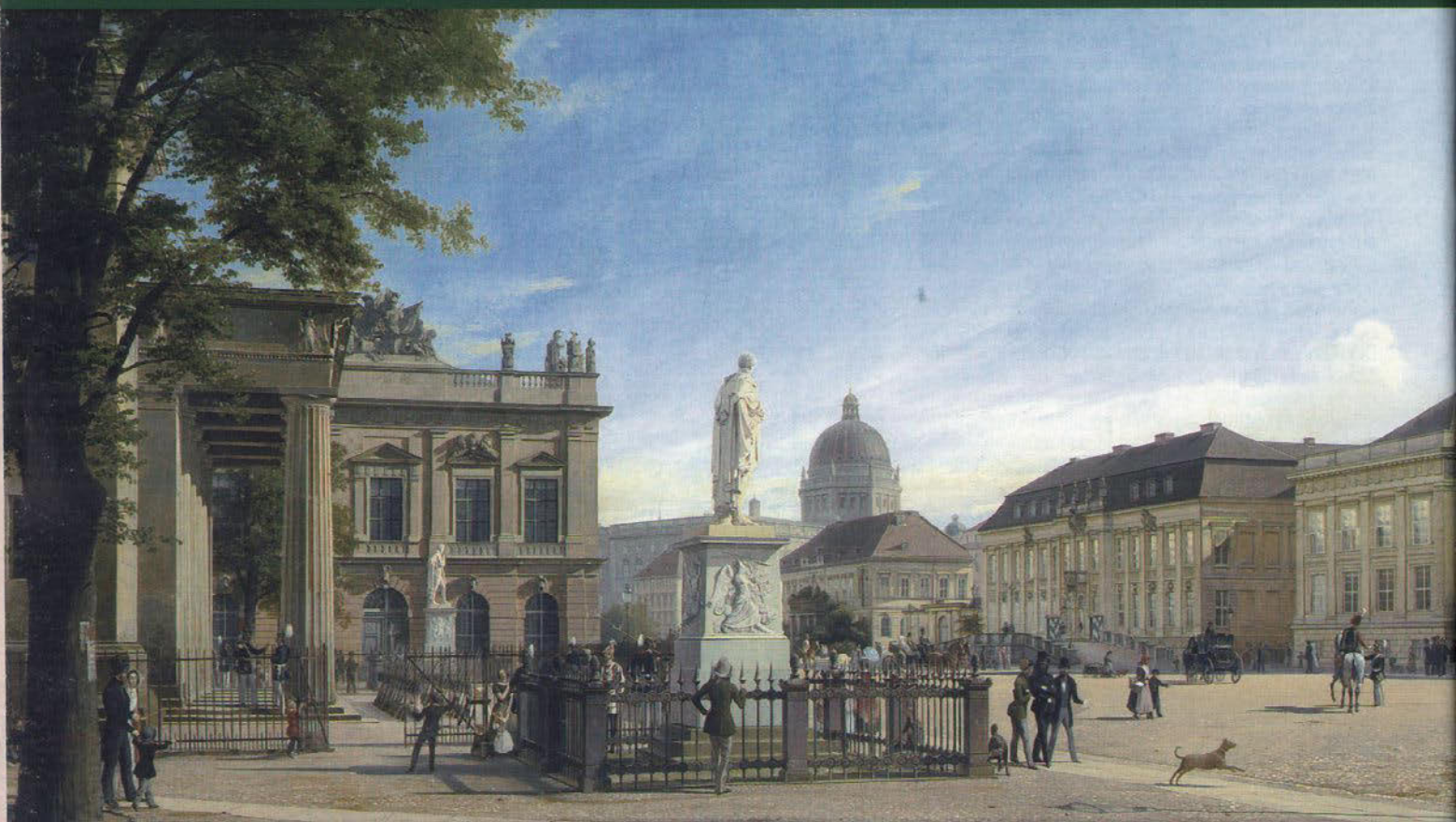
A-1150 Wien

BESTELLUNGEN PER TELEFON UND FAX FÜR ALLE LÄNDER

Telefon: 0049-1805/06 20 00, Telefax: 0049-1805/08 20 00

E-Mail: service@guj.com

PREUSSEN



Am Prachtboulevard Unter den Linden errichtet der königliche Baumeister Karl Friedrich Schinkel 1816 bis 1818 die Neue Wache – einen der bedeutendsten Bauten Preußens (im Bild links). Vom Vorplatz aus können Flaneure die Kuppel des Hohenzollernschlosses erblicken. Die preußischen Herrscher machen Berlin zum »Spree-Athen« – und fördern deshalb nicht nur die Armee, sondern auch Architektur und Künste

Zuletzt erschienene Ausgaben:



Die folgenden Ausgaben:

- **Das Zeitalter der Entdecker** (29. November 2006)
Von Christoph Kolumbus, der eine Neue Welt entdeckte, bis zum dramatischen Wettlauf von Robert F. Scott und Roald Amundsen zum Südpol.
- **Kaiser, Ritter, Hanse – Deutschland im Mittelalter** (28. Februar 2007)
Herrscher und Krieger, Kaufleute und Bauern, Mönche und Nonnen formen ein Reich. Die Chronik eines halben Jahrtausends.
- **Die Geschichte des Buddhismus** (30. Mai 2007)
Von Schicksal und Lehre eines indischen Weisen – und den blühenden Kulturen Asiens, die von seiner Religion durchdrungen wurden.



Er liebt das Flötenspiel und die Konversation mit Voltaire. Dennoch ist Friedrich II. (links), der von 1740 bis 1786 regiert, ein Machtpolitiker. Fast ohne jede Rechtfertigung überfällt er das österreichische Schlesien. 126 Jahre später entscheidet ein weiterer Krieg gegen die Habsburger Preußens Schicksal: Der Sieg bei Königgrätz (unten) macht 1866 den Weg frei für die deutsche Reichsgründung – das Ende des unabhängigen Preußen



WEITERE THEMEN

DER ERSTE MONARCH: Missachtet fühlt sich Brandenburgs Kurfürst Friedrich III. Mit Hunderten Gefolgsleuten zieht er 1701 nach Königsberg – und begründet das preußische Königtum.

DIE VÖLKERSCHLACHT: Im Oktober 1813 befreit sich Preußen von der französischen Fremdherrschaft – nachdem visionäre Reformer das Land von Grund auf erneuert haben.

DER PREUSSISCHE GROSSREVOLUTIONÄR: Als im Frühjahr 1848 in Preußen die Revolution ausbricht, kämpft ein Mann in Köln mit seiner Zeitung leidenschaftlich für ihren Erfolg. Doch auch Karl Marx kann den Umsturz nicht retten.

FONTANE: Ein Apotheker wird Kriegsberichterstatter, dann gefeierter Schriftsteller – und Chronist der von den Junkern dominierten, brüchigen Ständegesellschaft seiner Zeit.

BISMARCK UND WILHELM I.: Bis zum Schluss sträubt sich der preußische König gegen die deutsche Kaiserkrone – doch schließlich gibt er dem Drängen seines Kanzlers nach.

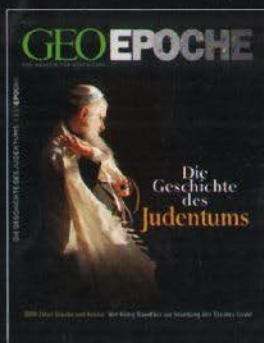
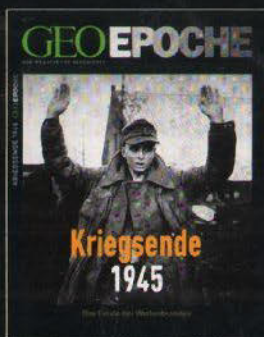
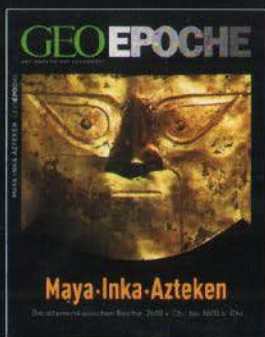
Dezenber 1757: Ohne Erbarmen schickt Preußens König Friedrich II. seine Truppen in den Kampf – nur 35 000 Mann müssen bei Leuthen gegen eine fast doppelt so große Übermacht von Österreichern antreten. Wenige Stunden später haben die disziplinierten Soldaten aus Preußen die Schlacht im Herzen Schlesiens gewonnen. Zeitweilig sind die Armeen des Feldherrn, den sie „den Großen“ nennen, in Europa als unschlagbar gefürchtet.

Militärische Unbesiegbarkeit – und unstillbarer Eroberungsdrang: Das sind nur zwei jener vielen Mythen, welche die Geschichte Preußens umweben.

Seit sich 1701 im winterkalten Königsberg zum ersten Mal ein Hohenzoller selbst zum preußischen Monarchen gekrönt hat, streben die Preußen, durchdrungen von pietistischen Tugenden, nach Höherem. Und das nicht nur militärisch. In Salons perfektionieren Dichter ihre Kunst, streiten Bürger und Gelehrte für mehr Freiheit; Philosophen machen den Staat zur anerkannten Geistesmacht. Und Berlin wandelt sich vom provinziellen Garnisons- und Beamtenstädtchen zur prächtigen Kapitale.

Als Anfang des 19. Jahrhunderts Napoleons Heere Preußen zu vernichten drohen, modernisieren geniale Staatsmänner die Gesellschaft radikal. Eines der größten Reformprojekte der Neuzeit lässt das Land schließlich so mächtig werden wie nie zuvor – bis es, von Kanzler Bismarck getrieben, 1871 im neu gegründeten Deutschen Kaiserreich aufgeht.

GEOEPOCHE porträtiert die eindrucksvolle Karriere eines Staates, der so widersprüchlich ist wie der „Alte Fritz“, sein bedeutendster Herrscher: schöngestig und aggressiv, selbstbewusst und bescheiden, freisinnig und tyrannisch, modern und abgrundtief reaktionär. Ein Staat, der, obwohl er aufgehört hat zu existieren, in seinen Legenden bis heute fortlebt.



Geschichte erleben mit GEO EPOCHE.

Jetzt im ausgesuchten Buch- und Zeitschriftenhandel. Falls Sie eines dieser Hefte verpasst haben, bieten sich jetzt folgende Möglichkeiten: Sie können zum Zeitschriftenhändler Ihres Vertrauens gehen und danach fragen. Sie können sich direkt an GEO wenden – Tel. 01805/ 86 18-003* oder Fax 01805/ 86 18-002*. Sie können im Internet unter www.geo-webshop.de nachschauen. Oder Sie können sich auf das neue Heft freuen.

*(12 Cent/Min.)

GEO EPOCHE

Sehen Sie weitere GEO-Produkte im Internet unter www.geo-webshop.de